This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

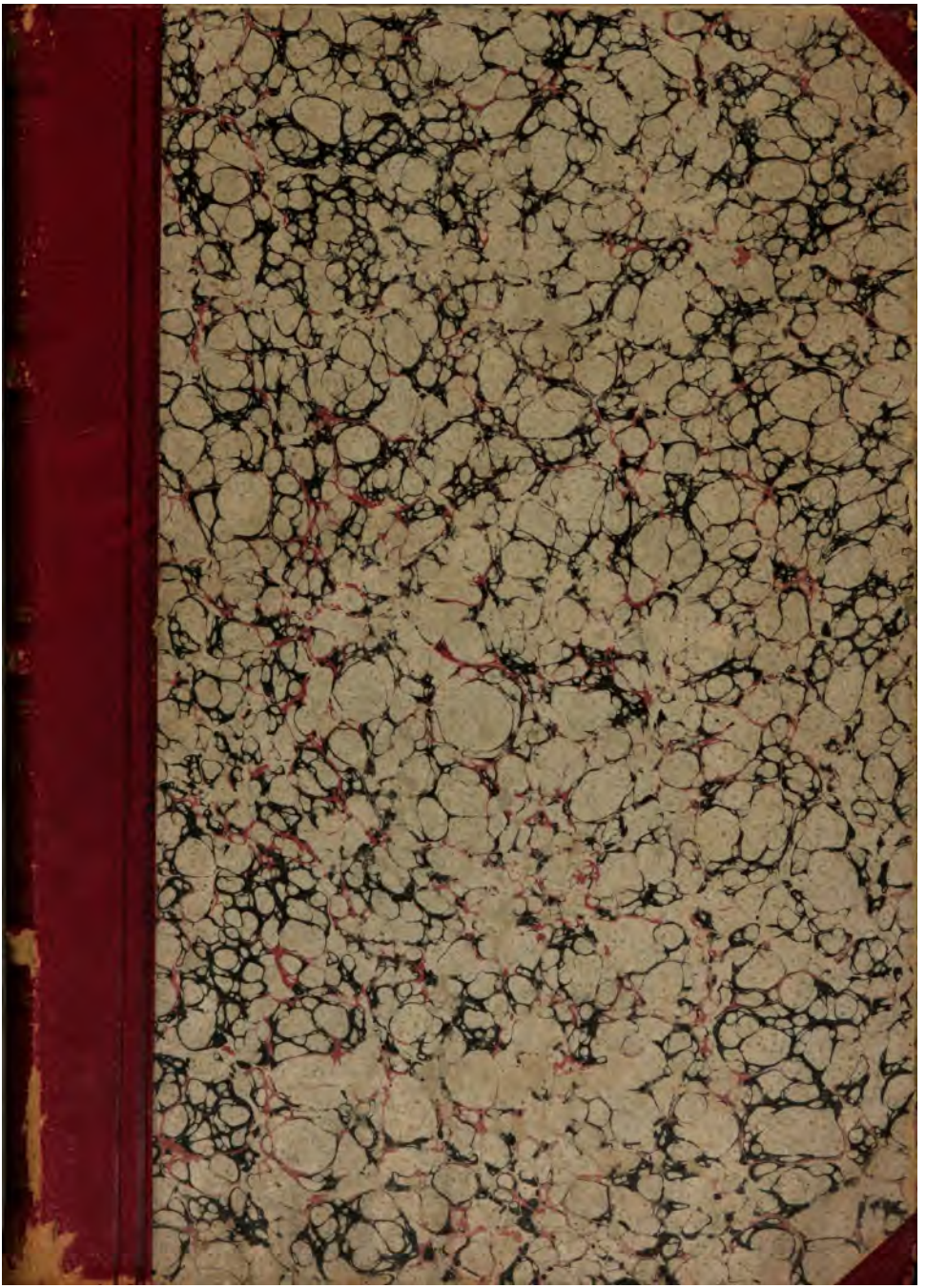
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

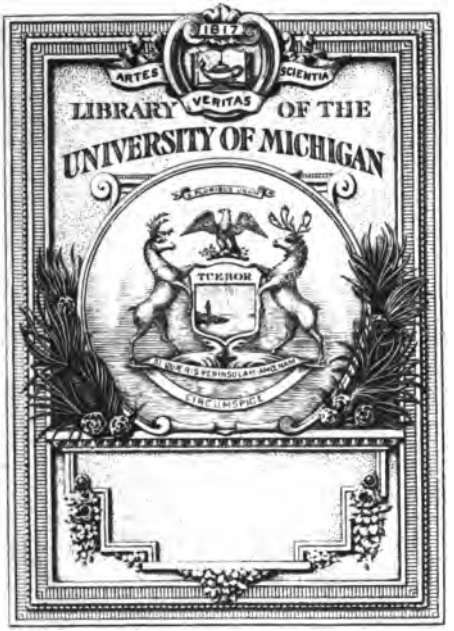
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Emma von Freiber

Heidelberg

Weihnachten 187

838
W26
1867
v.3

Literarischer Nachlaß

der

Frau Caroline von Wolzogen.

Zweiter Band.

Literariſcher Nachlaß

der

Frau Caroline von Wolzogen.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1867.

Mit Vorbehalt aller Rechte.

Herman
Johnson
3-17-43
41549

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Frau v. Wolzogen an Caroline v. Dachröden, nachmals Frau v. Humboldt — Wilhelm v. Humboldt an Frau v. Wolzogen und ihren Gemahl . . .	1
II.	Herr und Frau v. Wolzogen.	76
	1. Briefe vor ihrer Vermählung	—
	2. Briefe nach ihrer Vermählung	146
III.	Briefe Lottchens v. Lengefeld, nachmals Frau v. Schiller an Wilhelm v. Wolzogen	164
IV.	Briefe Guſtavs v. Schlabrendorf an Frau v. Wolzogen	217
V.	Eliſa v. d. Recke an Frau und Herrn v. Wolzogen .	248
VI.	Freiherr v. Seckendorf an Frau und Herrn von Wolzogen.	258
VII.	Amalie v. Imhoff an Frau v. Wolzogen	266
VIII.	C. L. v. Knebel an Frau v. Wolzogen.	274
IX.	J. H. Meyer an Frau v. Wolzogen	278
X.	K. G. v. Brinkmann an Frau v. Wolzogen . . .	286
XI.	Frau v. Staël zu Handen von Frau v. Wolzogen .	299
XII.	Oberhofmeiſter v. Einſiedel an Frau v. Wolzogen .	302
XIII.	Wieland an Frau v. Wolzogen	307
XIV.	F. Hartmann an Frau v. Wolzogen	309
XV.	J. G. Ebel an Frau v. Wolzogen	314
XVI.	Pfeffel an Frau v. Wolzogen	319
XVII.	K. L. v. der Kettenburg an Frau v. Wolzogen . .	321

		Seite
XVIII.	Heinrich Voß für Frau v. Wolzogen	328
XIX.	Graf Geßler an Frau v. Wolzogen	332
XX.	Körner und seine Witwe an Frau v. Wolzogen	363
XXI.	F. C. Laharpe an Frau v. Wolzogen	380
XXII.	Max v. Schenkendorf an Frau v. Wolzogen	384
XXIII.	Freiherr v. Truchseß an Frau v. Wolzogen	386
XXIV.	Caroline Pichler an Frau v. Wolzogen	396
XXV.	Graf Reinhard an Frau v. Wolzogen	401
XXVI.	Freiherr v. Salis an Wilhelm v. Wolzogen	406
XXVII.	F. v. Trenck an Wilhelm v. Wolzogen	417
XXVIII.	Karamsin an Wilhelm v. Wolzogen	421
XXIX.	Storch an Wilhelm v. Wolzogen	440
XXX.	Klinger an Wilhelm v. Wolzogen	445
XXXI.	A. v. Kotzebue an Wilhelm v. Wolzogen	447
XXXII.	J. G. Fichte an Wilhelm v. Wolzogen	450
XXXIII.	M. A. v. Thümmel an Wilhelm v. Wolzogen	461
XXXIV.	Freiherr v. Stein an Wilhelm v. Wolzogen	465
XXXV.	Johannes Müller an Wilhelm v. Wolzogen	467
XXXVI.	Anhang: Briefe v. Schiller und C. Reinhardt	471

I.

Frau v. Wolzogen

an Caroline v. Dachröden, nachmals Frau von Humboldt,*

Wilhelm v. Humboldt

an Frau v. Wolzogen und ihren Gemahl.

Rudolstadt, 30. Nov. 1785.

Hier, meine Theure, ist ein Brief von meinem Onkel, den ich Ihnen selbst geben sollte, und ach! nicht konnte. Nichts weniger als drückendes Gefühl körperlicher Leiden, das meine Seele unfähig zum süßen Genuß theilnehmender Freundschaft machte, konnte mich abhalten nach Erfurt zu kommen. Es that mir sehr wehe, daß ein lang gewünschtes Glück mir im Augenblicke, als ich es festzuhalten glaubte, wieder entschwand, aber — Alles ist gut, was von Oben kommt — dieser Gedanke ließ meine Seele nicht in Unmuth sinken. Auch Hoffnung, daß wir uns doch bald vielleicht finden, erhellt sie.

---

* Die vieljährige Briefsammlung, deren W. v. Humboldt in seinem Briefe v. April 1831 gedenkt ist verbrannt worden; wir geben hier nur die wenigen Blätter, die sich zufällig außerhalb des zur Vernichtung bezeichneten Päcktchens erhalten haben.

Es gefiel meinem Manne so gut in Erfurt, daß er gewiß so bald als möglich wieder hinreisen wird, und daß ich ihn dann begleite, dies fühlen Sie, meine Caroline, ohne daß Worte es Ihnen sagen. Er ist Ihr Freund von ganzer Seele geworden; es war mir süß, durch ihn viel von Ihnen zu hören, und durch alles, was ich hörte, mein Herz noch stärker zu Ihnen hingezogen zu fühlen. Daß mein Brief Licht in einen Ihrer trüben Augenblicke goß, daß ich hoffen darf, Ihnen etwas sein zu können — beste Seele, wie freut mich das! Alles was mein Herz geben kann, warmen Dank für Ihre Liebe, inniges, volles Mitgefühl alles dessen, was Ihr Herz rührt, soll Ihnen geweiht sein; Gott machte mein Herz an diesen beiden nicht arm.

Es schmerzt mich, daß Ihre Gesundheit nicht so ganz hergestellt ist, wie ich hoffte. Möchte den Wünschen meines Herzens Erhörung begegnen! Möchte Ruhe und Glückseligkeit stets um Sie schweben! Schreiben Sie mir, meine Theure, so oft Sie können, wenn Sie ahnen, daß meine Seele den Ton der Ihren auffaßt. Mir ist jedes Wort, das ein Hauch einer edlen Seele ist, ein kühlendes Lüftchen auf der oft schwülen Reise durch's Leben.

Mein Mann empfiehlt sich Ihnen auf das angelegentlichste ins Andenken. Fassen Sie immer fester ins Herz

Ihre Caroline Beulwitz.

Erfurt, 15. Februar 1794.

Caroline hat Dir, ſeit wir hier ſind, nicht geſchrieben, und auch jetzt verhindert ſie ein unangenehmes Zahngeſchwür, und (da dies beinahe beſſer iſt) noch mehr als dieſe Unpäßlichkeit, in Papas Hauſe, bei der Tante und den Couſinen, Mangel an Zeit. Nimm alſo heute, liebe Caroline, einmal mit ein paar Zeilen von mir vorlieb, die Dich wenigſtens nicht ohne alle Nachricht von uns laſſen werden. Wir ſind jetzt, ganz gegen unſre Plane, ſchon in der dritten Woche hier. Wir wollten anfangs nicht einmal 14 Tage bleiben, aber letztverwichnen Montag, gerade zwei Tage vor dem zu unſerer Abreiſe beſtimmten Tag, bekam die arme Li das fatale Zahngeſchwür, auf das ſchon die Zahnſchmerzen im Herbſt gedeutet hatten, und das ſich wahrſcheinlich langſam nach und nach zuſammengezogen hatte. Sie hat viel Schmerzen davon ausgeſtanden, die ihr einige ſchlafloſe Nächte gemacht; indeß geſtern iſt es aufgegangen, und nun wird es gewiß in zwei, drei Tagen ganz vorbei ſein. Schon heute ſind die Schmerzen nur gering, und ſie hat auch dieſe Nacht ſchon geſchlafen. In ſpäteſtens 8 Tagen, da ich doch ihr gern erſt einige Ruhe gönnen möchte, beziehen wir nun das Quartier in Jena.

Du dürfteſt wohl nicht rathen, liebe gute Li, wo ich dies geſchrieben und wo ich wohne? In der Bilderſtube, die die Spottgeburt bewohnte, dicht neben des Sch.* Arbeitsſtube.

---

* Nach dem Folgenden Dalberg, obwohl wir nicht errathen, warum er durch Sch. bezeichnet wird.

Das Haus bei Papa iſt ſo voll, daß mir keine Stube, kaum eine Bucht übrig blieb. Der Sch. hatte das erfahren, und bot mir an, bei ihm zu wohnen. Er verband ſo viel freundſchaftliche Herzlichkeit mit dem Anerbieten, daß ich's noch lieber annahm, ſo unangenehm es mir freilich auch iſt, von Li getrennt zu ſein. Er meinte nur, ein Kind und ein Erzbiſchof paßten nicht recht zuſammen, ſonſt hätte Li auch hier wohnen können. Des Mittags eſſe ich regelmäßig bei Sch., des Abends nur, wenn Geſellſchaft da iſt. Allein auch ſonſt ſehe ich ihn oft noch, und am hübſcheſten ſind die Abende. Ich pflege nach 9 Uhr zu Hauſe zu kommen, dann kommt er zu mir herüber, und wir plaudern oft bis gegen 11. Die Mittage wären noch hübſcher, wenn wir allein wären. Du weißt, denk ich, daß Dominikus, Benzel und Vanozi beſtändig mit ihm eſſen. Der Sch. wird mir, ſo lieb er mir auch immer war, doch täglich lieber. Er iſt immer ſo herzlich, ſo wahr, ſo bei ſich und andern auf's Gute gerichtet, wenn gleich beim erſteren manchmal zu ängſtlich, beim letztern manchmal zu heftig. Seine Familie hat viel gelitten, wie Du aus den Zeitungen wiſſen wirſt, und ſeine eignen Ausſichten, wenn gleich jetzt ſich nicht beſtimmt etwas beſorgen läßt, können doch ganz oder zum Theil fehlſchlagen. Wer auf der Welt kann ſeine Lage ganz ſicher halten! Er fühlt es alles und fühlt es oft ſtark, aber er weiß ihm bald mit Standhaftigkeit, bald mit einem auf die Gegenwart und die eigne frei gelaſſene Thätigkeit gerichteten Blick, bald mit einem wirklich unerſchöpflichen Schatz natürlicher froher Laune entgegenzugehen, daß Du

ſelbſt ſeine Stimmung nicht verändert finden würdeſt. Was mich aber am meiſten an ihm freut, iſt, daß er keine der Leidenſchaften, welche die politiſchen Dinge jetzt ſo bunt hin und her ziehen, theilt, daß er alle Schritte aller Parteien immer parteilos beurtheilt, alle Seiten gleich kalt überlegt, und daß das große Intereſſe, das er nothwendig bei jedem Ausgange haben muß, ihn ſo gar nicht in der ruhigen Betrachtung ſtört. Von Schiller und Dir ſpricht er oft mit viel Wärme, und er wünſcht ſehr für ihn bald etwas thun zu können. Er hat auch neulich geäußert, daß er bei dem Herzog Einfluß zu haben glaubte, wenn Schiller gern dort bliebe.

Sehr begierig bin ich auf Schillers äſthetiſche Briefe. Seit vorigem Jahr, wo ich in Jena war, habe auch ich, obgleich in anderer Rückſicht dieſen Gegenſtand verfolgt. Ich habe dem nachgedacht, was Schiller mir damals über ſeinen Begriff von Schönheit ſagte. Ich habe Zweifel, nicht gegen die Richtigkeit, aber gegen das Erſchöpfende deſſelben gefunden. Wie gern ſpräche ich mit ihm über das alles. Aber ein ſonderbares Schickſal führt uns aus einander. Da er mir anbot, in Jena den Winter zu bleiben, konnte ich gerade nicht, oder glaubte vielleicht auch nur nicht zu können. Jetzt, da ich dort ſein werde, iſt er fern. Und das Schreiben iſt eine mühſelige Sache, wenn man noch nicht mit den Dingen fertig iſt.

Womit beſchäftigſt Du denn Dich, liebe Li, und wie geht's mit dem Verdienſt? Ich habe bis auf die Idee dazu ſogar verloren. Überhaupt bin ich nicht productiv jetzt, und alle

meine Plane ſind von der Art, daß ich froh bin, wenn meine Lebenszeit ſie zu vollenden hinreicht. Indeß aber vergeht doch das Leben ſchön und leicht, und mir war's nie um die Werke ſonderlich zu thun.

Die arme Caroline kann außer der Beſchäftigung mit dem Kinde, das eben nun läuft, und ein unendlich liebes, ſanftes und thätiges Weſen iſt, nicht viel thun. Das Wenige an Zeit, die ihr ganz frei bleibt, gibt ſie dem Griechiſchen. Aber darin iſt ſie weit. Sie lieſt jetzt den Prometheus. Es iſt freilich und ſo gründlich, als ſie es treibt, ein Studium, das zu viel Zeit koſtet, um große Ausbreitung zu erlauben, und wem thäte es nicht immer leid, ſchöne Felder unbeſucht zurückzulaſſen. Aber ſie treibt es ſo gern, ſo ganz aus eigner Wahl, ja ich möchte ſagen aus natürlicher Beſtimmung, mit ſo großem und wahren Geſchmack und Genie, und es iſt ihr ſo eigen in allem, was ſie denkt und empfindet, Eins in alle ſeine Tiefen zu verfolgen und ganz zu erſchöpfen; und wenn dies Eine die urſprüngliche Natur des Menſchen mit griechiſchem Sinne bald dichteriſch gemalt, bald hiſtoriſch naiv geſchildert, bald philoſophiſch betrachtet iſt, ſo iſt doch dieſes Eine nichts Kleines. — Lebe wohl, liebe Li, und verzeih mein Geſchwätz. Wilhelm v. H.

Rom, 16. Juni 1804.

Soviel ich beurtheilen kann, liebſter Freund, muß Sie dieſer Brief noch in Petersburg finden, und da mag ich es nicht noch länger anſtehen laſſen, Ihnen für den Ihrigen

und den Thee zu danken. Letztern habe ich noch unberührt hingeſtellt. Ich bin, wie Ihnen vielleicht Ihre Frau geſchrieben hat, allein in dieſem Augenblick, und ſolch ein Thee muß nur für frohe Abende am geſelligen Theetiſch aufbewahrt werden. Ich kann Ihnen nicht ſagen, welch eine Freude Sie mir mit Ihrem Briefe gemacht haben, ich hatte ſo lange nichts von Ihnen gehört, und hoffte kaum noch, daß Sie Sich meiner ſo lebhaft und ſo freundſchaftlich erinnern würden. Durch meine Frau habe ich jetzt mit jedem Poſttag von den Ihrigen Nachricht, und immer glücklicherweiſe erwünſchte bekommen; ich habe oft gedacht, daß wir beide wohl nicht, als wir das letztemal in Jena zuſammen waren, geahnet hätten, daß unſre Frauen das nächſtemal allein zuſammenkommen würden, indeß der eine von uns in Petersburg, der andere in Rom wäre. Die Abweſenheit von Ihrer Familie wird, hoffe ich, nicht mehr lange dauern; nachher wäre es wohl billig, daß Sie zur Entſchädigung für einen ſo langen Aufenthalt im äußerſten Norden auch ein Jahr in dem Süden, und der nicht der äußerſte iſt, zubrächten. Wir könnten hier ſehr ſchön zuſammenleben, und Ihr Geſchmack an Architektur würde hier reichliche Befriedigung finden. In der That ſollten Sie auf die Ausführung dieſes Planes denken. Sie ſollten es vielleicht um ſo mehr, weil, wie Sie ſehr richtig bemerken, der Aufenthalt in Deutſchland jetzt um vieles weniger angenehm iſt, als ſonſt. Man hat bei der letzten Änderung ſchwerlich genau überlegt, wie viele andere ſie nach ſich ziehen müßte, nun fängt man an, es zu merken. Den Änderungen

widerſetzen ſich mit Recht die, welche darunter leiden, und es iſt ein ewiges Zerren und Necken, weil der eine das Neue ganz durchſetzen, der andere das Alte halten, und jeder nur einſeitig ſeinen Vortheil will, ohne zu ſehen, daß er ihn ſo einſeitig nie durchſetzen kann. Glücklich genug, wenn nur dabei noch Friede bleibt, und das hoffe ich, trotz deſſen was man vom Gegentheil ſpricht.

Aber genug von dieſen Dingen, um die mich nicht ſehr viel zu bekümmern zu haben, mir einer der liebſten Vorzüge meines hieſigen Poſtens iſt. Ich bin wenigſtens nur ein Neuigkeitenſchreiber, und übrigens habe ich ſehr friedliche und heilige Geſchäfte, nur etwas viele, das iſt das einzig Schlimme. Doch bleibt mir auch Zeit zu eigner Arbeit, und ſo klage ich nicht.

Der Graf Butturlin, wie Sie ihn mir beſchreiben, ſoll mir hier ſehr willkommen ſein. Es fehlt nur zu ſehr in unſerm corps diplomatique an Menſchen, die Antheil an Wiſſenſchaft und Kunſt nehmen, und in welcher Stadt wäre das nicht der Fall. Doch iſt hier der Baieriſche Geſandte ein wirklich ſehr kenntnißvoller Mann, und auch der Kaiſerliche nimmt an Literatur Antheil.

Rußland wünſchte ich mehr einmal zu ſehen, als auf viele Jahre zu bewohnen. Aber intereſſant müſſen die neuen Schöpfungen jetzt in hohem Grade ſein. Nur gefällt es mir nicht recht, daß man dabei ſo viel nach Ausländern ſucht. Es ſollte mich in der That wundern, wenn ſo mancher mittelmäßige Hinberufene nicht in Rußland durch einen Einge-

bornen gleich gut erſetzt werden könnte, und die Bildung der Sprache, der Literatur, der Nation muß bei dieſer ſtarken Zuziehung fremder Maſſen nothwendig leiden. Sie haben ſich vermuthlich jetzt mit Sprache und Literatur bekannt gemacht, und ich wäre ſehr neugierig, Sie einmal recht ausführlich darüber zu ſprechen.

Wenn Sie etwas in Rom zu beſorgen haben ſollten, für ſich oder Ihren Prinzen, ſo hoffe ich, wenden Sie Sich an niemand, als an mich. Ich würde mich herzlich freuen, wenn uns ein äußerer Gegenſtand auf dieſe Weiſe noch nähere Veranlaſſung, uns öfter zu ſchreiben, gäbe.

Jetzt leben Sie recht wohl, und vergeſſen Sie nicht Ihren Ihnen ewig ergebenen Humboldt.

Mein Bruder ſchreibt mir aus der Havana vom 28. März, daß er über Philadelphia nach Frankreich geht, und im Junius in Paris zu ſein denkt. Alsdann muß er meine Frau, die von Weimar dort hingegangen iſt, da finden.

Rom, 23. Juli 1806.

Es hat mich innig geſchmerzt, liebe Caroline, aus Ihrem Briefe den Unfall zu ſehen, der dem armen Wolzogen begegnet iſt. Wie in aller Welt hat er es angefangen, dazu zu kommen? Das lange Liegen muß ihm bei ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit entſetzlich geweſen ſein. Ich denke mir ihn indeß jetzt gänzlich aus dem Bett. Grüßen Sie ihn herzlich von uns.

Sonſt hat mir Ihr lieber ausführlicher Brief eine un-

beſchreibliche Freude gemacht. Ihr Beifall iſt ein Zuruf aus einer beſſern Welt, zumal ich hier niemand, als die gute, und ſich auch immer gleiche Li bei mir habe. Die Zeiten und die Menſchen ſind nicht mehr, und es ſchmerzt mich manchmal, daß ich mich gewiſſermaßen eigenmächtig aus jenem Kreiſe hinwegriß, erſt durch meine Reiſe nach Paris, dann hierher. Doch iſt beides auch gut geweſen, und jetzt hätte ja doch das Schickſal mit Schiller wieder alles zerriſſen.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, liebe Caroline, wie ich mich über die Aufnahme freue, die meine Stanzen bei Ihnen gefunden haben. Ich kann nicht leugnen, daß ſie mir ſelbſt werth ſind, weil ſie alles enthalten, was mich ſeit meinem Ankommen hier tief bewegt, und mit jedem Jahre tiefer durchdrungen hat. Ich hatte eine mir ſelbſt nicht klare Sehnſucht es auszuſprechen, ich verſuchte bald dieſe, bald jene Form, endlich führte der Zufall mir dieſe zu, und ich habe mich wenigſtens mit Innigkeit ausgeſprochen. Es iſt mir gewiſſermaßen klar, daß im Moment, da ich die Schwelle der Dichtung betreten, ich auch meinen Gipfel erreicht habe. Ich würde nie darüber hinauskommen, und werde es daher nicht leicht wieder verſuchen, und doch iſt, meinem innerſten Gefühl nach, nur in poetiſchen Compoſitionen eigentlicher Genuß. Mich zieht der Stoff zu leicht herab, und vor allem fehlt mir die Mannichfaltigkeit der Phantaſie. Nur ein ſchon ſo in ſich poetiſcher Stoff war mich ein wenig zu halten im Stande. Indeß freut es mich ſehr, daß Sie nicht Klarheit und Friſche vermiſſen. Ich fühle ein großes Streben darnach in mir.

Ich fange auch jetzt zu zeichnen an, nicht um je ein Talent dazu auszubilden, ſondern um in Hand und Phantaſie eine Fertigkeit mannichfaltiger Geſtalten zu bekommen. Man kann die Welt nie von genug Seiten angreifen, und es iſt ſo ſchlimm, wenn der Menſch in ewigem Einerlei verſinkt, und immer nur über dem brütet, was er ſeit Jahren gethan hat.

Daß mir Rom wohl thut, darin haben Sie ſehr Recht, liebe Freundin, auch werde ich es mit Willen nie verlaſſen. Indeß bin ich in Rom immer, ſo wie im Leben. Mit jedem Abend fällt mir ein, morgen könnte leicht ein Zufall eintreten, der dem Aufenthalte hier ein Ende brächte; und ſo iſt es in der That. Eine ſo abhängige Lage, als meine jetzige (ich ſage ihr das nicht zum Vorwurf, denn ich liebe ſie) iſt tauſend Ungewißheiten unterworfen. Aber auch dafür iſt mir nicht eigentlich bange. Mich wird Rom auch über ſich hinaus ſtärken, und die Sehnſucht darnach, die freilich nie ausbleiben kann, wird mich nur beleben, nicht niederdrücken. Ich ſtrebe immer kräftiger, und es gelingt mir auch immer mehr, aus dem Leben überall nur das Erhebende zu nehmen, und Menſchheit und Schickſal ſind ſo unendlich groß und vielſeitig ſchön, daß es immer möglich iſt. Nur nicht immer mit leichter Heiterkeit, ſondern oft mit tiefer Bitterkeit. Nur laſſe ich die Bitterkeit nie zum Haß werden, ſondern gleich in Verachtung übergehen, und da bleibt die Seele immer ruhig und rein. — Was mir in den Stanzen noch leid gethan hat, iſt, daß ich mich nicht habe länger bei Ihnen und unſerm Verhältniß verweilen können. Allein es ſchien mir Ihrer wür-

diger, Sie nur kurz und unmittelbar an den Gegenſtand anzuknüpfen, und da es doch an Parallelen meiner Stanzen mit Schlegels Elegien und den beiden Dedicationen nicht fehlen konnte, ſo wollte ich nicht geradezu nachahmen, was er, obgleich auf ſeinem Wege, und für die, mit denen er ſprach, ſo gut gemacht hat, daß das mir das Beſte an ſeinem Gedicht ſcheint. Mit dem Plan des Ganzen werden, wie auch Sie ſehr richtig bemerken, nur wenige ganz zufrieden ſein. Gerade der aber iſt es, den ich am liebſten und ſicherſten vertheidigen würde. Ich halte ihn für ſehr feſt, und für den am meiſten poetiſchen Theil des Gedichts. Ein lyriſches darf, dünkt mich, keinen andern haben. Ich bin ſo, gar ſehr ſtreng dünkt mich, bei meinem eigentlichen Vorwurfe, den Mauern Roms ſtehen geblieben, und wenn man ein Gedicht mit einem Gemälde vergleichen darf, ſo wird, glaube ich, keiner, der ſich darauf verſteht, verkennen, daß dies die Hauptfigur iſt, auf die ſich alles andre ausſchließend bezieht. Aber in alles einzugehen, was mit dieſer in Berührung ſteht, iſt gerade das Weſen des Lyriſchen. Einige haben beſonders die Stelle der Griechen getadelt und als Epiſode angeſehen. Und gerade darin liegt für mich eine noch mehr wahre, als neue Anſicht des Gegenſtandes. Was wäre Rom mehr für uns als Babylon, Perſepolis, Memphis oder jede andere Stadt des — verzeihen Sie mir den Ausdruck — barbariſchen Alterthums, wenn ſie nicht von ihrem erſten Aufkommen an, in griechiſchem Geiſte aufgeblüht, und hernach mit griechiſchen Trümmern bereichert wäre? Es iſt unmöglich, Rom zu empfinden,

ohne von griechiſchem Alterthume tief durchdrungen zu ſein, und man ſieht es an ganzen Nationen, namentlich an den Franzoſen. — Herders Cid und Fernows Carſtens kenne ich noch nicht, werde mir aber beide kommen laſſen. Der Cid ſelbſt war immer mein Lieblingsbuch. Schlegels und Tiek haben gar oft aus dem Spaniſchen bloß das Tändelnde, Religiöſe genommen, die Nationalität auszuſprechen, wird ihnen nie wie Herdern gelingen, der wirklich eine ganz eigenthümliche Kraft darin beſaß. Sie thäten mir einen Gefallen, meine Liebe, wenn Sie Fernow bäten, das Geld, das er mir ſchuldig iſt, an meinen Schwiegervater zu bezahlen. Es iſt wirklich ſehr unartig von ihm. Es iſt für Bücher für die verwittwete Herzogin, es iſt faſt 2 Jahre her, iſt eine ziemlich beträchtliche Summe, und er hat mir nicht einmal geſchrieben, daß er die Bücher empfangen hat, ob ich es gleich durch andre weiß. — Von Göthe ſehne ich mich ſehr, ſelbſt Nachricht zu bekommen. Gebe der Himmel, daß er ſich erhält. Man ſagt hier, daß ſein Fauſt jetzt gedruckt wird. Er hat indeß wohl nicht mehr daran gemacht, als er uns in Weimar vorlas? — Die Li umarmt Sie, ſie iſt mit allen Kindern ſehr wohl. Die Hitze iſt, wie man ſagt, ſehr groß hier; ich fühle es eben nicht, bin aber auch der einzige, der nicht leidet. Es iſt doch ein ganz andrer Zuſtand, wenn man ſich vor der Sonne verkriechen, als wenn man ſie ſuchen muß. Bedenken Sie das ja, Liebe, und ſcheuen Sie die Alpen bloß, wenn einmal von dem Zurückreiſen nach Deutſchland die Rede ſein wird.

Ewig Ihr H.

Prag, 5. Aug. 1813.

Ich habe ſo eben Ihren Brief vom 3. bekommen, liebe Wolzogen, und antworte augenblicklich. Ich bin im Ganzen ſehr dafür, daß ein junger Menſch jetzt an dem Kriege Antheil nimmt, der einmal ſein und der Seinigen Daſein ſichern ſoll. Aber ich muß Sie dringend bitten, Ihren Adolf zu vermögen, den rechten Zeitpunkt dazu abzuwarten. Was er für ſein Vermögen beſorgen muß, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Doch dies allein würde mich nicht bewegen, ihm abzurathen. Dieſe Gefahr muß man auf ſich nehmen, ſie ſchwindet auch nie ganz. Allein man muß, dünkt mich, ſie doch auch nur dann laufen, wenn die Sache ſo geht, daß man ihr wahrhaft nützen kann. Der Krieg iſt jetzt ſo wenig fern von den beiden Ländern, wo Adolf durch Sie eine Heimath hat, d. i. wo ſein Gut liegt, daß vermuthlich ſchon im September entſchieden iſt, ob beide hinter oder vor unſern Feinden liegen. Iſt das erſte noch der Fall, ſo iſt es ſchlimm, ſo richtet ſich die Sache nur langſam wieder, und neigt ſich wohl gar zum Frieden, dann iſt Adolf nicht zu rathen, Theil zu nehmen; iſt das letztere, ſo laſſen Sie ihn gehen. Er wagt noch immer, denn die Sachen können wieder umſchlagen. Allein das Wagen muß er übernehmen. Stellen Sie es ihm vernünftig vor, und er wird folgen. Thäte er es nun aber nicht, und ginge, wie Sie ſagen, blind hinein, ſo wäre es nicht eben ſchlimmer, als ſo hineinzugehen. All das Empfehlen an Officiere hilft wenig oder nichts; gerade die, an die man die Menſchen empfiehlt, achten am wenigſten darauf, und der

Zufall führt andre herbei; auch wird ein Officier ſo leicht verſetzt, oder getödtet, und dann ſteht der junge Menſch doch allein. Das ſchadet aber auch gar nicht. Theodor iſt viel jünger und unreifer als Adolf. Er kam ganz allein in ſein Regiment, und nur als Freiwilliger, alſo als Gemeiner; er hat zwei Pferde im Treffen verloren, zwei Contuſionen und eine recht ſtarke Schußwunde bekommen, hat ſich gut und brav benommen und iſt jetzt wieder geſund und luſtig bei ſeiner Schwadron. Darum muß Ihnen, wenn Adolf einmal in den Krieg geht, nicht ſo bange ſein. — Bekannte unter Officieren habe ich wohl einige; ob ſie aber gerade Adolfen nützlich ſein könnten, weiß ich nicht, und es iſt zu bezweifeln, da er ja doch dahin gehen muß, wo eben eine Möglichkeit des Unterkommens iſt. Wo ich kann, will ich mich ſeiner mit herzlicher Liebe annehmen, und wenn ſich die Öſterreichiſche Armee ſchlägt (und thäte ſie es nicht, würde Adolf nicht in ihr dienen wollen), werde ich ihm nahe bleiben. — Bis zum 10. bin ich nur noch gewiß in Prag. Vermuthlich komme ich aber, wenn ich auch weggehen ſollte, bald zurück. — Die Li mit den Kindern iſt wohl. Mit inniger und herzlicher Liebe.

Ihr Humboldt.

Prag, 3. September 1813.

Ich kann Ihnen, liebe Caroline, zu meiner größten Freude ſchon gute Nachrichten von Ihrem Kinde geben. Adolf iſt hier bei ſeinem Onkel, den ich ſelbſt geſprochen habe. Ihn

ſelbſt ſah ich nicht, weil er ausgegangen war. Er hat Ihnen geſchrieben, aber der Brief muß ſpäter, als ich da war, angekommen ſein. Er iſt Lieutenant im Regiment Radetzki bei der italieniſchen Armee. Das wird Ihnen nicht lieb ſein; allein laſſen Sie es ja dabei. Man iſt nicht gleich Lieutenant. Greifen Sie nicht in ſein Schickſal ein. Er wird ſich durchfinden. Man wird ihn als Courier nach Wien ſchicken, und Sie werden ihn auf der Durchreiſe ſehen. Seine Sachen ſind ſchon hier, und er hat ſchon den Schlüſſel. Laſſen Sie es ja bei dem.

Ich befinde mich wie in einer neuen Welt, habe nichts zu thun, leſe den Homer, und ſehe die Koſaken. Ich war nie aufgelegter zu thun, was die Umſtände geben, und werde keine Gelegenheit verſäumen. Es iſt eigentlich vielleicht ſchlecht ſo zu reden in einer Zeit, wo ſo viel Unglück iſt, aber gewiß iſt es nun einmal in mir, daß wenigſtens für mich das Leben immerfort ſo unendliche und ſo neue Genüſſe der tiefſten Art hat, daß ich immer in einem fortwährenden Danke gegen das Schickſal lebe. Ich habe Ihrem Kinde ſagen laſſen, Ihnen zu ſchreiben und mir den Brief zu ſchicken. Allein ich ſtehe nicht dafür, daß der Brief noch zur rechten Zeit ankommt, um ihn dieſem beizuſchließen. Leben Sie wohl H.

Gehen Sie doch auch nach Wien und wohnen Sie in meiner Stube bei der Li. Sie iſt klein, aber es geht.

Teplitz, 9. Septbr. 1813.

Ich habe, liebe Caroline, Ihre beiden Briefe nebst den Beilagen bekommen und selbige sogleich besorgt. Es thut mir sehr leid, daß Sie mit der Anstellung Adolfs so unzufrieden sind. Wie ich hinkam, war eigentlich die Sache schon entschieden. Wäre sie es aber auch nicht gewesen, so zweifle ich, daß ich mich entschlossen hätte, bloß auf Ihre Gründe so gewaltsam in das Schicksal des jungen Menschen einzugreifen. Ich will nicht erwähnen, daß er hier eine sichere Anstellung hat, die er anderwärts erst bekommen müßte; allein wenn ich Ihren eignen Gesichtspunkt nehme, so weiß ich nicht, ob Sie nicht mit seiner Anstellung dort mehr zufrieden sein sollten. Sie sind bei seiner ganzen Anstellung überhaupt bloß seinem Willen, nicht eignen, kaum einmal billigenden Ansichten gefolgt. Wäre es nach Ihnen gegangen, hätte er am Kampfe keinen Theil genommen. Nun ist die Anstellung bei der Italienischen Armee offenbar weniger gefährlich; diese Armee kann, da sie nur wenig Truppen sich gegenüber hat, und gewiß alle Hauptschläge hier abgemacht werden, nie eine äußerst thätige Rolle spielen. Allerdings verbürgt das nicht, daß ein Einzelner nicht auch ein Unglück haben kann. Es ist doch um so weniger Wahrscheinlichkeit, als die Gelegenheiten weniger zahlreich sind. Was Sie fürchten, daß er dort gewissermaßen allein stehe, indeß er hier seinen Onkel, mich und andere Bekannte um sich hätte, schlage ich nicht so sehr hoch an. Erstlich glauben Sie mir, daß alle, auch die nächsten Bekannten nie im Kriege viel helfen. Die Schwierigkeit der

Verbindungen, die beſtändige Bewegung eines Jeden, und hauptſächlich, daß Jeder mit ſich und den Sachen beſchäftigt iſt, alles dies macht es faſt unmöglich, daß einer ſich des andern thätig annimmt, wenn der Zufall es nicht von ſelbſt herbeiführt. Jeder muß ſich durch ſich ſelbſt und durch diejenigen helfen, die ihm in der Gelegenheit ſelbſt die nächſten ſind. Dieſe nun aber verbindet gerade auch leicht die Gefahr und das Ungemach, und ſo iſt ein junger Menſch, wo man ihn im Kriege hinſchicken mag, immer höchſtens die erſten Tage allein. Nachher macht er ſich ſchon Bekanntſchaft, leiſtet und ſchafft ſich Hülfe. — Ein nicht unwichtiger Geſichtspunkt endlich iſt doch auch, daß ſeine Anſtellung dort unten viel mehr und leichter verborgen bleibt, als bei der hieſigen Armee. So ſcheint die Sache mir und dem Onkel. Dieſer leidet an einer Roſe und Zahnweh, er iſt aber mit Adolf gut zufrieden, und hat ihn mir ſehr gelobt. — Sie werden ſchon wiſſen, daß Adolf ſeine Uhr und einen ihm ſehr werthen Kantſchu hier vergeſſen hat, eine Unart, die er ſich abgewöhnen muß und für die er zu alt iſt. Der Onkel hat beides Ihnen geſchickt. Sollten Sie nicht gleich ſelbſt nach Wien gehn, ſo wird Gentz zur Abſendung an meine Frau Gelegenheit haben. Ich werde ihm ſchreiben, daß, wenn Sie ihn darum erſuchen, er es beſorge. Ich wünſchte aber ſehr, Sie wären bei der Li in Wien. Es wird Ihnen beiden recht ſein. Wenn Sie hingehen, ſo haben Sie die Adelheid hübſch lieb, die (was Sie Sich aber nicht merken laſſen müſſen) mein Augapfel iſt. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ich an

dem lieben Mädchen hänge. Es ist mir nie ein so sinniges, tief gutes und zartes Kind vorgekommen. — Theodor war hier bei mir 2 Tage hintereinander. Er hat auch jetzt den ganzen Zug nach Dresden mitgemacht und alle Gefahren glücklich bestanden. Er ist stark und blüht wie eine Rose. Er ist still, ordentlich und bescheiden, und sein Rittmeister und seine Cameraden loben seine Tapferkeit und Unerschrockenheit in der Gefahr. — In den großen Dingen geht jetzt eben nichts vor. Allein man bereitet sich auf neue Unternehmungen. — Adieu! liebe Theure. Sagen Sie mir, ob und wenn Sie abreisen. Erhalten Sie mir Ihre Liebe. Ich bin froh und thätig, und in einer Thätigkeit, die ich mir selbst schaffe, und die mich darum nur mehr anzieht. Meine ganze innere Neigung geht eigentlich vielmehr auf ruhige und betrachtende Existenz, allein ich bin nun durch den Zufall einmal in das Weltgetreibe hineingeworfen und nun freut mich auch am meisten das dichteste und ärgste Gewirre. Ich erhalte doch darin immer meine Einsamkeit, die mich nie verlassen wird. Die Li werden Sie sehr gut finden. Das zunehmende Alter hat sie gestärkt und gereift, ohne irgend einer Zartheit und Feinheit in ihr zu schaden. Wie gern wäre ich mit Ihnen beiden! Leben Sie innigst wohl. Ewig Ihr H.

Freiburg, 23. December 1813.

Verzeihen Sie mir ja, theure Caroline, daß ich Ihren Brief erst so spät beantworte. Er hat mir unendlich wohl gethan. Nichts ist so süß als die Freundschaft und Liebe,

die uns von jüngern Jahren auf in die reifern begleitet. Was Sie von mir und meinem Einfluß auf die äußern Ereigniſſe ſagen, iſt nur Ihrer Freundſchaft beizumeſſen; allein das iſt wahr, daß die Ruhe der Phantaſie und des Herzens mich nicht verlaſſen. Auch iſt ja Alles nur ein Schwanken und Vorübereilen, den wahren und einzig feſten Pol trägt man im Innern. Ich wohne hier hübſch und freundlich, beinahe außer der Stadt, und habe ein ſtilles Zimmer mit nicht weiter, ſchöner, aber ruhiger Ausſicht auf eine Reihe, jetzt freilich in Nebel gehüllter Berge. Da habe ich geſtern den ganzen Abend ruhig in den Alten geleſen, zu denen ich immer, und im Grunde täglich zurückkehre. Alles Schöne liegt in der Vergangenheit; ich ſuche, wie ein andrer, und mehr vielleicht, für die Gegenwart und Zukunft zu arbeiten, allein es bleibt eine eiſerne Zeit, in der wir leben, und nicht blos wir, ſondern alles Moderne. Sie kann würdigen Stoff zum Wirken geben, aber zum Genuß bedarf man etwas Tieferes und Höheres. In der Zeit unſeres ehemaligen Zuſammenſeins war aber noch wenigſtens ein Kreis von Menſchen der dies lebendig fühlte, und Ähnliches, und wenigſtens in dem Gleiſe fortging. Dieſen Kreis hat Tod, Gewalt, Zufall auseinandergeriſſen; die Einzelnen, die noch davon übrig ſind, wie die bei Ihnen, können nicht mehr ſein, was ſie waren, weil die hebende Umgebung mangelt. Den an ihre Stelle Getretenen kann man vielerlei nicht abſprechen; nur die Freiheit und Anmuth des Gemüths, gerade die wahren Elemente des innerlich Schönen, gehen ihnen ab,

oder ſind wenigſtens nicht rein in ihnen. In wunderbaren, religiöſen und Vaterlands-Begriffen befangen, ſind ſie eckig und ſchroff, und das geht auf ihre Productionen über. Ich bin ihnen darum nicht abgeneigt, ich lebe mit ihnen und gehe auch, ſo viel ich vermag, in ihre Ideen ein, allein öffnen thue ich mich nur mir; wie überhaupt die recht verſtandne Einſamkeit der Inbegriff alles ſchönen Daſeins iſt.

Es freut mich unendlich, daß die Kinder, und beſonders Adelheid Sie angeſprochen haben. Es iſt ein tief gutes und liebes Geſchöpf, der ich ſehr einen beglückenden Mann, eine ſeltne Sache auf Erden, wünſche. Glücklicherweiſe iſt ihre Natur leicht und nimmt nichts ſchwer auf. Über das, was Sie mir von Adolf ſagen, freue ich mich ſehr. Allerdings reifen Gefahr und Mühen ſchneller, wie ich auch an Theodor erfahren. Auf der einen Seite haben Sie vielleicht Adolf gern unter den Sächſiſchen Truppen, weil der Herzog von Weimar ſie befehligt, allein mir ſcheint doch der Kaiſerliche Dienſt beſſer. Theodor ſah ich in Frankfurt einige Tage bei mir, ſeitdem nicht wieder. Er iſt ein guter Junge und macht ſich leicht beliebt. Lolo verliert ihre Penſion gewiß nicht. Stein denkt vielmehr auf eine Vermehrung, wenn es ſein könnte. Allein die von Adolf, von der mir ſein Onkel ſagte, wird, wie Sie ſelbſt ſehen, Liebe, unmöglich zu retten ſein. Die Leute, die Sie mir nennen, ſah ich nicht, weil ſie nicht zu mir gekommen ſind, und ich nur eine Nacht in Hanau und gar nicht in Aſchaffenburg war. Es hat mir ſehr leid gethan. Verlieren werden Sie, glaube ich, nicht. Man greift

doch Gehalte und Penſionen nicht an. Nimmt man aber einmal allgemeine Maßregeln, ſo laſſen ſich keine einzelnen Ausnahmen machen. Leben Sie wohl, liebe theure Freundin. Mit inniger Liebe Ihr H.

Weimar, 21. [März 1815.]

Was iſt dies für eine ſchreckliche Begebenheit, das Ungeheuer wieder losgekettet zu wiſſen, liebſte Li! Von dem ſchändlichen Volke alles Schlechte leichter zu glauben als etwas Gutes — und da ſich eine Stadt wie Lyon nicht widerſetzte, ſo fürchte ich, es iſt ernſthafter durch innere Verräthereien vorbereitet, als es nach den öffentlichen Nachrichten lautet. — Daß wieder ein Kreuzzug gegen das Ungeheuer beſchloſſen iſt und werden muß, dachte ich natürlich. Aber wenn Tauſende wieder hingeopfert ſind und die Übrigen ausgehungert und ausgeplündert, wird man wieder eine läppiſche Großmuthsſcene ſpielen — was ſoll man von dieſen Menſchen erwarten! Der heilige Rechtsſinn, der allein die Staaten leiten muß, iſt nirgends; man will lieber Delicateſſe als Rechtlichkeit haben. Nirgends iſt unter den Tonangebenden etwas Edles und Starkes und Wahres. — Möge ich zu ſchwarz ſehen! In ſtiller ſo herrlich erprobter Kraft könnte Preußen auf ſich ſelbſt ſtehen, ohne äußern Einfluß; aber wird es? — Die individuelle Noth um Adolf, der ich mich noch in meinem letzten Briefe an Dich los zu ſein freute, nagt mir wieder am Herzen. Kurz, Liebe, ich weiß nur einen Troſt im Schauen auf's Ewige, der zu Zeiten in meiner Seele tagt. Von dieſem

Leben ſcheint mir Glanz und Hoffnung geſchwunden. Ich hoffe, es iſt Dir beſſer, und in Deinen lieben Mädchen geht Dir ein andres Gefühl des Daſeins auf. Sage mir bald ein Wort. Was Du von Verhältniſſen, die ſich auf Adolf beziehen, erfährſt, ſage mir gleich, liebſte Seele. In ſeinem letzten Briefe wußte man die Evenemens noch nicht, und mein Schwager Louis ſchrieb mir aus Wien, ich hätte mit dem Abſchiednehmen für ihn gar nicht zu eilen. Wahrſcheinlich denkt man, das Ganze geht noch an Euch über. Daß er den Zug, wenn's dazu kommen muß, mitmachen will, kann ich ihm freilich nicht verdenken, aber da muß er doch in andern Umgebungen ſein als die jetzigen, und bei einem der Onkels, wo er doch vor allem, was nicht nothwendig in der Sache liegt, geſchützter iſt. Ich ſchreibe eben meinem Schwager darüber und bitte, den Brief gleich ihm zuzuſchicken. Ich bin ſehr angegriffen und im Innern ſo ermattet, liebſte Li. Sage mir bald ein Wort, wie Du lebſt und was Du ahneſt und glaubſt. In Berlin hört man doch viel direkteres über die Lage in Paris, auf die es doch ankommt. An Graf Guſtav Schlabrendorf denke ich auch mit Sorge. Warum hat er nicht den Moment ergriffen ſich wegzumachen? Doch dies wird er ja nie. — Iſt's denn wahr, daß Gneiſenau Gouverneur am Rhein wird? Dies wünſche ich ſehr. Es bedarf dort des wirklich reinen menſchlichen Willens Kraft, um alles Verdorbene wieder herzuſtellen. — Grüß Alles, beſtes Kind. Lolo grüßt. Ewig Dein! C. W.

Weimar, 29. Mai [1815.]

Liebſte Li, Deinen lieben Brief vom 23. habe ich erhalten. Vielleicht ſind Deinen Liebenden auch noch ein paar Tage gegönnt, da der König ſpäter kommt, wie man ſagt. Ach, was ſind dieſe Tage, die wie Goethe ſagt, ſelbſt der Himmel nur einmal geben kann! Die armen Kinder dauern mich herzlich. Mein Junge iſt golden mit Schreiben, regelmäßig ein oder zwei Briefe die Woche. Am 18. dieſes ſtand er in einer alten Burg unweit Lüttich, bei der ſächſiſchen Cavallerie-Brigade. Dieſe ſoll ſehr gut geſtimmt ſein. — Noch wußte Adolf keine ſonſtige Beſtimmung; ich hoffe, mein Schwager Auguſt iſt in Berlin, und es iſt jetzt etwas für ihn entſchieden.

Die unglückliche Geſchichte mit der ſächſiſchen Infanterie hat mich tief geſchmerzt. Man hat die Nemeſis geweckt. Gott verhüte, daß es mehr geſchehe auf dem deutſchen Boden! Unverzeihlich war's, es dahin kommen zu laſſen, und alle mild und menſchlich Geſinnten haben dies vorher prophezeiht. Ich wußte, Gott ſei Dank! ſogleich, daß die Cavallerie ſich ruhig gehalten und Adolf nicht dabei ſei. Was man mit Milde vereinen ſollte, trennt man ſo in Haß für immer. — Ohne beſondre Eingebungen werden wir Alle ein Raub des Volksaufruhrs. Das Schönſte kann werden mit Verſtand und Milde, oder das Schrecklichſte! Wenn Napoleon ſein Volk ſo zu täuſchen vermag, daß ſie ihn wirklich für ihren General halten, nicht für den ehemaligen Kaiſer, ſo ſtreiten ſie für eine Idee, und ſind ſtark, und der Krieg iſt unendlich. Dumm und eitel ſind ſie genug, um daß der Gaukler ſie betrüge.

Gott wird helfen! Ach, die armen elenden Völker haben es nicht verdient, die unſchuldig an allen Tollheiten von oben herab ſind. Sehr brav iſt das Volk geſinnt, und will alles thun, und der tüchtigſte Franzoſenhaß lebt in ihm.

Meine beſte Seele, ich freue mich ſehr Deines Glücks Humboldt wiederzuſehen — der eine reine Stimme der Vernunft und Wahrheit iſt. Möge man ihn nur machen laſſen! Sage ihm von mir, wegen Mouniers Päſſen bäte ich, ſich keine Mühe mehr zu geben. Er iſt vor 14 Tagen zum Louis XVIII. nach Gent berufen, und wird wahrſcheinlich Staatsſecretär, wenn man den Staat wieder hat. Er war ſehr redlich und iſt der conſtitutionellen Form zugethan.

Ein Herr von Trebow, Domänenrath in Schleſien, aus dem neu acquirirten Thüringen gebürtig, bittet ſehr ſeiner Familienverhältniſſe wegen, daſelbſt angeſtellt zu werden, da er ein Gut unweit Heldrungen geerbt. Humboldt wird zu beſchäftigt ſein, ihn damit zu plagen; vielleicht arbeitet Körner in dieſem Zweig der Verwaltung? Es iſt ein umſichtiger, redlicher Mann, und als ſchon früher beiden Ländern angehörend, vielleicht gut zu brauchen. Kannſt Du, Liebe, ſo ſprich ein Wort für ihn.

Wie ſehr wünſchte ich, Du kämſt nach dem Rheinbad mit den Deinen! Ems iſt an ſich allerliebſt und die Nähe! Nächſtens ſchreibe ich Dir beſtimmt, wo ich mich hinwende. Noch will ich meines Schwagers Brief erwarten, ob etwas über Adolf entſchieden. Ich fürchte, in kurzem gehen die Feindſeligkeiten an — wie tröſtend wäre mir Deine Nähe!

Ich ſchwanke zwiſchen Wiesbaden und Neuwied. Immer ſehe ich Dich am Rhein. Möchten wir wieder ein Tedeum zuſammen feiern und unſre Geliebten erhalten ſehen!

Der junge Bann, der den Brief bringt, iſt ein ſehr intereſſanter Menſch, voll Einſicht und Liebe zu ſeiner Kunſt.

Mama iſt hier auf einige Tage und grüßt Dich nebſt Lolo. Ich muß erſt noch auf ein paar Tage nach Meiningen wegen Einrichtungen. Adreſſire alſo das nächſte an Lolo. Wie, liebſte Seele, von Deiner Geſundheit ſagſt Du ja nichts! Ich hoffe, ſie iſt gut. Goethe iſt auch in Wiesbaden. — Adieu. Allen Grüße. [Caroline W.]

Frankfurt, 12. Mai 1816.

Sein Sie mir nicht böſe, liebe Caroline, daß ich Ihnen ſo ſpät und nur einige Zeilen antworte. Ich habe ſehr viel zu thun, und man wird von dem leeren Schreiben den ganzen Tag hindurch ſo müde, daß man am Abend gar nicht glaubt, daß man mit der Feder etwas Vernünftiges hervorbringen könnte. Indeß iſt dies nur eine Entſchuldigung für die Kürze. Daß ich nicht früher ſchrieb, daran war blos Schuld, daß die Sachen, über die Sie mich befragt haben, früher nicht klar waren.

Mit Adolfs Kammerherrnpatent iſt nichts zu machen. Er ſteht auf keinem Etat mit Beſoldung aufgeführt, und hat daher auch kein ihm eine ſolche wirklich ertheilendes Decret, welches das unerläßliche Erforderniß iſt, um bei der jetzt hier niedergeſetzten Commiſſion berückſichtigt zu werden.

Die 12,000 fl. aber können Sie, liebſte Caroline, ohne Anſtand erheben, jedoch vermuthlich nur terminweiſe durch zwei Jahre hindurch. Denn der Weimariſche Antheil an den 100,000 fl. des Primas macht jährlich etwas über 6000 fl. Nun ſoll er zwar dieſe Penſion vom 1. Jan. 1814 an bekommen, allein Weimar beſitzt erſt ſeit Anfang dieſes Jahres ungefähr einen Antheil an ſeinem ehemaligen Staate, und kann daher auch nicht eher zahlen. Zwar macht der Primas noch Anſprüche auf eine Summe, welche er Fulda vorgeſchoſſen haben will, allein es iſt nicht ſicher, ob er Recht hat, dieſe zu erhalten, und noch weniger, ob Fulda ſie allein bezahlen muß. Die Vollmacht, die Sie mir geſchickt haben, iſt an ſich ganz richtig. Es kommt nur darauf an, ob Weimar vielleicht eine noch mehr förmliche fordert. — Es wird, obgleich die Arbeit der Commiſſion lange beendigt iſt, auf meinen Vorſchlag jetzt der Antrag gemacht werden, die Penſion des Primas vom 1. Jan. bis 1. Juli 1816 mit 50,000 fl. zu bezahlen. Davon muß Weimar 3000 fl. geben. Es wäre alſo jetzt Zeit, daß Sie mit Gersdorff, oder wer es in Weimar beſorgt, abmachten, daß dieſe 3000 fl. an Sie gezahlt würden. Wenn der Primas Ihnen aber die 12,000 fl. als unverzinsliches Darlehn läßt, ſo müſſen Sie Sich auch die Jahre beſtimmen laſſen, auf welche er ſie Ihnen gibt. Sonſt können die Erben ſie gleich zurückfordern.

Die Papiere, die Ihnen werth ſein können, ſchicke ich Ihnen zurück.

Die Li will den 10. Juni hier ſein. Ich freue mich ſehr,

daß wir wieder zuſammenkommen. Ich hoffe, ſie ſieht ſich mit Ihnen unterwegs.

Der Agamemnon iſt im vollen Druck, und ich ſchicke Ihnen bald ein Exemplar. Ich habe ſchon die Einleitung und einen Bogen Überſetzung.

Sie haben ſehr Recht, daß die Umgebungen der hieſigen Stadt ſehr hübſch geworden ſind. Ich gehe oft drin herum und gedenke des armen Primas, für den ich immer eine alte Zuneigung mit Ihnen theile. Sagen Sie ihm das, wenn Sie ihm ſchreiben.

Leben Sie herzlich wohl, theure geliebte Freundin. Mit inniger Anhänglichkeit der Ihrige Humboldt.

Frankfurt, 7. Junius 1816.

Ich mußte, liebſte Freundin, erſt einen Brief von Li abwarten, ehe ich Ihren gütigen vom 26. beantworten konnte. Ich würde mich unendlich freuen, Sie wieder hier in der Gegend zu ſehen. Mit der Li ſteht es folgendermaßen. Sie iſt jetzt vermuthlich in Carlsbad angekommen, ſie braucht da das Waſſer für ſich und Carolinen. Es iſt faſt unmöglich, daß ſie viel vor Mitte Julius hier ſei. Allein ſelbſt das iſt nicht gewiß. Denn vielleicht muß ſie noch nach Dobberan gehen, wenn ſie in Carlsbad fertig iſt. Wenn ſie einmal hieher kommt, wird ſie natürlich, da wir ſo lange getrennt waren, und ich die Stadt nicht verlaſſen kann, durchaus in der Stadt bleiben. Die Dauer meines eignen Aufenthaltes iſt

noch ungewiß. Allein rechnen wegzukommen kann ich nicht vor dem 1. Auguſt. — Mit Motz habe ich geſprochen. Die Zahlung erfolgt an Sie augenblicklich.

Leben Sie herzlich wohl, und ſchenken Sie uns die Freude, Sie zu ſehen. Mit herzlicher Freundſchaft

der Ihrige, Humboldt.

Frankfurt, 10. Septbr. 1817.

Ich habe geſtern, liebe Caroline, die Antwort des Staatskanzlers bekommen, die ich noch zu meiner Abreiſe von hier erwartete, und gehe beſtimmt Sonnabend den 13. von hier ab. Es iſt mir alſo unmöglich, Sie noch in Wiesbaden zu beſuchen, ſo gern ich es gethan hätte. Ich danke Ihnen aber deſto mehr für die Stunden, die Sie mir bei Ihrer Durchreiſe geſchenkt haben. Wollen Sie noch meiner Frau durch mich ſchreiben, ſo müßte ich den Brief bis Freitag Abends hier haben. Sonſt adreſſiren Sie ihn nur nach Rom an unſern dortigen Geſandten Niebuhr. Leben Sie glücklich, beſte Caroline, und ſchicken Sie mir die Tragödie, die mir in der Ferne von deutſchem Weſen und Dichten doppelt willkommen ſein ſoll. Was ich Ihnen neulich über Ihren Schwager ſagte, bleibt ganz unter uns beiden. Ich liebe und ſchätze ihn ſehr, und halte es ſo ſehr für einen Gewinn, wenn er viel gebraucht wird, daß ich immer, wie ich neuerlich gethan, mit herzlicher Freude dazu beitragen werde. Mit ganzer Seele und der alten unveränderlichen Freundſchaft

der Ihrige, Humboldt.

London, 9. April 1818.

Gerning hat mir Ihren Brief vom 9. v. M. gebracht, liebe Caroline, der mir herzliche Freude gemacht hat. Die Unpäßlichkeit, über die Sie klagen, wird, hoffe ich, nicht länger gedauert haben. Ich ſage Ihnen auch nur wenige und abgerißne Worte; was läßt ſich ſchreiben, indem man ſo vieles mit einander zu reden hätte?

Ich hege daſſelbe Gefühl, als Sie, daß es der Zeitpunkt iſt, wo ich zu Hauſe ſein muß, und ob ich Ihnen gleich jetzt noch nichts über meinen Plan beſtimmt ſagen kann, ſo ſein Sie überzeugt, daß ich nicht lange zögern werde. Ob aber meine Gründe die Ihrigen ſind, weiß ich nicht. Wenigſtens kann ich Ihnen verſichern, daß ich gar keine unmittelbaren Hoffnungen auf mein Zurückkommen baue, ſondern nur daran denke, mich zurückzuziehen. Ich kann Ihnen glücklicherweiſe ſehr kurz ſagen, was mein nächſtes Handeln unwiderruflich beſtimmen wird. Ich bin feſt entſchloſſen, nicht mehr, wie bis jetzt der Fall war, in einer halben Lage zu bleiben, mich als Talent (weil man dies vergleichungsweiſe an mir nun einmal findet) zu dieſem und jenem benutzen zu laſſen. Ich verlange gar keine Wirkſamkeit, aber ich will auch keine andre annehmen, als für die ich ſelbſt, und ich allein verantwortlich ſein kann. Es iſt ferner meine Überzeugung, daß ich in meiner Lage nur in Berlin Gutes wirken, halten und herſtellen kann. Was es auch ſein möchte, außerhalb iſt man in einer ſchiefen Stellung, in der man ſich und die Sache zugleich ſtürzt. In Berlin aber kann ich keine Stellung, wie

die Dinge ſind, finden, außer der, die, wie ich einmal zurückkehre, immer von ſelbſt wieder aufwacht, und von der ich mich auch nicht losmachen würde. So liegt die Sache. Übrigens kennen Sie, meine Beſte, mich von früher Jugend. Ich habe keinen Ehrgeiz, keinen Geſchäftstrieb, keine Sucht mich einzumiſchen, ich glaube ſogar, daß der Gang der Staatsangelegenheiten nicht einmal bei weitem das Wichtigſte auf der Welt iſt. Ich würde am liebſten beſtimmt mich losmachen, und unter keiner Bedingung wieder eingreifen. Nur weil dies eine egoiſtiſche Denkungsart iſt, die ſich nicht vertheidigen läßt, wenn man, wie ich, einen Theil der Bahn gemacht hat, ſo werde ich, ſo lange ich Kraft habe, nicht ſo handeln, aber gewiß auch nicht länger um eine unbedeutende, ſchiefe oder halbe Wirkſamkeit mich ſelbſt, das Leben mit den Meinigen und meinen individuellen Plan aufgeben.

Dies klingt alles ſehr ernſt und gravitätiſch, allein Sie ſagen ſehr hübſch, wir würden doch viel lachen, wenn wir zuſammen wären. Körner ſagte ehemals in Dresden von mir, ich ſei zu Schimpf und Ernſt gut, und das möchte wohl die einzige Ähnlichkeit ſein, die ich mit den alten Rittern habe. Aber es iſt ein hübſcher Zug an uns Allen, die wir damals ſo viel zuſammen waren, daß der Ernſt ſich bei uns immer in Scherz auflöſt, aber nie in Scherz verliert. Es iſt das der poetiſche Grund des Lebens, indem man immer über den Sachen und Begebenheiten iſt, und nicht von ihnen gedrückt und gebunden wird.

Das kommende Frühjahr wird hoffentlich auch Ihre

Tragödie weiter bringen. Denn daß England die Sonne fehlt, kann man von dem Lande wie von einem Menschen sagen, dem die Grazien nie lächeln. Es mag Alles haben, das Eine fehlt ewig. So ist hier das Gediegenste in jeder Art minder reizend und fruchtbringend, und selbst die Schönheit leidet darunter.

Stein grüßen Sie herzlich von mir. Mit alter Liebe und Freundschaft. Ihr H.

London, 18. Julius 1818.

Ihr Brief, liebe Caroline, hat mir unendliche Freude gemacht. Er enthält sehr hübsche und wahrhaft genialische Stellen, und die, daß, wenn die Staatenlenker den Sinn hätten, der Atalanta goldne Äpfel hinzuwerfen, die Völker nimmer das Laufen darnach gelernt hätten, wird mir unvergeßlich bleiben. Sie sind sehr glücklich, theure Caroline, in der Einsamkeit der Wälder zu sein, und ich möchte dasselbe Leben führen. Es wird auch kommen, wenn gleich mit Sicherheit ungestört darin zu bleiben, erst später. Es ist, wie man Ihnen gesagt hat. Ohne daß man mir noch eine entscheidende Antwort auf meine Zurückberufung von hier gegeben hat, ist mir der Posten in Frankfurt angeboten worden. Ich habe ihn aber auf das allerbestimmteste ausgeschlagen, und es ist meine Absicht, dabei zu beharren. Da sich jedoch auch Manches dafür sagen läßt, und da ich in meinem Entschlusse die meisten Menschen gegen mich haben werde, auch die Bessern und Besten, so habe ich es sehr reiflich überlegt, ehe ich mich

ausgesprochen habe. Ich wünsche wirklich das diplomatische Nomadenleben aufzugeben und einen festen Wohnsitz zu haben. Die äußern Verhältnisse und Umstände meiner häuslichen Lage drängen mich eben so sehr dazu, als meine innere Neigung. Allein außerdem bin ich auch überzeugt, daß man, wenn sich nicht die Dinge, dem Sinn und Geiste nach, in Wien und Berlin und selbst noch an andern Orten ändern, nichts in Frankfurt ausrichten kann, als das Hohle und Leere. Den ersten Grund sage ich Jedermann, denn er ist der äußerliche, den andern muß man natürlich mit mehr Discretion gebrauchen, indeß habe ich ihn da nicht verschwiegen, von wo mir der Vorschlag herkam. Ihnen, liebe Caroline, kann ich die Sache auch noch in tieferer und engerer Verbindung mit allen meinen Lebensplanen erklären. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich mehr aus den Geschäften heraus, als hinein wünsche, ich bin zwar nicht abgeneigt in das öffentliche Leben einzuwirken, aber ich bin es im höchsten Grade satt und müde das Treiben eines einzelnen, in das Ganze nur zufällig und wenig entscheidend eingreifenden Postens fortzuwälzen. Ich will also im jetzigen Moment meiner Thätigkeit eine Krise ertheilen, durch die sie zu einer entscheidenden werden oder überhaupt eine öffentliche zu sein aufhören muß. Deßwegen will ich von hier fort, will ich keine auswärtige Mission annehmen, und will ich auch nicht in unser Ministerium gehen, wie es jetzt ist. So wenig ich gerne alles tadle, so ist doch die ganze Organisation fehlerhaft, und wenn ich diese Fehler nicht ändern kann, will ich sie nicht theilen. Durch dies alles, das ich nicht will,

bleibe ich natürlich in einer Art parteiloſer Mitte, nehmlich als Mitglied des Staatsrathes ſtehen. Dies iſt gerade eine gute Stellung, wo man, ohne alle Intriguen, die ich immer haſſe, am rechten Ort ſeine Meinung über alles Wichtige ausſprechen, und auch, je nachdem man ſieht daß es fruchtet oder nicht, mehr oder weniger in das Geſchäft eingehen oder ſich zurückziehen kann. Ich laſſe es nun auf die Probe ankommen, ob der Zufall das, was ich zu thun und zu ſein vermag, und ſelbſt der Gedanke, daß ich, auf den doch Manche Vertrauen haben, doch gewiſſermaßen müſſig bin, eine Änderung hervorbringen, bei der ich mit Vertrauen und in Übereinſtimmung mit meinen Grundſätzen ein Miniſterium annehmen kann oder nicht. Dies entſcheidet hernach mein Leben, denn ſo willig ich bin, meine ganze Thätigkeit dem öffentlichen Erfolge zu widmen, ſo feſt bin ich auch entſchloſſen, meine innere Exiſtenz und meinen wiſſenſchaftlichen Plan nicht einem fruchtloſen Herumtreiben in Geſchäften aufzuopfern. Dieſem Zweck, wie ich ihn Ihnen kurz dargelegt habe, iſt nun nichts ſo entgegengeſetzt, als wenn ich entweder hier bliebe, oder den Frankfurter oder irgend einen andern Poſten annähme. Auch können Sie mir ſicher glauben, daß diejenigen, welche mich ſchlechterdings auf einen ſolchen Poſten haben wollen, dabei gar nichts anders beabſichtigen, als nur, daß es den Schein haben ſoll, ich ſei ſehr wichtig beſchäftigt, aber daß in Wahrheit jedes wichtige Geſchäft von mir entfernt bleibe. Davon habe ich die unverkennbarſten Spuren. Selbſt auf Frankfurt kommen ſie nur in der Noth, weil es nun einmal nicht gut möglich iſt,

mich hier feſtzuhalten. Denn warum hätten ſie mir nicht ſonſt Frankfurt in der Zeit gegeben, wo Sie Sich erinnern, daß ich es für meine individuelle Lage nicht ungern gehabt hätte? Bald nachher wurde mir freilich ſehr unheimlich dort; ich ſah deutlich, daß man eigentlich nichts wollte, und doch wieder nicht wollte, daß es nur nichts ſei; ich ſah, daß da an keinen Erfolg zu denken war, und daher habe ich freilich mir den Poſten gefordert, obgleich ich mir wohl ſagen konnte, daß man mir ihn nicht abſchlagen würde. So, liebe theure Caroline, iſt meine Lage, die mich ſehr ruhig läßt. Ich lebe aber ſo gern ganz einſam, es wird mich nie ein Kitzel nach Einfluß und ſogenannter Wirkſamkeit befallen, und ich weiß nicht, ob ich, wie Sie jetzt lebend, nur die Zeitungen leſen würde; ich ſetze aber auch, wenn es Erfolg haben kann, meine ganze Exiſtenz an meine öffentliche Thätigkeit; ich bin in meinem Gewiſſen ſehr ruhig, denn ich handle nach Grundſätzen, und ohne alle eigennützige und ehrgeizige Abſichten, und ich richte meine Laufbahn zu einem Reſultat, wie auch mein Leben ſchon mächtig dem entgegengeht, das uns alle erwartet. Was mich aber gar nicht ſo ruhig läßt, liebe Caroline, iſt die Geſundheit meiner Frau. Sie iſt wirklich ſehr leidend, und ich ſehe die Sache gar nicht als unbedeutend an; ich merke auch aus ihren eignen Briefen, daß ſie es ſelbſt ebenſowenig thut. Sie hat an gichtigen Schmerzen im Fuß gelitten, und leidet noch daran; dieſe Schmerzen ſteigen manchmal in die Seite, ſie hängen mit dem Blute zuſammen und haben ſchon Roſe hervorgebracht; nehmen Sie nun hinzu,

in welcher Stufe des Lebens ſie ſich gerade befindet, ſo iſt es offenbar eine Kriſe, in der ſie iſt, die, wie ich mir ſchmeichle, gut und unſchädlich vorüber gehen kann, wo aber auch das Gegentheil möglich iſt. Dies treibt mich aber noch mehr, mich wenigſtens von unnützen Feſſeln los zu machen. Ich und ſie ſind feſt entſchloſſen, wenn wir wieder vereinigt ſind, uns nicht mehr zu trennen. Wie ihre Geſundheit jetzt iſt, kann ſie Änderung des Aufenthalts, vielleicht eine Rückkehr nach Italien nothwendig machen. Schon dazu iſt mir eine freiere Lage nothwendig. Ich habe, wie Niemand ſo noch es geſehen hat als Sie, mein Leben mit der Idee angefangen, nur mit ihr, und in dieſem häuslichen Daſein eingeſchloſſen zu leben. Zeit und Umſtände haben es hernach anders gewandt, und ich bin gegen meinen Willen in vielfach andre Thätigkeit geſtoßen worden, die uns nie einen Augenblick innerlich getrennt, aber äußerlich ganz von einander geführt hat. Das ändert aber den eigentlichen Zweck meines Lebens nicht, d. h. ich kehre natürlich, ſo wie ich nur kann, zu ihm zurück. Man kann auch und gern und in der beſten Bedeutung nach außen hin nicht wirken, wenn man nicht ſein inneres auf Ideen und Empfindungen gebautes und von allem Äußern ewig unabhängiges Daſein in friſcher und reger Kraft erhält; und wenn man ſo lange, als wir jetzt, und immer in gleicher Innigkeit mit einander fortgelebt hat, ſo läßt ſich das eigne Daſein nicht mehr von dem des andern trennen. Es iſt daher wohl meine geheime Sehnſucht, von jetzt an ſo lange es nur noch währen mag, wieder ſo vereinzelt auf einander

zu leben, als wir es im Beginnen gethan haben, und wenigſtens kann ich das Verlangen darnach nur für etwas Wichtiges, und was jenes Verhältniß wenigſtens nicht ſo, wie es in dieſen Jahren geweſen iſt, gänzlich zerreißt, aufgeben. Die Li iſt übrigens jetzt in Rouen, wo ſie die Bäder gebraucht. Sie geht von da nach Florenz oder Rom, und kommt vermuthlich erſt im ſpäten Herbſt nach Deutſchland zurück. Dies wird ſehr davon abhängen, wie es mir ſelbſt ergehen wird. — Mit Stein haben Sie vollkommen Recht. Zu Geſchäften iſt er nicht mehr, nicht einmal vielleicht in beſtimmten Fällen Rath zu ertheilen. Allein er iſt trefflich, um den, der wirken ſoll, immer in der höhern Region des Denkens und Fühlens zu erhalten, er wirkt auf einen wie einer der alten Geſchichtſchreiber oder Redner, und weil er aus einer nähern Welt ſpricht, ſtärker und praktiſcher. Ich würde immer alles dafür geben, ihn bei wichtigen Gelegenheiten in der Nähe zu beſitzen. — Die Meiningenſche Familie habe ich nun und kaum geſehen, nur immer mit 5—600 Menſchen zugleich. Wenn ſich die junge Herzogin nicht eine eigne Exiſtenz macht, ſo weiß ich nicht, wie es ihr ergehen wird. Es iſt eine ſonderbare Familie, und wirklich zeichnet ſich nur der Regent durch mehr Verſtand, Feinheit und Liebenswürdigkeit aus. — Leben Sie herzlich wohl. Mit inniger Liebe und Freundſchaft Ihr H.

Weimar, 21. December 1826.

Tauſend Dank für Ihre liebevollen Worte, theure Freundin. Sie ſind mir zuvor gekommen, ich hätte Ihnen

heute ſelbſt geſchrieben, Ihnen für die ſchönen Tage in Jena gedankt, und Ihnen nach der eigenſten Wahrheit geſagt, daß ſie lange in meiner Erinnerung leben werden. — Als ich hierher fuhr, kam mir Göthe eine halbe Meile von Weimar entgegen, und führte mich in ſeinem Wagen in die Stadt. Es war gerade eine Jagd, und wir konnten den ganzen Tag ungeſtört zuſammenbleiben. Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie befriedigend diesmal der Umgang mit ihm iſt. Er iſt nicht nur wohl, kräftig, lebendig, ſondern auch ſo freundſchaftlich, ſo mittheilend, ſo geſprächig über die intereſſanteſten Dinge, daß ich es nie ſo gefunden zu haben glaube. So wie ich nicht am Hof ſein muß, gehe ich zu ihm. Den Morgen ſind wir ganz zuſammen. Ich habe ſeine Helena geleſen. Es ließe ſich vielleicht darüber ſprechen, ſchreiben nicht. Aber das Ganze und Einzelne ſind bewundernswürdig. Etwas eigenthümlich Neues, von dem man noch keine Idee hat, für das man keine Regel und kein Geſetz kennt, das aber ſich im höchſten poetiſchen Leben fortbewegt. — Die Hoffêten ſind vorüber, und man trägt wieder ſchwarze Unterkleider, was immer das Zeichen der Ruhe iſt. Das Leere, das ſonſt wohl Hoffêten haben, war hier durch den Anblick eines wirklich ſchönen Paares, das ſich ſelbſt gewählt hat, und durch die Herzlichkeit der Familienfreude ſo weggetilgt, daß man die Tage leicht und theilnehmend verlebte. Ich war auch bei der Verlobung zugegen, die nicht vor dem übrigen Hofe geſchah. Die Großfürſtin und die Prinzeſſinnen haben mir viel von Ihnen geſprochen. Alle bedauern mit mir Sie nicht hier

zu haben. Indeß kann ich es Ihnen doch nicht verdenken. Die Ruhe in Jena muß Ihnen natürlich wohlthätiger ſein. Den Präſident Schwendler, ſeine Frau, und ſogar ſeine recht hübſche Tochter habe ich kennen gelernt, und auch ſonſt haben mir Ihre weiſen Rathſchläge ſehr große Dienſte geleiſtet. Ich bleibe noch bis zum 1. hier. Am 2. gehe ich nach Rudolſtadt. Mit herzlicher Liebe und Freundſchaft

Der Ihrige H.

Leſen Sie doch die Recenſion von Niemers Gedichten im Mitternachtsblatt. Sie werden ſich ärgern, Sie müſſen es aber doch ſehn.

[Febr. 1829.]

Wir haben geſtern, theuerſte Freundin, Ihren letzten Brief erhalten, und danken Ihnen herzlich für den innigen und liebevollen Antheil, den Sie an dem Befinden meiner armen Frau nehmen. Ich kann Ihnen glücklicherweiſe mit Wahrheit ſagen, daß es doch weit beſſer und wirklich über alle Erwartung der Ärzte gut geht. Die Kranke iſt frei von Schmerzen, und wenn auch ſchwach, doch nicht ſo, daß die Schwäche zur wahren Krankheit wird. Sie kann am Geſpräch theilnehmen, ſich beſchäftigen, und würde, wenn ſie recht frei ſitzen und gehen könnte, nicht meiſtentheils liegen müßte, oft eben nicht kränker ſcheinen, als wir und auch Sie ſie ſchon geſehen haben. Die nahe Gefahr iſt ganz verſchwunden, und

die entfernte wird ja hoffentlich ein gütiges Geſchick abwenden. Ich ſehe jetzt dem Frühling und Sommer wenigſtens mit viel größerer Ruhe entgegen. Sie mehr, als ſonſt irgend Jemand, können fühlen, wie mir in den Tagen und Wochen ſo naher und dringender Gefahr um's Herz war.

Auch Ihnen wird der Schillerſche Briefwechſel mit Göthe einen großen Genuß gewährt haben. Ich gehöre ſogar zu denen, die nicht einmal die wirklich bedeutungsloſen Billette, deren der erſte Theil allerdings mehrere enthält, wegwünſchen können. Ein ſolcher Briefwechſel iſt ja nicht als ein Buch und als ein literariſches Produkt, ſondern als eine ſich ſelbſt ſchildernde Lebensperiode anzuſehen. Die Briefe haben mich unendlich ſchön in jene Epoche zurückverſetzt, wo wir auch mit Ihnen ſo nah und eng verbunden lebten.

Sie fragen nach meines Bruders Ruſſiſcher Reiſe, liebe Freundin. Sie iſt nunmehr feſt beſchloſſen. Er geht Ende April oder Anfang Mai von hier ab. Er reiſt über Petersburg nach dem Ural und bis Tobolsk, hofft aber im November wieder hier zu ſein. Der Kaiſer von Rußland gewährt ihm alle möglichen Erleichterungen für die Reiſe, er verlangt aber keine andere Dienſtleiſtung von ihm, ſondern ſagt in ſeiner Verfügung an meinen Bruder ausdrücklich, daß mein Bruder reiſen könne, wohin er wolle, und daß er die Reiſe blos als zu wiſſenſchaftlichen Zwecken beſtimmt anſehe. Er nimmt einen gelehrten Chemiker von hier, Roſe, mit ſich, ſonſt aber Niemand. Es iſt zu läſtig, und erſchwert das Reiſen zu ſehr, viel Begleiter zu haben. Es iſt aber komiſch zu

ſehen, welche Menſchen ſich zum Mitreiſen anbieten, und wir lachen oft über die wunderbaren Briefe, die er deßhalb bekommt. Vor der Reiſe wird noch wenigſtens ein Band ſeines im vorigen Jahre hier gehaltenen Collegiums erſcheinen. Er iſt unglaublich thätig, angeſtrengt fleißig, aber doch wohl* —

Berlin, 26. März 1829.

Liebe, theure Caroline! Unſre Hoffnungen auf die gute Conſtitution meiner Frau ſind vergeblich geweſen. Das Übel, an dem ſie litt, war von der Art, daß es unvermeidlichen Tod herbeiführen mußte. Sie iſt heute früh um $1/_2 8$ Uhr in Carolinens, Adelheids und meiner Gegenwart mit einer Ruhe und Klarheit verſchieden, die nur ſolchen Seelen eigen ſein können. Sie ſtarb mit der vollſten Beſinnung, die ſie bis zum letzten Athemzuge behielt. Keine Zuckung entſtellte die lieben Züge. Sie ſagte uns oft, aber mit einfacher Ruhe, ohne ängſtliche oder trübe Bewegung: Lebt wohl! weint nicht! ſeid ruhig! dann: nimm mich, nimm mein Leben! Dein Wille geſchehe! einmal: ſtille, in die ſtille Nacht. Sie hatte ſich mehrere Tage vorher in den Salon tragen laſſen, wo unſere meiſten Bilder hängen. Dort, den Bildern ihrer Töchter gegenüber, ſtarb ſie. Wie ſie ſchon nicht mehr ſprach, öffnete ſie die ſchönen, noch ganz klaren, nur matten Augen

---

* Das Weitere iſt abgeſchnitten.

noch einmal, und ſah erſt feſt auf die Bilder Gabrielens und Mathildens, dann auf eine große Copie von Raphaels Himmelfahrt der Jungfrau, was an einer andern Wand hängt, indem ſie ſich umdrehte. Die Bilder ſind ihr ein wahrer Troſt geweſen. Auch um die abweſenden Lieben quälte ſie kein Gedanke. Sie nannte Niemand. Sie umſchwebte alle mit ihrem innern Frieden. Auch uns Umſtehende nannte ſie nie einzeln. Nur wie ich heute zuerſt in's Zimmer trat, ſagte ſie zu mir: theurer Freund! und gab mir die Hand. Ich küßte ſie auf den Backen. Gib mir den Mund! ſagte ſie, und umarmte mich ſo. Ihr Geſicht athmet den himmliſchſten Frieden. Man kann im Entſchlafen nie ſchöner ſehen, nie klarer und ruhiger. Für ihr ſchreckliches Übel hat ſie wenig gelitten; heftige Schmerzen, zum Wunder der Ärzte, gar nicht. Nur Leiden, da ſie wegen der vorgegangenen Zerſtörungen nicht gehen und kaum ſitzen konnte. Es ſind nun über 40 Jahre, theure Caroline, daß wir drei uns kennen. Die Tage der Jugend, die wir zuſammen verlebten, waren ſehr ſchön. Mein Andenken iſt oft bei Ihnen und wird es ſein. Sie haben großen Schmerz gelitten, ich jetzt, und wir leiden ſolchen, den nichts heilt. Man betrauert ja nur das verlorne Glück, und das kehrt nie wieder. Da kann keine Zeit die Wunden heilen; was die Menſchen ſo ſagen, ſagen ſie, weil ſie nicht empfinden. Ich ſehe mich wie abgeſchieden von den Menſchen an, ſeitdem dies Band zwiſchen mir und der Welt zerriſſen iſt.

Sie würden mich ſehr verbinden, theure Freundin, wenn Sie der Fürſtin von Rudolſtadt und Göthe das traurige

Ereigniß anzeigen wollten. Später ſchreibe ich der Fürſtin ſelbſt. Ich möchte ſie nicht unvermuthet mit der Nachricht erſchrecken, und weiß nicht, an wen ich mich wenden ſoll. Göthe ſchrieb ich vor Kurzem von dem gefährlichen Zuſtande. Wer ſonſt in Weimar und Jena an uns theilnimmt, hört unſern Verluſt wohl durch Sie.

Meine Töchter umarmen Sie auf das innigſte, und ich bleibe mit der herzlichſten und liebevollſten Anhänglichkeit und Freundſchaft ewig der Ihrige H.

Berlin, 9. April 1829.

Tauſend Dank, theuerſte Freundin, für Ihren ſchönen und lieben Brief vom 2. d. Es iſt nicht recht deutlich daraus zu erſehen, ob Sie meinen Brief mit der Todesanzeige durch Profeſſor Hand empfangen, oder ob Sie den traurigen Vorfall durch die Körner erfahren hatten. Ihr Mitgefühl, das ſich auf eine der theuern Hingegangenen ſo würdige Weiſe ausſpricht, iſt mir und der guten Caroline eine wahre Beruhigung geweſen. Der Rückblick, den Sie ſo ſchön und auf eine auch für mich ſo gütige Weiſe auf die Jahre thun, die ich mit der guten, theuren Li verlebt habe, iſt das, worauf auch ich am liebſten zu beruhigenden und troſtreichen Erinnerungen verweile. Sehr wahr ſprechen Sie das Weſen der Frauen und vorzüglich der Verſtorbenen aus, wenn Sie ſagen, daß ihnen keine Lebensſtunde ohne Freiheit und Zartheit zum Genuſſe gedeiht. Die Li wäre ohne dieſe Freiheit nichts geweſen, ſie bedurfte dieſes einen Elements, um ihr

auf ſeltne Weiſe großes und liebendes Gemüth in aller Fülle der Empfindung zu entfalten, und ſie ehrte mit gleicher Zartheit auch die Freiheit an andern. Es iſt mir ein beruhigendes Gefühl, daß ich den größten Theil der langen Zeit hindurch, in der wir verbunden durch das Leben ſchritten, faſt ganz ihr und mit Rückſicht auf ſie leben konnte. Bis wir Rom verließen, war es eigentlich ganz der Fall. Am gehindertſten war unſere gemeinſchaftliche Exiſtenz in dem mir auch gar nicht angenehmen Aufenthalte in Wien. Von 1813 bis 1819 waren wir ſehr viel getrennt, aber ungeachtet dieſer Trennung waren wir im Geiſt und unſrer Empfindung nie enger verbunden, als in den verhängnißvollen Jahren dieſer Epoche. Wir ſchrieben uns lange ſogar täglich, und ich weiß, wie viel ich ihr damals in Anſichten, Richtungen, Beſtrebungen verdankte. Seit 1820 ſtörte mich nichts im wahrhaft blos ihr gewidmeten Leben. Reiſen, Einrichtungen, Beſchäftigungen, Alles konnte ich nach ihr richten, und that es mit inniger Freude und Liebe. Einen großen, wenn auch durch die Trennung von der lieben Gabriele ſchmerzlichen Genuß hat ihr noch die letzte Reiſe nach Paris und London gewährt. Sie hatte doch nun ſelbſt geſehen, wo das geliebte Kind hingekommen war, in welchen Umgebungen ſie ſich befand, ſie hatte ein anſchauliches Bild von allem, was ihr ſo unendlich theuer war. Dabei hatte ſie mit Intereſſe die beiden Städte geſehen. Sie ſprach oft noch in der Krankheit von dieſer Reiſe mit freudigem Dankgefühl gegen das Schickſal, das ihr gewährt hatte, ſie glücklich vollenden zu können. Es iſt viel,

wenn der Menſch ein reiches Leben, voll mannichfaltiger Lebensfreuden, glücklich beſchließt. Das ward ihr, und das iſt mir die beruhigendſte und am meiſten troſtreiche Erinnerung. Sonſt fühle ich aber ſchon jetzt ſehr tief, wie verödet und vereinzelt mein Leben ohne die ſein wird, die mit Allem, was mich berührte, ſo innig verbunden war. Sie fragen mich, was mir jetzt als das Tröſtendſte erſcheint. Ich geſtehe Ihnen nichts als die tiefſte und abſoluteſte Einſamkeit. In dieſer hat der Menſch immer Gefühle, Ideen, Erinnerungen, die ihn heben und halten, und die Wehmuth ſtimmt ſich in ein mildes, eigentlich ſüß feſthaltendes Gefühl um. Wie ich aber am Umgange mit Menſchen, inſofern es nicht ein einſames Geſpräch mit einem Gleichgeſinnten iſt, wieder Freude gewinnen werde, davon habe ich jetzt keinen Begriff. Seit der Mitte Decembers habe ich keine Geſellſchaft beſucht, und nur die paar vertrauten Freunde geſehen, die faſt täglich in unſer Haus kommen. Die eigentlichen Schmerzenstage, das Sterben ſelbſt, die Zeit von da bis zur Beerdigung habe ich nicht ſo unglücklich gefunden, als die, wo man nun wirklich ganz ohne den geliebten Gegenſtand iſt. Der Tod meiner Frau war ſo ſanft, ſo ſchön, man möchte ſagen, ſo freundlich. Als Leiche war bis auf den letzten Moment, und ſie hat volle vier Tage geſtanden, kein Zug nur im Mindeſten entſtellt. Ich bin bei Allem gegenwärtig geweſen, ich habe jeden Tag fünf- ſechsmal ſie beſucht, und halbe Stunden bei ihr geſeſſen. Es iſt ein unendlich ſchmerzliches, aber auch unendlich anziehendes Gefühl, ſich die Züge, die einem das

Grab nun auf ewig entreißt, noch einmal recht tief einzuprägen. Aber das Zumachen des Sarges, das Wegtragen, das ſind die fürchterlichen Momente, und nun lagert ſich die Öde über das Haus, den Familienkreis, das Daſein, die nie wieder weicht. Meine Frau hat in Tegel im Garten begraben ſein wollen. Sie hat es einmal Adelheiden geſagt. Sie hat den Fleck bezeichnet, wo eine Eiche unter dunklen Tannen ſteht, und ſo menſchlich, als wollte ſie mit uns bleiben, hinzugeſetzt: Da ſieht man das Haus. Ich laſſe dort eine Grabſtätte einrichten mit einem Denkmal. Eine einfache Granitſäule mit marmornem Kapital und Baſement, auf einem Poſtament, auch mit Marmor bekleidet, und ein eiſernes Gitter darum. Aber keine Gruft. Wir werden ſie an dieſem Denkmal in der Erde begraben Das iſt hübſcher und naturgemäßer, Staub mit Staub zu miſchen, und ſo hatte ſie es auch gewünſcht. Denn noch in den letzten Tagen hatte ſie geſagt: „In Tegel wird mirs beſſer werden, im Raſen mit Blumen, ich meine den Raſen über mir.“ Bis nun das alles fertig iſt, ruht ſie auf dem kleinen Dorfkirchhof in einer von Holz in der Erde wie ein Zimmer gebauten Gruft. Adelheid, Caroline, mein Bruder, einige Freunde und ich waren bei der Beerdigung. Außer uns war nur die Dorfgemeinde dabei. Schleiermacher, zu dem ſich die Verſtorbene hier immer hielt, der auch unſre Töchter getraut hat, hielt eine einfache, aber paſſende und ſchöne Rede. Das Wetter begünſtigte uns. Ich weiß, daß Sie, liebſte Freundin, an dieſen Details theilnehmen. Caroline hat in dieſer Zeit unendliche Liebe für ihre

Mutter und zugleich viel Faſſung und Charakter bewieſen. Bei dem tiefſten innern Kummer blieb ſie immer beſonnen, immer ſich in das Unvermeidliche fromm und ſtill fügend. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon ſchrieb, daß der König Hedemann hieher verſetzt hat. Dies iſt ein unendliches Glück für Carolinen und mich. Ich werde mich nun ganz in Tegel etabliren, Hedemann und Adelheid ganz in Berlin, wo wir aber zuſammen eine Wohnung nehmen, die für uns alle groß genug iſt. Im Sommer wird Hedemann mit Adelheid viel bei uns ſein. Im Winter wird Caroline bei Hedemann wohnen, und ich werde von Zeit zu Zeit in die Stadt kommen, aber weſentlich ganz auf dem Lande bleiben. Sie äußern den gütigen Wunſch, Sie bald zu ſehen. Sobald ich irgend in Ihre Gegend komme, beſuche ich Sie gewiß. Das kann dann aber leider nur auf ſehr kurze Zeit ſein. Das beſte wäre, Sie kämen einmal zu einer Ihnen gelegnen Zeit nach Tegel. Alles andre Sehen iſt immer nicht recht ruhig. Nach Jena käme ich nicht gern auf mehr als Einen Tag. Ich müßte ſonſt nach Weimar, und das würde mir in meiner jetzigen Stimmung eine wahre Marter ſein. Sich aber an einem dritten Orte zu ſehen, wie neulich in Gera, iſt gar eine traurige Aushülfe. Ihr H.

Tegel, 18. Julius 1829.

Sie müſſen mir nicht böſe ſein, liebſte Freundin, daß ich Ihren liebevollen Brief vom 27. April erſt heute beantworte. So unendlich gern ich mit denen, die übereinſtimmend mit

mir denken und fühlen, ſpreche, ſo wenig geneigt bin ich eigentlich zum Briefſchreiben, und dann kommen mir eine Menge von Geſchäften und Arbeiten vor, die ſich nicht zurückweiſen laſſen. So vergeht ein Tag nach dem andern, ohne daß in irgend einer Art etwas Bedeutendes geſchieht. — Ich habe, ſeit Sie zuletzt von mir erfuhren, in unſrer ſtillen Einſamkeit ungeſtört fortgelebt. An den Vermählungsfeſten habe ich gar keinen Theil genommen, ich habe nicht einmal den Kaiſer und die Kaiſerin geſehen. Ich mache mich auch hier von allen Beſuchen frei, mir iſt durchaus unter Menſchen nicht wohl. So lange es ſo in mir dauert, werde ich mir dieſe Freiheit erhalten. Ich bin durchaus entſchloſſen, von jetzt an mein inneres Sein keiner geſellſchaftlichen Convenienz mehr zu opfern, und meine Lage verſtattet mir es durchzuſetzen. Meine Schwiegertochter iſt mit ihrem kleinen Jungen hier, Hedemanns kommen ſehr oft, und ſie bleibt oft Tage und Wochen ununterbrochen hier. In dieſem kleinen Kreiſe verläuft mein Leben in freundlicher Ruhe und im Andenken an die Vergangenheit. Die große innere Angelegenheit des Menſchen, ja man kann ſagen, die große innere Pflicht iſt, ſich in allen Wendungen des Schickſals mit ſeiner äußern Lage in's Gleichgewicht zu ſetzen. Glück und Unglück ſind doch nicht die Dinge, auf die es im Leben eigentlich ankommt. Auch der Schmerz, und gerade er, hat eine hohe läuternde Kraft, ja eine unausſprechliche Süßigkeit, wenn er ſich, wie Epheu, um's Herz rankt. Er hat, ſelbſt wenn er untergräbt, ſein eigen ſprießendes Leben. In jedem Menſchenſchickſale,

und wäre es ſcheinbar das traurigſte, liegt ein Keim eigner geiſtiger Entfaltung und zugleich wieder innerer Befriedigung, wenn das Gemüth nur ſtill und empfänglich genug iſt, ſich ganz in das zu verſenken, was das Geſchick Freudiges und Schmerzliches bringt. Jeder mag ſich ſeinen Lebenszweck ſtecken, wie es ihm ſein Buſen gebietet, und ich möchte mit keinem darüber rechten. Aber der meinige, mein wahres innerſtes Lebensprincip iſt immer das geweſen, und wird es ewig bleiben, alles, was das Leben herbeiführt, alle menſchlichen Schickſale, die mich treffen können, immer voll in mich aufzunehmen, ſie mich ganz durchwirken zu laſſen, ſie in Einklang mit dem zu bringen, was unwandelbar in mir iſt, und in jedem ſein muß, und ſo mit dem Gefühle von der Erde zu ſcheiden, Alles, was ſie mir darbot, genoſſen und gelitten, und mein Erdenſchickſal erfüllt zu haben. Denn wie man auch hin und her nachdenken mag, ſo bleibt doch, ſobald man den vergleichungsweiſe immer kleinlichen Tumult der Privat- und öffentlichen Begebenheiten verläßt, von der ganzen Menſchengeſchichte nichts übrig, als daß Millionen von Geſchlechtern die Phaſen ihres irdiſchen Daſeins, wie die Raupe, die ſich verpuppt, nach einander vollenden. Die Natur um uns thut ſichtlich daſſelbe, der Planet, den wir bewohnen, und ſeine Bahn führt gewiß auch dahin. Es iſt eine bewundernswürdige und die Betrachtung großartig anziehende Anordnung, daß, indem das Wirken jedes Einzelnen immer vorübergehend und kurzdauernd iſt, es nun doch Mittel gibt, die das Wir-

ken fortpflanzen und ſogar gewiſſermaßen verewigen, und daß, indem das Schickſal der Einzelnen lauter abgerißne Fäden bildet, wir wieder ſehr lange und in ſichtbarem, auch idealiſchem Zuſammenhange durch große Theile der Erdgeſchichte gehn, ſo daß ſich daraus ein dem Ganzen des Menſchengeſchlechts und dem Planeten ſelbſt angehörender Zuſammenhang bildet. Der Einzelne ſcheint nur für dieſen Zuſammenhang dageweſen zu ſein, an dem er aber weiter nicht theilnimmt. Auf das Leben, das er geführt hat, übt dieſer Zuſammenhang allerdings großen Einfluß aus, indem er die Lage beſtimmt, in der jeder Neugeborne in die Welt eintritt. Voll benutzt wird aber dieſer Zuſammenhang nur von dem, der ihn im Geiſt überſchaut, und es leuchtet daher doch daraus hervor, daß in der Abſicht der Weltordnung dennoch der Gedanke, was er erfaßt und hervorbringt, das Wichtigſte iſt. Der Gedanke aber iſt nur im Individuum vorhanden, und ſo iſt der letzte Zweck nur in dieſem. Daraus fließt für mich die Überzeugung, daß, wenn der Menſch auch einmal da iſt, blos um das Erdenleben des Staubes, aus dem er gebildet iſt, von dem Augenblicke des Werdens bis zum Vergehen zu durchlaufen, dann um auf jede Weiſe um ſich her in Liebe und Pflicht ſo zu wirken, daß er bereit iſt, in jedem Augenblicke dieſem Wirken ſein Daſein zu opfern, ſein letztes Ziel doch nur am Ende das iſt: bereichert durch die geübte Kraft, mit Allem aus dem Leben zu ſcheiden, was ihm das Leben gegeben hat. So ſtirbt er furchtlos und verſöhnt, ohne Erdenſehnſucht, da ihm die Erde nur Stoff zu einer Bearbeitung

darbot, mit ehrfurchtsvoller Scheu, aber auch mit wißbegieriger Spannung auf die Zukunft gerichtet. Mit allem Lieben, was ihm vorangegangen iſt, tritt er nun, was das ſeligſte und einzig gewiſſe Gefühl in dem Augenolick iſt, wo alles Dunkel und Räthſel iſt, in gleiches Loos. Sie, die er entbehren mußte, deckt die Erde, ihn wird ſie decken; ſie kann die Erde nicht gefangen halten, auch ihn wird ſie nicht feſſeln. Was er Theures zurückläßt, kommt ihm bald nach. Die kleinen Spannen irdiſcher Zeit verlieren in dem Augenblick, wo für ihn alles Zeitliche zuſammenſinkt, alles Maß. So iſt Alles harmoniſch in ihm, und geht in Ernſt und ſüße Wehmuth auf, die überhaupt das begleitende Gefühl alles Menſchenſchickſals, ſelbſt der Freude iſt. Wenn ich das Alles immer ſonſt empfunden habe, ſo empfinde ich es jetzt doppelt. Ich bin ruhig und klar in mir, bedarf keines Troſtes, eigentlich keines Menſchen, kann mich nicht unglücklich nennen, aber ich ſehne mich auch nach keiner Freude, die mir nicht aus meinen innern Gedanken und Beſchäftigungen entſpringt, und aus den Empfindungen, die mich an das Verlorne und an die Vergangenheit knüpfen, und ſehe die Erdendinge wie aus einem fernen Geſichtspunkte an. Denn eine große Wohlthat, welche die Theuern, die wir verlieren, an uns noch im Tode, und ſtill in ihrem dunklen Grabe ruhend, üben, iſt, daß ſie uns immer mehr und mehr dem Hängen an der Welt und dem, was ihr angehört, entziehen. Auch im höchſten und zerreißendſten Schmerz iſt es ein unrichtiger Ausdruck, daß man mit ihnen ſtirbt, aber ſie ziehen uns, ſo viel es das Ir-

diſche erlaubt, mit ſich in ein reineres, freier athmendes Leben empor. Darum heftet ſich auch bis auf den letzten Athemzug dauernde Dankbarkeit an ſie. Denn aller Friede, jede geheime und ſüße Empfindung, jedes erfreuende und erhebende Rück- und Vorwärtsdenken kommt mir noch immer von ihr, und wird mir bis zum Grabe von ihr kommen. Die meiſten Menſchen haben gar keinen Begriff von dem Glücke, das Ein Gefühl zu geben vermag, wenn man es zum begleitenden des Lebens macht, wenn es ſo mit tauſend Armen das Daſein umſchlingt, ſich mit Allem gattet und miſcht, und überall das Leben erhöht. Jedes würdige und erhebende Gefühl gewinnt erſt eigentlich recht durch die Dauer. In wenigen Tagen wird nun das Grabmal für die gute Li hier angefangen, und ich hoffe, wir bringen ſie noch in dieſem Jahre hier in unſre Nähe. Es iſt ein überraſchendes, aber ſchönes Wort Ihres Briefes, theure Freundin, daß auch vielleicht dem Todten noch die Nähe der Liebſten ſüß iſt. Für unſer Gefühl liegt eine tiefe Wahrheit darin. Denn wir denken uns doch noch immer von den Todten unſichtbar umſchwebt. Gibt es aber eine ſolche fortdauernde Gemeinſchaft, ſo iſt dem Abgeſchiedenen nichts in uns verborgen. Er ſieht unſer ganzes Inneres, und darin liegt eine neue Beruhigung. Die ſchönſten Falten der Seele, die das Leben nie zart genug iſt an's Licht zu bringen, bewahren doch auch die treueſten am meiſten das ganze Weſen durchdringenden Gefühle. Wo der Menſch wahrhaft geliebt wird, glaubt er es nie in dem Grade zu ſein, in dem er es iſt. Die Liebe überſteigt immer den Glauben

an sie. Die alltäglichen Worte: wenn du wüßtest, wie ich dich liebe! haben eine tiefe und unendliche Wahrheit.

Sie müssen mir verzeihen, wenn ich nicht auf Ihren Plan eingegangen bin, nach Dresden zu kommen. Dieses Jahr wäre es, auch äußerer Umstände wegen, nicht mehr gegangen, aber ich liebe überhaupt einen solchen Wirthshausaufenthalt gar nicht, und habe nie in ihm die Stimmung, in der man sich gern sieht. Führen Sie, liebste Freundin, nur Ihren Plan aus, uns einmal hier zu besuchen. Ich muß in diesem Herbste noch nach Gastein gehen. Ich bin zwar nicht krank, aber ich bin den Winter hindurch sehr heruntergekommen, leide doch auch an Rücken- und Hüftweh. So hält mein Arzt die Kur für nothwendig, und ich verlasse zwar sehr ungern Tegel, gehe aber gern in eine schöne Natur, die voll wehmüthiger Erinnerungen für mich ist. Caroline bleibt mit meiner Schwiegertochter und mit Hedemanns hier. Ich nehme meinen ältesten Sohn mit. Ich werde aber sehr schnell reisen, nicht einmal München besuchen und in 5 Wochen wieder hier sein. Caroline hat Ihnen vor längerer Zeit geschrieben. Sie trägt mir das Zärtlichste für Sie auf. Leben Sie innigst wohl. Mit der herzlichsten Verehrung der Ihrige H.

Ihr Brief hat mich sehr glücklich gemacht, wenn Sie Sich auch freundschaftlicher äußern, als ich das Urtheil über mich und meine Arbeiten für in sich wahr erkennen kann. Möchten Sie mit meinem Aufsatz über Schiller gleich zufrieden sein! — Daß Ihnen die Zeichnung Freude machen

würde, dachte ich mir wohl. Wir ſind jetzt mit den Pflanzungen um das Grabmal beſchäftigt. — Caroline grüßt auf das herzlichſte. Die Arme hat Fieber gehabt und hier einen Rückfall erlitten. Dieſe Fieber ſind jetzt hier ſehr gewöhnlich.

Mit der innigſten und freundſchaftlichſten Verehrung

der Ihrige H.

Tegel, 6. März 1830.

Es iſt unglaublich lange her, theuerſte Freundin, daß ich Ihnen ſchreiben und Ihren Brief vom 15. Oct. beantworten wollte. Aber ich bin jetzt mit allen Briefen, die ich nicht dictire, ſehr ſchlimm daran. Das nur irgend deutliche Schreiben wird mir ſehr ſauer, und geht langſam. Es liegt das weniger an den Augen als an der Hand. Ich begreife es ſelbſt nicht, aber es iſt ſo. Das Alter hat mich mit dem Tode der guten Li plötzlich ergriffen, ich bin geſund, ich war dieſen ganzen Winter gar nicht krank, nicht einmal unwohl, aber die Alterſchwäche iſt unleugbar. Alles hat ſeine Zeit. Ich bin darum nicht bekümmert, noch beſorgt. Ich habe den ganzen Winter hier allein zugebracht. Einigemale aber waren meine Kinder auch hier. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich hier in beneidenswürdiger Stille alles Glück genoſſen habe, deſſen ich noch fähig bin. Ich liebe den Ort, ich bin von den Kunſtwerken umgeben, die mir Freude machen, und das nun fertige Grab der lieben Li war und iſt mein täglicher Spaziergang. Es iſt etwas Unausſprechliches in dem Gefühl, die Todten

nicht zu verlaſſen. Es iſt freilich nur eine irdiſche Phantaſie, der Todte gehört, wie er in uns lebt, keinem Orte an. Aber ich weiß nicht, ob ich je einen andern Aufenthalt noch im Leben wählen könnte. — Ernſt hat mir die Briefe geſchickt, ich bin ſie alle durchgegangen und habe alles zu Streichende geſtrichen. G. hat viel zu viel ſtehen laſſen. Das konnte ich unmöglich. Aber Ernſt hat eine von ſo zahlloſen und fürchterlichen Fehlern wimmelnde, ſo ungeſchickt (wie ein Acteurheft) gemachte Abſchrift geſchickt, daß es ganz unmöglich war, darnach zu drucken. Ich laſſe alſo jetzt eine neue ſaubere Abſchrift machen, ſehe ſie genau durch und rangire die Briefe und Antworten. Nicht einmal das hatte Ernſt gethan. Wie ich fertig bin, ſchicke ich Ihnen das Ganze, damit Sie die Güte haben, es noch einmal zu durchlaufen, und dann an Cotta abgeben zu laſſen. Ob ich die Stimmung haben werde, ein Vorwort dazu zu machen, weiß ich noch nicht. Im Grunde ſpreche ich mich auch ſo weitläufig über Schiller in den Briefen ſelbſt aus, daß ich mich nur wiederholen könnte.

Auf Ihre Arbeit freue ich mich ſehr. Nur Sie konnten von Schiller ganz, wie er es werth war, reden. Ich bin ſehr begierig ſein Leben zu leſen, es erſcheint doch nun bald? — Ihre Liebe zur guten Caroline freut mich unendlich und ich bin Ihnen recht dankbar dafür. Sie liebt auch Sie unendlich. Es wäre mir ſehr daran gelegen, ſie mit Ihnen eine Zeit lang zuſammen zu wiſſen, und ich habe Ihnen, beſte Freundin, dazu einen Vorſchlag machen wollen. Vermuthlich kommt Gabriele aus London dieſen Sommer zu uns. Darum mache

ich meine Gasteiner Reise vom 1. Junius bis Ende Julius. Um dieselbe Zeit geht Adelheid mit ihrem Manne ins Seebad nach Rügen. Caroline aber möchte in dieser Zeit zu Ihnen kommen. Ginge das an? und könnten Sie sie aufnehmen? Ich schickte sie Ihnen mit einer Jungfer und einem Bedienten, und holte sie selbst ab, und hätte die große Freude, Sie auch dann zu sehen. Reisten Sie auf Ihr Gut, oder hätten Sie sonst eine Reise vor, so könnte ja Caroline Sie begleiten. Das, liebe Freundin, sind meine Wünsche. Sie müssen aber doch in Ihre Muße passen. Sagen Sie mir das recht offen und frei. Aber haben Sie die Güte, mir recht bald und recht bestimmt zu schreiben, ob es geht, und ob und wenn ich Ihnen Caroline schicken kann. Sehr schön wäre es, wenn Sie später im Jahr uns hier besuchten. Dann fänden Sie auch das Museum eingerichtet. Eine große Freude denke ich Ihnen in wenigen Wochen machen zu können mit einer sprechend ähnlichen Zeichnung der Li. Wach, ein Maler hier, von dem Ihnen wohl die Li, die ihn sehr liebte, gesprochen hat, hat die Zeichnung aus der Erinnerung gemacht. Es ist das Merkwürdigste, was ich je gesehn. Ich lasse sie jetzt lithographiren und schicke Ihnen gleich einen Abdruck. — Wie ist denn Ihnen dieser entsetzliche Winter vorgekommen? Es ist wunderbar. Mir ist er gar nicht lästig geworden. Ich bin alle Tage spazieren gegangen. Ach! es sah so rührend aus, wie der Grabhügel so lange so hoch mit Schnee bedeckt war und nun wieder hervortrat. Dies, die Natur so in allen ihren Phasen begleiten, hat etwas tief Er-

greifendes. — Schreiben Sie mir bald über den Plan mit Carolinen und leben Sie herzlich wohl.

Mit inniger Freundschaft der Ihrige H.

Tegel, 9. April 1830.

Hier, theuerste Freundin, die lithographische Zeichnung von meiner Frau, von der ich Ihnen neulich schrieb. Sie werden sie gewiß auch sehr ähnlich finden. Dennoch läßt die Lithographie, gegen das Original gehalten, noch Vieles vermissen. Ich bin so frei, Ihnen fünf Abdrücke zu schicken. Sie haben wohl die Güte, gelegentlich die vier, außer dem für Sie selbst bestimmten, an die verwittwete Fürstin von Rudolstadt, die gute Emilie Gleichen, Göthe und Riemer in meinem Namen zu befördern. Wir wollten das ganze Packet Herrn von Motz mitgeben, aber er reiste ab, ehe die Abdrücke fertig sein konnten. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher Freundschaft und der innigsten Verehrung der Ihrige

Humboldt.

Tegel, 10. April 1830.

Ich danke Ihnen herzlich, theuerste Freundin, für Ihren so gütigen und liebevollen Brief vom 16. v. M. Es hat mir sehr leid gethan, daß Caroline die schöne Aussicht verliert, einige Wochen in diesem Jahr mit Ihnen zuzubringen. Was mich aber noch mehr schmerzt und wirklich bekümmert, ist die Ursache der Verhinderung. Möge Ihnen Carlsbad nur recht heilbringend sein! Bedauern aber thue ich Sie

immer recht innig, daß Sie Hülfe dort ſuchen müſſen. Mir ſind die Böhmiſchen Bäder in hohem Grade unangenehm vorgekommen. Es hat ſich da ſo eine vornehme, leere und vergnügungsſüchtige Geſellſchaft gebildet, von der man ſich zwar allerdings frei halten kann, die aber, wenigſtens auf mich, ſchon widrig wirkt, wenn man ihr Treiben auch nur von Weitem mit anſieht. Daß Sie nachher nach München gehen wollen, iſt ein ſehr ſchöner Plan. Es ſind, beſonders unter den Antiken, himmliſche Sachen dort. Ich mache Sie unter ſo vielen beſonders auf die beiden Söhne der Niobe, die Leucothea, die meine Frau vorzugsweiſe liebte, die Aeginetiſchen Bildwerke aufmerkſam. Auf der Gallerie achten Sie doch vor allem auf einen Francia. Er war der Liebling meiner Frau; ſie hat auch einige ſehr hübſche Strophen an das Bild gerichtet. Es iſt mir, auch für Sie, ſehr leid, daß Ihr Übel nicht eher Gaſtein als Carlsbad fordert. Das iſt wirklich ein gar nicht läſtiges Bad; eine ſchöne Natur und eine himmliſche Einſamkeit. Die arme Caroline iſt jetzt ſelbſt krank. Sie hat ein kaltes Fieber, vermuthlich eine Folge der Witterung. Sie grüßt Sie auf's herzlichſte.

Ich ſchicke Ihnen, theure Freundin, endlich meinen Briefwechſel mit Schiller, wie ich ihn zum Druck redigirt habe. Er iſt ſehr zuſammengeſchmolzen, da viele Stellen wegbleiben mußten, theils weil ſie compromittirend waren, theils weil ſie gar kein Intereſſe für das Publikum haben konnten. Des Erſteren war an Maſſe wenig, des Letzteren (wegen des Drucks des Almanachs von 1795) überaus viel. Es wäre

unverantwortlich geweſen, das drucken zu laſſen. Von Ideen und Raiſonnements habe ich kein Wort geſtrichen. Ich kann mir zwar nicht helfen, ich finde viele meiner Briefe ſehr langweilig, aber die Antworten bezogen ſich oft auf ſolche Stellen, und dann wollte ich auch nicht zu ſehr beſchneiden. Ich wünſchte, liebſte Freundin, Sie liefen die Briefe noch einmal durch. Ihr Name, Lolos ihrer, Ihre verewigte Mutter kommen doch darin vor. Streichen, ändern Sie darin, und ſonſt, was Sie wollen. Wenn ſie damit fertig ſind, haben Sie die Güte, das Manuſcript an Cotta zu ſchicken. So ſchwer ich zuerſt an die Arbeit ging, ſo ſehr hat mich ſpäter dieſe Durchſicht des Briefwechſels und vor allem das Leſen und Wiederleſen der Schillerſchen Briefe angezogen und gefeſſelt. Die große, ſich darin ſo liebevoll ausſprechende Zuneigung gegen mich hat mich tief gerührt. Das Zuſammenleben mit Schiller, mit Ihnen hat ſeit langer Zeit nicht ſo lebendig vor meiner Erinnerung geſtanden. Ich habe auf's neue gefühlt, welch eine entſchiedene Richtung dieſe Epoche meinem ganzen Leben und Sein gegeben hat, und daß ſich das Alles an die gute, liebe Li anknüpfte, die mich ganz eigentlich in dieſen Kreis einführte. So in der Erinnerung, und gerade in dieſer zu leben, that mir beſonders in dieſen Wochen der ſchmerzlichſten Erinnerungen wohl.

Sie werden bei den Briefen auch einige an Körner finden. Mehr von dem ſehr guten und wackern, aber überbedächtigen Manne zu erhalten, war mir nicht möglich. Da er aber ſelbſt eine ſehr abgebrochne Manier im Schreiben hat, ſo mögen

auch Schillers Briefe an ihn sehr so gewesen sein, und das eignet sich allerdings nicht recht zum Druck.

Leben Sie herzlich wohl. Mit der innigsten Verehrung und unveränderlicher Freundschaft der Ihrige H.

Tegel, 8. Mai 1830.

Im Augenblick wo ich, theuerste Freundin, Ihren Brief vom 5. erhalte, war ich im Begriff Ihnen selbst zu schreiben, und gerade über den Gegenstand, um den Sie mich befragen. Der Zettel, welcher anbei zurückfolgt, war blos für Cotta bestimmt. Ich habe aber meinen langjährigen Vorsatz ausgeführt, und eine Vorerinnerung geschrieben, die im Druck 2 bis 3 Bogen füllen wird. Ich bitte Sie nun dies an Cotta bei Übersendung der Briefe und des anliegenden Zettels zu sagen. Er kann die Briefe, wenn er es für gut hält, immer zu drucken anfangen, da die Vorerinnerung, wie Vorreden gewöhnlich, eine eigne Seitenzahl bekommen kann. Mit dem Titel: Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt in den Jahren 1792 bis 1805 bin ich vollkommen einverstanden.

Meine Vorerinnerung ist vollkommen fertig geschrieben, bedarf aber noch einer genauern Durchsicht. Sobald sie ganz fertig ist, schicke ich sie Ihnen, da Sie sie nothwendig erst lesen müssen, ehe sie Cotta erhält. Mein Plan in derselben ist gewesen, zu zeigen, wie Schiller gerade in der Epoche, in welche der Haupttheil des Briefwechsels fällt, geistig war, und welchen Übergang es in ihm bedurfte, um vom Don Carlos

zum Wallenſtein und den ſpätern Stücken zu kommen. Ich habe natürlich hierbei verſuchen müſſen, den ganzen intellectuellen Charakter Schillers zu zeichnen, und mein beſonderes Streben iſt dahin gegangen, zu zeigen, wie Schiller eine ganz einzige Erſcheinung in ſeinem Jahrhundert war.

Es iſt unbegreiflich, wie dies noch immer verkannt wird. Indeß habe ich mich ſorgfältig vor dem lobredneriſchen Style gehütet, welchen Göthe ſich jetzt ſo oft muß gefallen laſſen. Mit Ihrer Lebensbeſchreibung, obgleich auch mein Aufſatz gewiſſermaßen eine ſolche iſt, hoffe ich nicht in Colliſion zu kommen. Sie werden um ſo weniger leicht von dem, was ich berühre, geſprochen haben, da ich meiſtentheils über die philoſophiſchen Aufſätze und die ähnlichen Gedichte, nur höchſt kurz aber über die dramatiſchen Stücke rede, indem mein Plan eigentlich aufhört, wo der Wallenſtein anfängt. Doch hätte ich ſehr gern Ihre Biographie zur Hand gehabt. Ich hoffe Ihnen bis zum 10. Junius ſpäteſtens mein Manuſcript zuſchicken zu können. Sie würden mich doch aber ſehr verbinden, wenn Sie mir mit umgehender Poſt beſtimmt ſagen könnten, bis zu welchem Tage meine Briefe Sie ſicher in Jena finden.

Tegel, 27. Oct. 1830.

Ihr Brief, theure Freundin, hat mich tief gerührt und ergriffen. Es freut mich unendlich, daß Sie meine Arbeit über Göthe gerade ſo empfinden, wie ſie in mir ſelbſt geweſen iſt. Außer der lieben armen Li hat von meiner Jugend an

Niemand ſo die liebevolle Sorgfalt gehabt, in mein Weſen übereinſtimmend einzugehen, als Sie. Und darin haben Sie Recht, daß ich völlig und ganz derſelbe bin. Ich ſchicke Ihnen hier meine Vorerinnerung zum Briefwechſel. Sie und die Recenſionen hängen zuſammen, und machen in mir ein Ganzes aus. Alexander hat mir über die Vorerinnerung, als er ſie zuerſt las, geſagt, er glaube, ich hätte ſie nur in meiner Einſamkeit hier ſchreiben können. Und das iſt ſehr wahr. Die Stimmung, die mich zu dieſer Einſamkeit führt, dieſe — warum ſollte ich es Ihnen verſchweigen? — unausſprechliche Wehmuth und dann doch der ſtille Friede öffnen mir das Gemüth auf eine wunderbare Weiſe. Was daraus hervorgeht, muß wenigſtens das Gepräge tiefer innerer Wahrheit an ſich tragen. Ich leſe jetzt alle Tage in meinen und meiner Frau Briefen von 1788 an. Ein Geſchick, das ich jetzt nicht genug ſegnen kann, hat den größten Theil davon erhalten. Die Briefe der Li ſind ein unbeſchreiblicher Schatz. Eine ſolche Fülle und Harmonie der Empfindung, eine ſolche ſich immer gleich bleibende Liebe in den verſchiedenen Stufen des Lebens, eine ſolche Reinheit und eine ſo ſchöne Freiheit von aller willkürlichen Beſchränkung, — und wo iſt nun das Alles? das frag' ich mich täglich an dem lieben Grabe. Ob man ſich wiederfinden wird, ob man — auch das größte edelſte Weſen — wieder ſo einzeln hervorgeht, oder verſchmelzt in ein allgemeines, geiſtiges Weben, wer weiß es? Es ergreift mich oft mit unglaublicher Sehnſucht erſt zu wiſſen, wie, wenn ich den Ort verlaſſen haben werde, an dem

es nun einmal kein Wiederſehen mehr gibt, der Gedanke dieſer Liebe, des Suchens nach den Verlornen ſein wird. Das einzige Tröſtende iſt, daß der Gedanke und das Gefühl nicht verloren gehen können, ſo lange nur das Weſen überhaupt fortdauert. Ich habe von Jugend an eine große Zuverſicht zu der Kraft des Gedankens gehabt, und die Zuverſicht wächſt, wenn man ſich eines Gefühls in ſich bewußt iſt, das nicht ſo ſtark, ſo dauernd ſein könnte, wenn es nicht Stoff der Ewigkeit in ſich trüge. Eine wahrhaft empfundene Liebe kann nicht untergehen. Die Kraft, die über das Grab hinaus trägt, liegt in ihr. Es gibt eine geiſtige Individualität, zu der aber nicht jeder gelangt, und dieſe, als eigenthümliche Geiſtes-Geſtaltung, iſt ewig und unvergänglich. Was ſich nicht ſo geſtalten vermag, das mag wohl in das allgemeine Naturleben zurückkehren. Darum, geſtehe ich auch, lege ich keinen ſo hohen Werth auf die Begebenheiten und Umwälzungen der Welt. Sie ſind nur mittelbar wichtig, das an ſich Wichtige iſt die individuelle Geſtaltung. Jene Dinge geſchehen und ſinken, gehen auf und ab, ſind, wenn man nur die Kühnheit hat, es ſich zu geſtehen, bis auf einen Punkt gleichgültig. Auch nur in ihren entfernteren Folgen kann man ſich ihre Wirkſamkeit über das Irdiſche hinausgehend denken. Nehmen Sie dagegen ein einzelnes Weſen, ſelbſt wenn es nichts Äußeres hervorbringt, in dem ſich eine eigenthümliche ſchöne Geiſtigkeit entwickelt — wie anders, wie unmittelbar, wie unabhängig von irdiſchen Schranken iſt da das Ausſtrömen des ſegensvoll belebenden Hauches. Darum bleibe ich immer

dabei: wenn man auf die Dinge thätig einwirken kann, muß man es mit voller Kraft, und immer nach Ideen thun; kann man aber nicht auf ſie wirken, ſo intereſſiren ſie mich ſehr wenig. Selten erſcheinen große Menſchen darin. Wird jetzt wohl in Paris Ein Wort geſagt, das einen ſonderlich erheben könnte? Es ſind ganz hellſehende Köpfe, aber nichts Innerliches, kein großer Charakter. — Über meine öffentliche Stellung ſind Sie irrig berichtet. Ich bin blos ein Staatsrath, der nur mit Geſetzgebung zu thun hat. — Verzeihen Sie die unleſerliche Handſchrift. Man ſollte denken, wer ſchlecht ſieht, müßte groß ſchreiben. Aber das liegt an der Hand, die nicht gehorcht, welche Vorſätze man faßt. Von Herzen Ihr H.

Tegel, 29. December 1830.

Ich habe erſt vor wenig Tagen, theuerſte Freundin, von Cotta Ihr Leben Schillers bekommen. Aber welchen Genuß haben Sie dadurch allen, die irgend Sinn und Gefühl haben, bereitet. Ich ſage gewiß mit Recht allen. Ohne aber über fremde Empfindung abſprechen zu wollen, glaube ich doch, daß es unter den Lebenden — denn was hat der Tod nicht Alles aus dieſem Kreiſe geriſſen! — Niemand gibt, für den dieſe Blätter ſo geſchrieben ſind, als für mich. Schillers ſchönſte, zarteſte Eigenthümlichkeit hat außer Ihnen und der guten Li Niemand ſo geſehen und erkannt, als ich. Man mußte ihn in jener Zeit ſehen, wo er offenbar in der ſchönſten Blüthe aller ſeiner großen Eigenſchaften war, und die ſpäter

alles Höchſte ihn ihm entwickelt hat. Dieſe Zeit war ſichtbar das Jahr vor ſeiner Verheirathung. Man mußte auch Liebe und Sinn haben, in ihn einzugehen. Das Alles war recht und vollkommen nur in unſerm kleinen Kreiſe. Es gibt nichts ſo rein und tief Empfundenes, in unendlich vielen Stellen ſo wahr und groß Gedachtes, und durchaus, auch in unbedeutenden Erzählungen ſo unnachahmlich ſchön Geſchriebenes, als die Stellen, mit welchen Sie, nur zu ſelten und zu kurz, die Schillerſchen Briefe unterbrechen. Außer jeder voll befriedigten Forderung, die man an ein ſchönes Schreiben machen kann, außer der beſtändigen zarten Verſchmelzung der Gedanken mit dem Gefühl iſt über dieſe Schilderungen noch die weiter nicht zu erklärende Grazie ausgegoſſen, die kein Mann erreicht, und die allein der ſchönen Weiblichkeit angehört. Bei jeder Zeile iſt mir eingefallen, welcher Verluſt es iſt, daß Sie dies nicht 2 Jahre früher ſchrieben, wo es die Li noch leſen konnte. Wie würde ſie ſich daran gefreut haben! Auch mir mache ich manchmal Vorwürfe, daß ich gerade, was ſie am eigenſten aufgefaßt hätte, erſt ſchrieb, als ſie nicht mehr war. Oft iſt mir, als machte das Glück ſtumm, und als müßte die Seele erſt zerriſſen ſein, ehe ſich ihr Inneres in Worte erſchließt. Ich führe hier mitten in den Stürmen, die uns bedrohen, ein wunderbar einſames Leben. Wie ich aufgeſtanden bin, leſe ich in den Briefen der Li. Ich ordne ſie, natürlich nur in der Abſicht, ſie ſelbſt beſſer zu genießen. Es iſt ein Schatz in dieſen Briefen, ich bleibe oft eine Stunde bei einem. Am liebſten

weile ich bei den erſten Jahren unſers Briefwechſels. Ich verſenke mich in die Zeit, eine unendliche Sehnſucht erfüllt mich den Reſt des Tages. Gegen Sonnenuntergang beſuche ich das Grab und bleibe gewöhnlich eine Stunde da. Wie die Säule jetzt ſo wunderbar vor den beſchneiten Tannen und blätterloſen Eichen ausſieht! Dann bleib' ich bis tief in die Nacht auf. Ich weiß nicht, ob Sie aus Kupferſtichen einen kleinen Raphael aus Florenz, den Traum des Ezechiel, kennen. Von dieſem habe ich eine bewundernswürdige treue Copie, die hängt bei mir ihrem Bildniß gegenüber. Das Bild iſt, als wenn der Himmel ſich aufſchlöſſe und eine Fülle von Licht ergöſſe. Dazwiſchen treibe ich meine Studien, meine Geſchäfte, aber Sie haben gewiß auch das Gefühl, die Seele kann Alles thun, und bleibt doch immer bei Einem. In Augenblicken iſt mir's, als ſei es gut für ſie, daß ſie ſanft und ruhig dahingeſchieden iſt. Wer weiß, was uns noch betrifft. Sie iſt noch dahingeſchieden, da Alles unverſehrt und unbedroht war. Es iſt eine ſeltſame Zeit, über die ich, da ich nicht furchtſam bin, oft wie einer, dem es nichts anginge, nachſinne. Sehr charakteriſtiſch in ihr iſt, daß gar nichts Enthuſiaſtiſches, kaum etwas recht Leidenſchaftliches in ihr liegt und daß die Macht, die ſich in ihr entwickelt, theils roh iſt, theils es in jedem Moment zu werden droht. Durch Kampf terraſſiren aber, oder durch Liſt beſchwichtigen läßt ſich diesmal die Tendenz nicht, die in dieſer Macht liegt, und die an ſich, in ihrem Geiſt und Sinn, nicht niedergekämpft zu werden braucht. Das Kunſtvolle und die Aufgabe der nächſten

Jahre und Jahrzehnte wird ſein, die Zeit über ſich ſelbſt zu belehren, dem, was ſie ſucht, einen heilſamen Sinn unterzulegen, und dies, indem man den Sturm beſchwört, friedlich in's Leben zu führen. Wenn man es mit heller Einſicht, großem Muth und beharrlicher Liebe zur Gründung alles Edlen auf Erden anfängt, ſo halte ich dies für möglich. Laſſen Sie uns harren und muthig bleiben. Ich grüße Sie in Gedanken von Carolinen, denn ich bin im Winter immer allein hier. Das liebe Mädchen iſt ſo gut. Sie hat immerfort einen ſo rührenden Schmerz um die Mutter. Leben Sie wohl. Mit der innigſten Verehrung und Liebe Ihr H.

Tegel, 4. Febr. 1831.

Ich war geſtern an Ihrem Geburtstage, liebſte Freundin, in Berlin und ſchob es mit Fleiß auf Ihnen zu ſchreiben, bis ich in meine einſame Ruhe hier zurückgekehrt wäre. Ihr Bild, das auf das innigſte mit dem Andenken an meine liebſte Vergangenheit verwebt iſt, war mir geſtern doppelt lebendig gegenwärtig. Möge das Schickſal Ihnen noch recht ſchöne Jahre der Geſundheit, des innern Friedens und des geiſtigen Genuſſes gewähren, den Sie Sich ſo ſehr zu verſchaffen im Stande ſind. Daß Sie dann mir auch Ihr liebevolles Andenken erhalten werden, ſagt mir die Erinnerung an die glückliche Zeit, die wir mit einander verlebten. Ich habe nun auch Ihren zweiten Theil geleſen, und leſe ihn gewiß noch oft wieder. Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie Ihnen die Darſtellungen gelungen ſind. Jede Form des Styls, den die ſo oft wechſelnden Gegenſtände forderten, iſt

immer gleich vollendet und meiſterhaft. Der tiefe und wahrhaft großartige Sinn, und der doch wieder, da er ſich immer mit dem Gefühl und der Phantaſie verbindet, allgemein klar und zugänglich iſt, mit dem Sie die Menſchen und die Ereigniſſe anſehen, der iſt auch das Element, in dem ſich alle Schilderungen und Urtheile Ihres Buches bewegen, der dem Geſagten eine ſolche Wahrheit und der Sprache einen ſolchen Zauber leiht. In Ihnen und der Li, das iſt meine tief gewurzelte Überzeugung, iſt das Weſen ſchöner und tiefer Weiblichkeit in einer ganz neuen und eignen Geſtalt zur Erſcheinung gekommen, die aber, wenigſtens in dieſer Vollendung, auch wieder mit Ihnen untergeht. Daß mir das Glück geworden iſt, dieſer Erſcheinung ſo nahe zu ſtehen, ſie ſo aufzufaſſen, halte ich für den größten Vorzug meines Lebens, ja ich ſage noch mehr, auch für mein eigenthümlichſtes Verdienſt, für das, was kein andrer ſo vermocht hätte. Wie nah Ihnen, liebe Freundin, Dalberg und Schiller ſtanden, ſo haben beide Sie nie ſo empfunden, am wenigſten vielleicht Schiller. Das immer ſelbſt ſchaffende Genie hat nicht die Weile des ruhigen Auffaſſens. Auch gehört zum Empfinden ſchöner Weiblichkeit eine eigenthümliche Liebe, den Stoff mit allen ſeinen Beſonderheiten in dem ganzen unentweihten Hauche ſeiner Zartheit zu ehren. In dem rechten Empfinden edler Weiblichkeit liegt aber das Erkennen alles Schönen in der Menſchheit und der Natur. Ja, das entſchleierte Weſen alles ſeelenvollen Lebens, ſo weit es auf Erden wahrnehmbar iſt, liegt da vor dem Blick, der es zu faſſen vermag. Im Manne

treten einzelne Seiten ſtärker hervor, aber das Ganze iſt mit Fremdartigem vermiſcht. Nicht auszudrücken iſt es, wie lebendig ich das Alles wieder bei Ihrem Buche empfunden habe. Daß Sie von der Li, wie liebevoll Sie ihrer erwähnen, keine Schilderung gemacht haben, wie von andern, das habe ich begriffen und dankbar gewürdigt. Was Sie von mir ſagen, hat mir eine große Freude gemacht. Durch keines Menſchen Stimme gehe ich ſo gern auf eine ſpätere Zeit über, als durch die Ihrige. Leben Sie innigſt wohl und verzeihen Sie mein unleſerliches Gekritzel. Mit inniger Verehrung und Freundſchaft der Ihrige H.

Tegel, 14. April 1831.

Ich danke Ihnen herzlich, theuerſte Freundin, für Ihren liebevollen Brief vom 20. Februar. Er hat mir die innigſte Freude gemacht. Er zeigt mir, daß Sie viel in der Vergangenheit leben, und gerade in dieſer begegnen wir uns gewiß unendlich oft. Es wäre ſehr ſchön, wenn Sie mehr aus dieſen Erinnerungen wie das Leben Schillers behandelten. Sie beſitzen auf eine Weiſe, die nie einem Andern gelingen kann, die Gabe, das, was den Buſen am tiefſten und geheimſten bewegt, ſo zu ſagen, daß dies Hervorziehen an die Wirklichkeit es weder ſchwächt noch entweiht. Dalbergs, auch nach meinem Urtheil, in ſeiner Zeit ganz einzig daſtehendes Weſen der Vergeſſenheit entriſſen und für die Zukunft hingeſtellt zu ſehen, wünſche ich gar ſehr. Nur Sie können es. Man müßte es aber ſo machen, daß man weder auf ſeine ſchriftſtelleriſche,

noch auf ſeine politiſche Seite Gewicht zu legen brauchte. In beiden gibt er Blößen. Man muß ihn zeigen, worin er wirklich einzig war, in dem großen Adel des Gefühls und der Geſinnung, der unendlichen Grazie, dem regbaren Sinne, dem unerſchöpflichen Reichthume an Anregungen zu Ideen, wenn auch nicht immer wirklich Ideen daraus wurden, woraus auch ſein Witz entſprang, ſeiner Freiheit von allen kleinlichen Rückſichten. Dieſe Seiten am Menſchen verlöſchen im Leben, die Geſchichte deutet ſie kaum an, ſie ſind aber doch die Angeln der Weltbegebenheiten, da ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht das Innerſte der Menſchen anregen und bilden. Wenn es aber wirklich ſo mit Dalberg iſt, ſo thäten Sie vielleicht nicht gut, geradezu ſein Leben zu ſchreiben, Sie müßten eher eine Form wählen, in der es ganz von Ihnen abhängt, wieviel und was Sie von ihm zeigen wollen, wo es bei Ihnen ſteht, zu übergehen. Vielleicht: Erinnerungen aus Ihrem Leben, oder aus einer beſtimmt bezeichneten Periode Deutſchlands? Der wahre Enthuſiasmus, mit dem Ihr Leben Schillers aufgenommen wird, zeigt doch, daß das Publicum ſolcher Mittheilungen würdig iſt. Mein Briefwechſel, glaubte ich, würde mit großer Kälte aufgenommen werden, ich finde aber das Gegentheil.

Mit dem Ordnen des Briefwechſels meiner Frau mit mir bin ich weit vorgerückt, ich wäre es noch mehr, wenn ich es wie ein Geſchäft, eine Arbeit behandelte. Aber ich leſe wieder und wieder, und finde darin die ſüßeſten Stunden des Tages. Ich lebe eigentlich darin. Die Li war ein unbe-

greiflich großes, reiches und ſtarkes und ſo durch und durch graziöſes Weſen. Immer die tiefſte Wahrheit, der höchſte Schwung, die ungebundenſte Freiheit und die reinſte Güte. So zeigen ſie die Briefe aller Epochen. Die bis zu unſerer Verheirathung ſind eine wahrere und tiefere Schilderung der Liebe, als ich je geleſen habe. Ich kann Ihnen nicht ſagen, mit welchem Dank ich die Erhaltung des größten Theils dieſer Briefe als eine wahre Gabe des Schickſals anſehe. Und in welchem Zuſtand waren ſie! Von den plündernden Franzoſen auf den Hof und in den Zimmern umhergeſtreut, mit Federn, Stroh, Erde vermiſcht. Auch ſind die meiſten noch jetzt ſchmutzig, zum Theil eingeriſſen, ohne Anfang oder Ende. Das Ordnen dieſes, gewöhnlich mit den bloſen Wochentagen bezeichneten Theils des Briefwechſels konnte nur mir durch die genaue Erinnerung aller Umſtände gelingen, und es hat ſich doch das Meiſte erhalten. — Theils mit dieſen Briefen untermiſcht und in gleichem Zuſtand, theils abgeſondert, hat ſich auch, theure Freundin, eine ziemliche Anzahl Ihrer Briefe erhalten, die meiſten von 1785 bis in die 90er Jahre, aber auch viel ſpätere. Ich habe ſie abgeſondert und zuſammengelegt. Sie können denken, wie theuer auch dieſe mir ſein würden. Ich würde es aber ganz natürlich finden, wenn Sie ſie zurückzuhaben wünſchten, und in dieſem Fall ſchicke ich ſie Ihnen jeden Poſttag. Ich hätte aber eine Bitte an Sie, durch deren Gewährung Sie mich glücklicher machen könnten, als es irgend etwas Anderes zu thun im Stande wäre. Sie müſſen einen wahren Schatz von Briefen von der Li beſitzen,

und nichts könnte mir eine ſolche Beruhigung, einen ſolchen wahren Troſt gewähren, als wenn Sie mir den auf einige Monate anvertrauen wollten. Am liebſten hätte ich die frühe-ſten Briefe von dem Anfang Ihrer Bekanntſchaft an bis zu unſerer Verheirathung. Sie würden das ſchöne und liebliche Bild vollenden, das ich von der nun hier für immer Verlor-nen in der Seele trage. Schlagen Sie mir die Bitte nicht ab, an deren Erfüllung meine ganze Seele hängt. Ich ſchicke Ihnen die Briefe pünktlich und genau zurück. Hat es Sie nicht frappirt, in der Götheſchen Reiſe den Statella erwähnt zu finden, von dem mir die Li oft erzählt hat? Sie hatte ſich noch in Neapel vergebens nach ihm erkundigt. Antworten Sie mir bald und gütig auf meine Wünſche, und leben Sie innigſt wohl. Caroline iſt in der Stadt. Mit der innigſten und herz-lichſten Verehrung der Ihrige H.

Es wäre wunderſchön, Sie im Seebad zu finden.

Norderney, 28. Julius 1831.

Ich beantworte, verehrteſte Freundin, zwei Ihrer gütigen Briefe aus dieſer entfernten Ecke Deutſchlands, wo ich am Strande des Meeres, das Sie zufällig nie ſahen, unendlich oft Ihrer gedenke. Mit der lieben Li ſah ich zuerſt die Oſtſee bei Rügen. Die Küſte, ein hoher, mit ſchönen Eichen bewach-ſener Kreidefelſen, iſt da viel maleriſcher; hier iſt es ein fla-ches, ödes Ufer, noch entſtellt durch die gleich daran ſtoßen-den Dünen, die niedrige, doch immer noch zu hohe, mit dem einförmigen langen, büſchelartig ſtehenden harten Ufergras

bewachſene Sandhügel ſind. Dieſe lagern ſich, an einigen Stellen in zwei und dreifacher Reihe, wie ein Wall um die Inſel; ſie ſind ihr ein wohlthätiger Schutz gegen die hoch aufſteigenden Fluthen, ſehen aber öde, dürr und unfruchtbar aus und nehmen dem Innern der Inſel den Anblick des freien und offnen Meeres. Der Schönheit des Meeranblickes ſchadet das aber, meinem Gefühl nach, wenig. Die Erſcheinung iſt ſo groß, daß ſie keines andern Schmuckes bedarf. Man wird ihrer nie müde, das fühle ich auch wieder hier. Das Baden in der See bekommt mir ſehr wohl bis jetzt, und auf Carolinen ſcheint mir die heilſame Wirkung noch ſichtbarer. Man wundert ſich anfangs, wie man im Freien, oft bei heftigem Wind, bisweilen bei Regen ſo ohne allen Schutz in das kalte Waſſer gehen ſoll. Aber wenn man drin iſt, umhüllt einen die Welle, und grade am wärmſten die bewegteſte, wie eine warme und weiche Decke, man iſt die Minuten, die man ſich im Waſſer befindet, von einem ganz eigen wohlthätigen Gefühl durchſtrömt, und genießt nachher einer ganz neuen Leichtigkeit und Friſche. Die gute Caroline iſt unendlich lieb und ſorgſam, und wir leben, abgeſondert von der Geſellſchaft, aus der wir nur Einzelne ſehen, ſtill und angenehm miteinander. — Für Ihr liebevolles Eingehn in meinen Wunſch in Bezug auf die Briefe unſrer theuern Dahingeſchiednen ſage ich Ihnen meinen innigſten Dank. Schicken Sie mir ja, und zuerſt was Sie zuerſt bereit haben, was Sie mir ſo gütig mitzutheilen verſprachen. Daß Sie das Meiſte vernichteten, ſchmerzt mich, wie Sie; allein ich begreife es ſehr wohl.

Meine Frau und ich haben unglaublich viel, ja faſt Alles erhalten, dennoch empfinde ich jetzt oft und mit innerem Schrecken, daß ich für dieſe Erhaltung nicht das ängſtlich ſorgende Gefühl gehabt habe, das mich nie verlaſſen haben würde, hätte ich je geahnt, was mir dieſe Briefe einſt ſein würden. Was Sie aber noch auf Ihrem Gute haben, ſchicken Sie mir· ja, beſonders wünſche ich das Tagebuch. Auch in dieſer erſten aufblühenden Jugend war die Li eine ſo liebliche und immer zugleich eine ſo heilige Geſtalt, daß man immer tiefer in die Erſcheinung eingehen möchte. Gleich große Sehnſucht habe ich nach den Briefen der ſpäteſten Jahre, zu denen Sie mir Hoffnung machen. Sie liegen mir, wie der Zeit nach, ſo auch in anderer Art noch näher. Sie erhalten ſie in wenigen Wochen zurück. Jene Papiere ganz früher Zeit erlauben Sie mir wohl auf länger. Für den Brief, den Sie mir ſchon ſchickten, danke ich Ihnen herzlich. Er enthält eine ſo liebe Stelle für mich. Es iſt ein eignes Gefühl, das ich aber bei den Briefen der Li vollkommen noch heute habe, daß man ſich am liebſten da gelobt und hoch geſtellt ſieht, wo man doch ſehr gut weiß, daß das Urtheil am meiſten durch Güte und Liebe beſtochen iſt. Es·liegt darin doch das Bewußtſein, daß, wenn man nur von dem Einen Gemüthe aufgenommen und erkannt iſt, man alles Übrige, ſelbſt die Wahrheit, inſofern ſie auf anderm Wege, als durch Liebe erfaßt wird, willig aufgibt. In den Zeilen, mit denen Sie mir Viſcher empfehlen, erwähnen Sie noch eines einzelnen Briefes, der auch aus früherer Zeit ſcheint, und den Sie mir mit der Poſt ſchicken wollten. Ich

habe ihn aber bis jetzt nicht erhalten. Verzeihen Sie mir ja, theuerſte Freundin, daß ich Alles ſo einzeln aufzähle, was ich von Ihnen empfangen ſoll. Aber Sie können kaum fühlen, wie glücklich Sie mich machen. Ich führe mein inneres Leben ganz eigen in dieſen Erinnerungen, die ja ſo ſind, daß ſie ſich auch unmittelbar an alle allgemeinen Ideen anſchließen, die für mich Werth haben. Mein ganzer Briefwechſel mit der Li iſt nun nach Jahrgängen abgeſondert. Jetzt ordne ich ihn im Einzelnen. In meinem Teſtament habe ich Sorge getragen, daß nie ein Mißbrauch damit vorgehen kann, daß er nur an meine Töchter fallen, und auch von dieſen und ſo fort nur an weibliche Abkömmlinge vererbt werden kann. Was eine Frau aus der Fülle des Gemüths nur für Einen beſtimmt, kann man nur einem weiblichen Weſen, und nur aus der Reihe der Ihrigen anvertrauen. Aber nie könnte ich mich zur Vernichtung einer Zeile entſchließen, welche dies einzige Daſein zu ſchildern dient. Es hieße der Folgezeit das Bild einer nie wiederkehrenden Erſcheinung entreißen.

Ich habe Ihr Leben Schillers von hier nach Boſton geſchickt. Es muß auch in der andern Hemiſphäre gekannt ſein. In Norddeutſchland wird es unglaublich geleſen und ganz erkannt. Nun leben Sie herzlich wohl, beſte Freundin. Caroline grüßt innigſt. Gedenken Sie unſrer und ſchreiben Sie mir nach Berlin, wo ich Ende Auguſt wieder bin. Hierher iſt es zu ungewiß. Mit der liebevollſten Verehrung der Ihrige

H.

II.

Herr und Frau von Wolzogen.

1. Briefe vor ihrer Vermählung.*

Urach, 22. Nov. 83.

Gewiß, ich verdiene ſehr gezankt zu werden, gnädige Couſine, und es würde mich auch in etwas freuen, wenn es geſchähe; es wäre ein beruhigender Beweis, daß meine Briefe Ihnen nicht unangenehm ſind. Glauben Sie aber nicht, daß mein langes Stillſchweigen Folge meines Leichtſinnes ſei. Ich kann Ihnen verſichern, daß es mir ſelbſt Strafe war. Aber warum denn? werden Sie fragen. Ich will es Ihnen ſagen. Die Krankheiten, die in Stuttgart herrſchten, waren auch in der Akademie ſo ſtark, daß der Herzog ſich genöthigt ſah, vielen Ältern ihre Kinder auf einige Zeit zurückzugeben. Es durfte in Urlaub gehen wer da wollte. Meine drei Brüder und ich profitirten auch von der Erlaubniß und gingen zu unſerm Onkel den Oberforſtmeiſter und Marſchall in Urach. Da nun mein Onkel ein paſſionirter Jäger iſt, ſo können

* Einige andre Briefe aus dieſer Vorzeit ſind bereits mitgetheilt Band I. S. 23 f. 62 ff.

Sie glauben, daß wir zwei Großen immer mit ihm auf der Jagd ſein müſſen, ſo daß wir auch nicht die Sonntäge für uns haben. Wir waren in vortrefflichen Gegenden. Beſonders ein ehemaliges Kloſter, wo jetzt ein Förſter wohnt, St. Johann nennt man es. Da die Lage mir gar wohl gefiel, bat ich den Onkel ein halben Tag hier bleiben zu dürfen und ich wollte Ihnen recht viel ſchreiben. Aber es war nicht möglich, kaum daß ich angefangen hatte, ſo kamen des Förſters kleine Kinder, deren er wenigſtens etliche hundert haben muß, und zupften mich eins da, das andre dort, daß ich mit ihnen ſpielen ſollte Auch heute hätte ich mit auf die Jagd gehen ſollen; aber den Tag hatte ich mir vorgenommen recht vergnügt für mich zuzubringen; Sie, meine liebe Couſine Lotte, werden ſchon wiſſen, warum? Keinen Gratulationsbrief mit roth und grüner Dinte erwarten Sie nicht von mir, aber die aufrichtige Verſicherung, daß ich heute doppelt lebhaft empfinde, wie glücklich ich bin, ſolche Freundinnen wie Sie, wie Ihre würdige Schweſter zu beſitzen.

Jetzt, gnädige Couſinen, muß ich mir Ihren Rath ausbitten. Sie wiſſen ſelbſt, daß ich die Cameralwiſſenſchaften nicht habe ausſtudiren können, ſondern die Baukunſt habe zur Hand nehmen müſſen. Nun kommt es alſo heraus, daß ich weder das Eine noch das Andre ganz kann, daß ich alſo gleichſam gar nichts weiß. Wollte ich auch die Baukunſt fortlernen, und annehmen, daß ich vom Herzog recht gut verſorgt würde, ſo wäre das doch nur eine Verſorgung ſo lange der Herzog lebt, denn für einen adlichen Baumeiſter iſt keine beſtimmte

Charge im Lande. In Würtemberg ist also nichts für mich zu machen, da mir ohnedem, vielleicht nicht aus Vorurtheil, das Land zuwider ist. Da habe ich nun geglaubt, das Beste würde sein, wenn ich noch Jurist würde. Ich bin zwar schon ein alter Knecht von 21 Jahren, aber es ist doch immer besser spät, als gar nichts angefangen. Ich ging dann etliche Jahre nach Göttingen, oder sonst auf eine Universität, und lernte da was bestimmtes. Jetzt ist nur die große Frage, wie mache ich mich von der Verbindung, in der ich mit dem Herzog stehe, los, ich bin einmal reversirt ihm zu dienen. Laß ich ihm geradezu sagen, er möchte mich freisprechen, so thut er es nicht, weil er weiß, daß dies der größte Gefallen wäre, den er mir thun könnte. Von sich selbst wird er mich auch nicht gehen lassen, weil er meiner Mutter versprochen hat mich zu versorgen. Noch bin ich also unentschlossen, auf was für einem Wege ich aus dem Lande komme, aber hinaus muß ich, sollte es kosten was es wollte.

Sie glauben nicht, wie verdrießlich es in Würtemberg zu leben ist. Kommt man in eine Gesellschaft, so stehen die Chapeaux auf der einen Seite des Zimmers, die Frauenzimmer auf der andern. Alles geht dann so pünktlich, so abgemessen, so steif her, daß man nur froh wird, wenn man wieder fort kann. Kommt man unverhofft in eine Familie, so trifft man auf dem Tisch der jungen Frauenzimmer einen Siegwartischen Roman, benetzt von den goldnen Zährlein der empfindelnden Schönen. Da ist von nichts die Rede als von herziges Liedlein, da ist man so zuckersüß und so weiner-

lich. Das iſt für mich nichts. Man muß Empfindung haben, ſonſt iſt man ein Stock, aber Empfindung wie Sie, beſte Freundinnen, das feine Gefühl für's wahre Schöne. Sie können es nicht glauben, wie ſehr ich mich in Ihre Geſellſchaft ſehne, beſte Couſinen, da werden Sie dann recht viel an mir zu ziehen finden, denn ich bin noch gar ungebildet, aber zu Ihnen habe ich das Vertrauen, das man haben muß, wenn man Lehren von der Art benöthigt iſt.

Sie verlangen Lieder von Schubart. Ich habe wirklich ſchon angefangen, welche zu ſammeln, die will ich Ihnen ſchicken, wenn ich noch etliche dazu bekomme, ich habe Gelegenheit alle zu bekommen, die er gemacht hat; zum Theil läßt ſich aber der Text nicht produciren. Sie werden ſo gnädig ſein mich nebſt meinen Brüdern Ihrer gnädigen Frau Mutter zu empfehlen, auch dem Herrn von Beulwitz.*

Wilhelm v. W.

Stuttgart, 17. Sept. [1784].

Endlich kann ich Zeit gewinnen, Ihnen meine gnädigen Couſinen für Ihre freundſchaftlichen Briefe den lebhafteſten Dank zu ſagen, und zugleich zu entſchuldigen, daß es bisher nicht geſchehn. Letzteres würde nicht nöthig ſein, wenn Sie die Verfaſſung, in der ich ſtehe, kennten. Der Herzog läßt eine Kaſerne einrichten, da muß ich denn wenn kaum der Tag graut bis in die tiefſte Dämmerung zur Aufſicht ſein.

---

* Sie waren damals zuſammen am Genferſee.

Des Sonntags kommt dann gar meine Lieblingsbeſchäftigung auf die Wache zu ziehn. Das treffliche Wort Subordination, das Menſchen zu Maſchinen umſchafft, die großen Gefühle der Freiheit, die Quelle aller edlen Thaten zu Boden tritt, dieſes Wort geht auch mich an. Wie glauben Sie, daß es mich beugen muß, wenn ich in der Front von etlichen hundert Mann ſtehe und auf ein trotziges Wort des Commandeurs mit der Unterwürfigkeit eines Sklaven das thun muß, was ich für meinen Theil zu thun ganz unnöthig finde. Es iſt wahrlich nicht Hochmuth, denn ich folge gern dem, der mir ſagt, was ich als Menſch zu thun habe, der mich freundſchaftlich zurechtweiſt, ſollte es auch ein Bettler ſein; aber der herriſche Befehl, die lächerliche Grandezza, Alles drängt mir den Gedanken auf: du haſt deine Freiheit verloren! Doch ich habe Hoffnung bald aus dieſen Verhältniſſen herauszukommen. Ganz in die Welt, die ich mir ſchuf, verſetzt zu werden, kann ich ſchwerlich hoffen, aber nahe glaube ich ihr zu kommen, wenn ich auf einige Zeit die Gegenden beſuchen werde, wo mich Alles hinzieht. Wie viel vergnügte Stunden macht mir ſchon die Vorempfindung davon, wo ich Sie, meine beſten Freundinnen, wiederſehen werde. Wie viel habe ich Ihnen zu ſagen und wie viel habe ich ſchon Ihrer Freundſchaft zu verdanken! Der Gedanke, daß der erſte Schritt, den ich vom Weg der Tugend abträte, auch eine Entfernung von Ihnen wäre, trat jeden aufkeimenden Wunſch entgegen, dem Beiſpiele meiner Kameraden zu folgen, welche Ausſchweifungen für nothwendige Folgen ihres Standes halten.

Leben Sie wohl, meine Freundinnen und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter zu Gnaden. Auch Hn. v. Beulwitz viele Empfehlungen. Schreiben Sie mir doch den Tag, wenn ich ihn Vetter nennen darf. Wilhelm v. Wolzogen.

Rudolstadt, 1. März [1785].

Ich danke Ihnen, lieber Freund, für Ihren Brief und für Eloisa. Es kam eben an, wie ich im Begriff war böse auf Sie zu werden, denn es ist der einzige Brief, den ich in einem halben Jahre erhielt. Ich will doch sehen, ob Sie mir nun durch die Post schreiben werden, oder ob Sie gar nicht zu bessern sind.

Ich war nicht in Weimar, konnte mich also auch nicht malen lassen. Wenn ich eitel wäre, so dürfte ich mich nie so wie die Eloisa, die Sie mir schickten, malen lassen. Die Draperie könnte zu einer Vergleichung der Gesichter Anlaß geben, und dabei würde ich sehr zu kurz kommen. Aber ich weiß, daß Sie mein Herz lieben — nun so mag das Gesicht aussehen wie es will.

Ich lebte diesen Winter so still in mir selbst fort, sah die Welt mit an, und sah immer mehr, daß wenn unser Leben hienieden der Zweck unsres Daseins wäre, wir gar armselige Geschöpfe wären. Welche Leeren, welche Lücken sind nicht in dem Leben des Menschen! O sie würden nicht darin sein, wären wir hier zu Hause! Warten, Hoffen, Sehnen füllen unser Leben; wie wenig reine Genüsse sind hier für uns! — O, der Ausblick in die Ewigkeit, dieser allein erhellt alles

Dunkel, das unſer jetziges Daſein umwölkt! er macht uns auch größer als die Welt, und durch ihn allein genießen wir was hier noch zu genießen iſt. Was wäre Freundſchaft ohne Ewigkeit! — Dies tiefe Gefühl, das ich habe, daß wir uns einſt für immer wiederfinden werden, uns tauſendmal mehr dann ſein werden, als wir jetzt kaum ahnen, lieber Freund, dies benimmt der Trennung ihren ſeelenzerreißenden Stachel. Auf ſo weit von einander entlegenen Plätzchen der Erde müſſen wir jetzt unſerer großen Beſtimmung entgegen reifen, müſſen wirken und leiden. Der Vater der Menſchen gebe uns Kraft, nie etwas Gutes was in unſerm Wirkungskreis liegt zu verſäumen, und Geduld in allen drückenden Lagen! Dann wird unſre Wiedervereinigung ſchön, ſchön ſein.

Ich bin ernſt, aber ich weiß daß es bei Ihnen keiner Entſchuldigung bedarf. Das Gelübde wahrer Freundſchaft — —

Ich muß mit meinem Philoſophiren aufhören, es thut mir Leid, aber der Fuhrmann möchte abgehen.

Vergeben Sie, daß ich Sie mit dieſem Paket plage; ſein Sie ſo gut, und geben es auf die fahrende Poſt mit nach der Schweiz, ich denke, es ſoll da den Leuten nicht viel porto machen; wenn eine andre gute Gelegenheit bald ginge, ſo könnten Sie es auch mitgeben; doch es muß ſogleich beſorgt werden, vergeſſen Sie es ja nicht.

Iſt keine nahe oder entfernte Ausſicht da, daß Sie bald zu uns kommen könnten? Vor einigen Tagen war es ein Jahr daß Sie hier bei uns waren — daß wir oft daran dachten,

dies glauben Sie doch wohl? Im Frühjahr hoffen wir Ihren Hn. Bruder bei uns zu sehen; mein Onkel und sein ganzes Haus lieben ihn sehr.

Hier eine Zeichnung von mir. Zeichnen Sie noch? thun Sie es ja! Keine andre Beschäftigung macht mich so ruhig, und meinem Herzen so wohl.

Die Musik von Pergolese, die ich Ihnen schicke — doch nichts zu ihrem Lob! die Thräne heißer Empfindung, die Sie dabei weinen werden, wird sie fühlen lassen, was ich davon halte. So tief in meine Seele drang noch keine Musik als diese.

Auch ein Liedchen für die Harfe. Die Lehrstunde von Klopstock geben Sie Webern mit einem Gruß von mir; ich hoffe sie soll ihm gefallen. Adieu nun. Leben Sie glücklich und behalten mich im Herzen. [Caroline.]

[Rudolstadt, ... Juni 1785].

Den ganzen Tag ging ich mit dem Gedanken um, Ihnen mein lieber Freund zu schreiben, aber erst diese friedliche Abendstunde ist mein, mit Ihnen will ich sie verleben. Dieser Brief, denk ich, soll eher ankommen als der durch den Fuhrmann, also sag ich Ihnen auch darinnen meinen Dank für Ihre beiden Briefe und die Zeichnung, die mir große Freude macht. Ich beklage jetzt, daß ich Ihrem Rath Landschaften zu zeichnen nicht eher folgte, ich verlor viel Freude dabei; ich nahm mir letzt einmal vor aus Unmuth über meinen Zeichnenmeister, der gar nichts kann, bei dem meiner Schwester zu

verſuchen wie es mir mit Landſchaften gehen würde, ich fing an, und habe jetzt eine Leidenſchaft dafür. Es ſchweben ſoviel Gegenden in meiner Einbildung, die ich gleich auf dem Papier haben möchte, doch habe ich mir vorgenommen nicht anders als in der Stunde, für jetzt, zu zeichnen, um mich an richtige Zeichnung zu gewöhnen. Das erſte leidliche Stück was ich mache ſollen Sie haben. Freundſchaft mit der es gegeben wird, denk' ich, ſoll ihm einen Werth geben, und Freundſchaft wird ſeine Fehler bei Ihnen gut machen.

Die Muſik von Weber iſt herrlich, ich ſpiele ſie unendlich oft, ſie wiegt ſtürmiſche Gefühle in Ruh', danken Sie ihm in meinem Namen herzlich dafür. Ich kann Ihnen, nach meinem Gefühl, nicht zumuthen Geſellſchaft, die Ihnen Langeweile macht zu ſuchen, ob es gleich vielleicht beſſer für Sie wäre wenn Sie es thäten. Aber was iſt dies beſſer im Sinne wie es die meiſten Menſchen nehmen? — Mir dünkt, Geiſt und Herz iſt das Beſte was wir haben, und für deſſen Pflege wir am erſten ſorgen müſſen. Eine ſtille Stunde, in der wir uns aufgelegt finden, etwas Neues zu lernen, etwas ſchon Bekanntes uns tiefer einzudrücken, einem guten Gefühl in unſerm Herzen höhere Energie zu geben, dieſe ſich verderben, um fades Geſchrei einer Aſſemblé zu hören, ſind wir nicht im geringſten ſchuldig. Es kann ſein, daß man bei einer zu ſtrengen Eingezogenheit ein ſchüchternes Weſen annimmt, das Einem in dem Urtheil der Weltmenſchen, die meiſt bei dem erſten flüchtigen Blick ſtehen bleiben, ſchadet, aber dieſer Schade iſt klein gegen den Gewinn der Zeit und

wahrer Vortheile, die wir dadurch erhalten. Die Urtheile der meiſten Geſellſchaften, die nur aus dem Bedürfniß zu ſchwätzen entſtehen, ſollten uns ganz gleichgültig ſein. In allen andern Dingen hingegen, die den geringſten Einfluß auf die Moralität andrer haben könnten, bin ich ſehr dafür, daß man nach der Moral unſrer göttlichen Religion handle, und die Schwachen nicht ärgere. Alſo, mein lieber Freund, mein Rath iſt, ſuchen Sie keine Geſellſchaft, die Ihrem Kopf und Ihrem Herzen nichts gibt, und unfähig iſt, etwas Gutes, das Sie ihr mittheilen können, anzunehmen. Was abſolute Höflichkeit, oder einmal eingeführte Sitte in gewiſſen Relationen erfordert, dieſes verſteht ſich, daß man ſich da ſeiner Lage und dem Platz, den man in der menſchlichen Geſellſchaft einnimmt, gemäß betragen und ihren Geſetzen unterwerfen muß. Ich wünſchte ſie fänden ein paar Frauen, in deren Umgang Ihnen angenehm wäre. Ich weiß nicht, iſt es Parteilichkeit für mein Geſchlecht, aber ich habe einmal die Idee, daß weibliche Geſellſchaft immer bei Männern eine gewiſſe Feinheit des Gefühls und Mildheit der Sitten unterhält, die bei bloſem Umgang mit Männern leicht verlöſchen. — Kommt Ihnen mein altkluger Ton nicht lächerlich vor, lieber Vetter? Aber Sie ſind ſelbſt Schuld daran, weil Sie meine Meinung wiſſen wollten, und Alles was nur Ihre Glückſeligkeit im entfernteſten berührt, iſt meinem Herzen äußerſt wichtig. Jeden Gedanken in meiner Seele, deſſen Mittheilung Ihnen nützlich ſein könnte, und Ihre Freude auch nur im geringſten zu erhöhen und Ihre Leiden zu vermindern vermöchte,

wünſchte ich in die Ihrige überzutragen. Das Gefühl etwas für Sie gethan zu haben würde mich unbeſchreiblich glücklich machen. Hätte es der Vorſehung gefallen uns an einem Orte leben zu laſſen, oder Sie nur in eine Lage gebracht wo Sie mehr freie Muße zum Schreiben hätten, ſo würden Sie mir für das, was ich Ihnen aus meinen Gefühlen und Erfahrungen mittheile, oder wenigſtens den guten Willen mitzutheilen habe, vieles aus den Schätzen Ihres Kopfes geben müſſen. So eigennützig bin ich. Aber doch dünkt mich, iſt der Eigennutz verzeihlich, denn ich weiß, daß Sie das gern thun würden, und daß es Ihnen Freude gäbe, durch viel nützliche Kenntniſſe meine Exiſtenz noch beglückter zu machen.

S. Johannis-Abend.

Noch dieſen Abend plaudre ich mit Ihnen, und morgen geht mein Brief ab. Ich habe morgen die Freude meine Freundin von .... zu ſehen, wir kommen halben Wegs zuſammen. O ginge das doch von Stuttgart auch ſo an! — Aber muß ich denn ewig wünſchen, nie der Ausſicht eines frohen Genuſſes mich ganz freuen lernen? Doch nein, ich will das auch nicht lernen, ich müßte denn alles was ich liebe um mich verſammelt haben. Wenn ich ſo nicht wünſchte, müßte ich auf Augenblicke vergeſſen — und das will ich nicht können, ſelbſt auf Augenblicke nicht. — Ich bin nicht mit Young zufrieden, wenn er ſagt:

Wishing of all employments is the work;
Philosophy's reverse, and health's decay! — etc.

Wir können nie zu wünſchen aufhören, wir müßten armes Herzens werden — davor behüte uns Gott! — Schreiben Sie doch bald. Von Ihrer Art zu leben möchte ich etwas en détail hören, in wie weit Sie Ihr Hinwegkommen vom Militär verändert hat.

Welch ein Unglück — mein Licht geht aus — ich kann kein andres haben, ohne das Haus in Alarme zu bringen, und morgen muß der Brief fort! — Leben Sie wohl, mein theurer Freund. — Behalten Sie mich im Herzen wie ich Sie.

Noch einmal leben Sie wohl. Caroline.

Stuttgart, 25. Septbr. 1785.

In der erſten Stunde eines ſchönen Herbſttages komme ich zu Ihnen, meine gnädige Couſine, um mit Ihnen die frohen Empfindungen zu theilen, die mir der ſchöne Morgen, noch mehr das erneuerte lebhafte Andenken an Sie erweckt. Es war mein erſter Gedanke, als ich erwachte: Wie ſich der Tag ſo ſchön anfängt! Ich ſahe nur ein kleines Eckchen Himmel durch die Häuſer hindurch, und wünſchte eine uneingeſchränkte Ausſicht zu haben, an der Hand meiner erſten Freundin wollte ich heute Morgens ſo gern Ihre umreiften Berge und Wälder, Ihre mit Nebel durch die aufgehende Sonne colorirten Thäler, wollte Ihres Landmanns ſpätere Hoffnungen ſehen, und dann zurückkehren und dem danken, der dies Alles ſchuf, und den anbeten, der mich Sie, beſte, theuerſte Freundin, an der Spitze aller dieſer Naturſchön-

heiten finden ließ. Aber auch unter meinem kleinen Eckchen Himmel will ich es nicht unterlaſſen und eifriger ihn bitten, daß er meinen gewiß mäßigen, aber erſten Wunſch in Erfüllung bringe, mich in eine ſolche Lage ſetze, in der Ihr immerwährender Umgang für mich keine Unmöglichkeit ſei. Je mehr ich Kenntniſſe des moraliſchen Menſchen ſammle, je ſorgfältiger ich um mich herum Zuſammenſtimmung mit mir ſuche, je fähiger ich werde, die guten Seiten eines Menſchen zu entdecken, die ſchlimmeren meiner Beobachtung zu entziehen, je mehr verzweifele ich einen Freund zu finden, durch den mir nur einigermaßen das erſetzt würde, was ich durch die große Entfernung von Ihnen verliere. Es iſt eine ausgenützte Redensart, ein Modecompliment, ſie wird aber von Ihnen gewiß nicht dafür angeſehen und mißverſtanden werden; die Wärme, womit ich dieſe Wahrheit hinſchrieb, macht ſie zur Sprache des Herzens. — Aber eben dieſes vergebliche Suchen und Trachten nach Umgang macht mich traurig, und zieht mich in mich ſelbſt zurück, obgleich nicht die Urſache davon darin liegt, daß mir ſo wenig gute Menſchen aufſtoßen, es gibt deren viele, ſehr viele; aber ihr ganzer vortrefflicher Charakter paßt nicht zu dem meinen gewiß minder guten. Ich philoſophire gern, ſeitdem ich mich mehr mit mir ſelbſt beſchäftige, und ich weiß, der Vorwurf von Pedanterie fällt weg, wenn ich zu Ihnen rede; ich will Ihnen alſo ſagen, wie mir dieſes Alles vorkommt.

In der Reihe der materiellen Schöpfung iſt kein Körper dem andern ganz gleich und ähnlich (denn ſonſt wäre eine

höchſte Vollkommenheit, wenigſtens in Anſehung der Gleichheit da); aber es gibt unter den unzähligen erſchaffenen materiellen Weſen gewiß eines, das einem beſtimmten Körper gleicher und ähnlicher iſt, als alle übrigen. Kein Blatt iſt dem andern gleich, aber unter den unzähligen ähnlichen Blättern gibt es nur ein einziges, das dem beſtimmten Blatte ähnlicher und gleicher iſt als die übrigen. Alle Körper ſind Glieder in einer Kette, deren Gelenke immer an Größe wachſen. Alle Glieder können einen gewiſſen Grad von Ähnlichkeit haben, aber das zweite paßt gewiß beſſer an das erſtere als dieſes an das nur um eines entferntere dritte. — So iſt es in der Körperwelt! Sollte es nicht auch auf das Geiſterreich anwendbar ſein? Sollte man ſich nicht auch da eine Abſtufung denken können? und ſollte nicht der Geiſt auf der 40ſten Stufe bei dem Geiſte auf der 41ſten Stufe glücklicher ſein und mehr zuſammenſtimmen, als bei einem Engel, der auf einer der oberſten ſteht? Um die Vergleichung weiter, vielleicht bis zum Lächerlichen fortzuſetzen: ich ſtelle mir nun vor, Sie, meine beſte Freundin, ſind auf der nächſten Stufe über mir (ich nehme die Stufen, die zur Vollkommenheit aufwärts ſteigen, ſehr hoch an), ich kann alſo wohl noch mehr Geiſter finden, die beſſer ſind als ich, aber keiner wird die Verwandtſchaft mit mir haben als der, der auf der nächſten Stufe über mir ſteht. Daraus glaube ich nun alle verwandten Empfindungen, Freundſchaft, Liebe, Zuneigung zu erklären. Ich kann die Empfindungen gegen alle haben, weil wir alle gleichſam auf einer Scala ſind, aber ich habe ſie mehr gegen den, der um

10 Grade, als gegen den, der um 20 Grade von mir entfernt ist.

Sie, meine gnädige Cousine, werden mich zurecht weisen und meine Ideen berichtigen.

Haben Sie noch nicht Gelegenheit gehabt mit Göthen wegen seiner Operette für Webern zum Componiren zu reden? Wenn er sie auch dem nicht geben wollte, so wäre doch Zumsteeg sehr geneigt, sie über sich zu nehmen, da sie dann gewiß so ausfallen würde, daß Göthe sehr zufrieden sein könnte. Man würde sich gewiß allen Bedingungen unterziehen, die gemacht werden könnten. Sie überkommen mit dieser Gelegenheit zugleich Schubarts Gedichte den ersten Theil; der zweite folgt tiefer im Winter nach und wird mehr gelesen werden als jener.

Ich erwarte täglich Briefe von Ihnen, meine gnädige Cousine. Schreiben Sie mir bald, sehr bald. Ihre Briefe sind für mich — Alles. Besonders bitte ich Sie inständigst, unterstützen Sie mich diesen Winter. Das Andenken daran ist mir schon fürchterlich, besonders da ich immer werde vergleichen müssen mit dem vorigen, den ich so gut hätte anwenden können, und (mir unbegreiflich) es nicht gethan habe. Es wird viel sein, wenn ich nicht den Winter auf 8 Tage in eine benachbarte Stadt Urlaub nehme, und Courier nach Rudolstadt reite, sollte ich auch nur einen Tag da bleiben können. Inskünftige werde ich mich lieber der Post bedienen als des Fuhrmanns; ich muß allemal so lange warten, bis daß er kommt, und alsdann geht Alles so schnell, daß man

das Nothwendigſte vergißt; auch jetzt plagt er mich ſo, daß ich nicht mehr ſchreiben kann. Nur noch — Leben Sie wohl.

Wolzogen.

Ihrer Frau Mutter und Herrn von Beulwitz bitte ich mit der Ihnen eigenen Art Angenehmes zu ſagen, zu verſichern, daß ich ſie hochſchätze und verehre.

[Rudolſtadt] 15. Decemb. 1785.

Recht lange ſchon warteten wir auf Nachricht von Ihnen, als endlich Ihr Brief durch den Fuhrmann kam. Schreiben Sie ja künftig mit der Poſt, denn dieſer letzte Brief kam ſehr ſpät an. Er machte mir Freude, lieber Freund. Wohl allen, die oft in dem Heiligthum ihrer eignen Gedanken wandeln! Ich will Ihnen meine Meinung über die Art, wie Sie ſich Seelenverbindung zur Freundſchaft vorſtellen, ſagen ſo gut ich kann, in getrennten Ideen, wie ſie mir einfallen, denn wir Frauen werden einmal nicht dazu gewöhnt, zuſammenhängend zu denken. Mir dünkt, der Grund des innigen Einverſtändniſſes und des ſüßen Gefühls im Zuſammenſein zweier Seelen kann nicht daraus kommen, daß ſie auf näheren Stufen zur Vollkommenheit zuſammenſtehen. Es liegt in der Natur unſrer Seele, immer nach mehrerer Vollkommenheit zu ſtreben, und das was ihr am vollkommenſten dünkt, am meiſten zu lieben. Fühlt ſie ſich glücklicher bei weniger vollkommenen Geiſtern als ſie, ſo dünkt mich, kommt dies glücklicher fühlen aus Eitelkeit, daß ſie das Gefühl ihrer eignen Unvollkommenheit bei denſelben nicht ſo drückt, als bei Voll-

kommeneren, und dieſes, könnte es uns nicht ſtill ſtehen, oder doch langſamer fortgehen heißen auf der unendlichen Bahn zur Vollkommenheit, die unſre Seele zu wandeln beſtimmt iſt? — Auch würde Freundſchaft nie in gleichem Grade in zwei Herzen ſein, der Vollkommnere würde den auf dem Grade unter ihm nicht ſo lieben, als er von dieſem geliebt würde, und ſich mehr zu dem über ihm gezogen fühlen — und Freundſchaft, die gleichſam zwei Weſen in eins verwebt, wie würde dieſe Ungleichheit ſie zerſtören! — Auf eine Ähnlichkeit gründet ſich Freundſchaft ſicher. In je mehreren Theilen ſich zwei Weſen gleich ſind, je mehr kann eins auf das andre wirken, und je mehr können ſie, wenn ſie ihre Kräfte vereinigen, auch auf die Dinge außer ihnen wirken. Je mehr wir wirken, je mehr ſich die Kräfte unſrer Seele entfalten, je glücklicher ſind wir; alſo aus der innigen Wirkſamkeit, die ſich zwiſchen zwei Weſen knüpft, entſteht, dünkt mich, das Glück, das ſie im Zuſammenſein fühlen. Wo es eigentlich hängt, daß ſie ſich gleich ſind? Wie tauſend Krümmungen der erſten Erziehung, des Schickſals machen einen Menſchen zu dem, was er iſt! oder in welchen Saiten, mit denen gleichſam ſeine Seele bezogen auf die Welt kommt, können die Töne liegen, von denen Harmonie erklingen kann, wenn ſie mit gleichgeſtimmten zuſammentreffen!

Nehmen Sie dieſe abgeriſſenen Gedanken, mein lieber Freund, und wenn Sie etwas Vernünftiges darin finden, ſo antworten Sie mir darauf. —

In acht Tagen konnte ich nicht wieder zum Schreiben an

Sie kommen. Kopfſchmerz und ein Leiden, das mein Herz drückte, ließen meiner Seele nicht die gehörige Freiheit zu freundſchaftlicher Unterhaltung. Ich würde Ihnen ſchreiben, was es war, das mich beunruhigte, wenn es nicht zu weitläufig wäre. Zur Beruhigung für Sie (denn ich fühle, daß der Gedanke meines Kummers Sie quälen könnte) nur dies: es war kein Leiden, das in mein inneres Weſen drang; mit ein wenig mehr Philoſophie hätte ich mich ganz darüber hinwegſetzen können, und ich hoffe es noch zu thun, wenn die Sache keine andre Geſtalt annimt.

Möchten Sie, mein lieber Freund, doch eine Seele finden, die Ihnen Erſatz für unſre Trennung gäbe! Sie ſehen, ich glaube an das, was Sie mir ſagten. An jemand, der mich nicht ſo ganz wie Sie verſtände, würde ich nicht ſo etwas, welches mir den Anſchein von viel Eitelkeit gibt, ſchreiben, aber die innige Verbindung unſrer Seelen ſetzt uns über dieſe Armſeligkeiten hinweg. Ich fühle, wie viel ich in Ihrem Umgange verliere, warum ſollte ich ſcheinen wollen, als glaubte ich, Sie verlören gar nichts? Auch ich fühle oft hier dieſe Leere des Herzens, dies Sehnen nach Umgang mit Seelen, die mich ganz faſſen, ſobald ich außer meinem Hauſe bin, und kann mir alſo denken, wie Ihnen zu Muthe ſein muß. Noch mehr, ich finde hier nicht einmal jemand, den ich für einen vortrefflichen Menſchen hielte. Ich hoffe, daß ich ungerecht bin, daß ich die Menſchen nicht von ihrer rechten Seite anſehe; aber ich kann doch nicht vor meine Augen, und muß Ihnen um des Folgenden willen eine Idee von den Verhält-

niſſen meines Herzens in dieſer Abſicht geben. Ich habe ohnerachtet alles dieſes eine Seite gefunden, von der mir der Umgang mit dieſen Menſchen angenehm geworden iſt. Ich ſuche ihnen durch meine Worte, meine Handlungen, mein Beiſpiel wohlzuthun, und aus der Idee des Guten, das ich ihnen erweiſe, quillt Vergnügen für mein Herz. Meine Seele fühlt ſich in ihrer richtigen Stimmung zu den Dingen um mich, fühlt ſich auf dem Pfade, den Gott ihr wandeln heißt, wandeln. Keines nicht ganz böſen Menſchen Wirkungskreis iſt ſo eng, daß er dieſes (Gutes auf Andre wirken) nicht mehr oder weniger könnte. Nicht die geringſte unſrer Handlungen iſt gleichgültig, recht oder unrecht iſt jede, ſie alle zu prüfen, die unrechten wieder gut zu machen ſuchen, dies kann ſtete Unterhaltung in der leerſten Geſellſchaft geben. Bei Menſchen, die in einem Blick viel faſſen, die ihre Situation, die derer mit denen ſie zuſammen ſind, die Art wie ſie am erſten auf ſie wirken können, und den innern Werth der Handlungen auf einmal ſchnell empfinden, wie viel könnten dieſe nicht wirken, wenn ſie dieſen Plan nie aus dem Geſicht verlören! — Lieber Freund, ich thue dieſes nicht immer Alles, ſo wie ich es Ihnen da ſage, aber ich wünſche, ich ſtrebe es zu thun, weil ich es gut finde, und mich nie glücklicher fühle, als wenn ich es gethan habe. — Auch von jedes Menſchen Gutem zu lernen, dies muß ich erſt ſuchen, ich laſſe mich noch zu leicht durch Eigenheiten meiner Empfindungsart zurückſtoßen. Bei dieſem Allen bleibt die Sehnſucht nach Verbindung noch unbefriedigt, die Seele fühlt ſich einſam, bedarf oft in ſich

ſelbſt zurückzugehen. In dieſen Momenten durch gute Seelen geſtärkt zu werden, dies iſt was allein Freundſchaft geben kann. Wenn Sie Menſchen in Stuttgart kennen, von deren wahrem Charakter, von deren reinen Sitten, von deren feinem Gefühle Sie verſichert ſind, ſo ſuchen Sie doch ihnen näher zu kommen! Sie ſind nicht gewohnt ſich mitzutheilen, ſuchen Sie gegen dieſe offen zu ſein, ſie in ihr Inneres blicken zu laſſen, und zeigen Sie ihnen die Achtung und Liebe, die Sie für ſie haben — dann werden dieſe Menſchen gewiß einem Herzen, wie das Ihrige, mit warmer Liebe entgegenkommen. Es ſchmerzt mich, Sie dort ſo einſam zu wiſſen. Suchen Sie einen Freund. Stoßen Sie ſich nicht im Anfange an kleine Verſchiedenheiten des Empfindens, mit dem Ganzen eines großen wahren Menſchen kann immer unſer Ganzes zuſammenſtimmen, ungeachtet dieſer kleinen Verſchiedenheiten. Wenn ich eigennützig, eigenliebig wäre, ſo würde ich lieber den ganzen Reichthum Ihrer freundſchaftlichen Gefühle für mich behalten wollen; wenn wir an einem Orte lebten, ſo weiß ich nicht, ob dieſer böſe Eigennutz mich nicht anwandeln würde, aber ſo iſt mir Ihr Glück zu lieb, als daß ich nicht von ganzem Herzen wünſchen ſollte, Sie möchten eine gleichgeſtimmte Seele finden. Ich hoffe Ihnen nicht minder lieb dabei zu bleiben. — Ob uns die Vorſehung noch in dieſem Erdenleben langes Zuſammenſein aufgehoben hat — ich werde nie die Hoffnung dazu aufgeben, ſo wenig Anſchein auch jetzt noch da iſt. In welchen geheimen verſchlungenen Fäden wird nicht der Menſchen Schickſal ge-

ſponnen! ſo daß wir aus der Gegenwart immer nur ſehr trügliche Schlüſſe für die Zukunft machen können.

Schreiben Sie mir, ob Sie jetzt mit Ihrer Lage zufrieden ſind in Anſehung Ihres Dienſtes; Ihre Glückſeligkeit iſt der meinigen eingewebt. — Göthe hatte die Operette ſchon an Jemand zum Componiren gegeben, als ich mit ſeiner Freundin, der Stein, von Webern ſprach, ſie wird ihm aber den Frieden zeigen, und hat mir verſprochen, wenn Göthe wieder etwas in der Art ſchriebe, Webern vorzuſchlagen.

Es liegt eine Landſchaft und Noten für Sie bereit, aber der Fuhrmann geht noch nicht; das Geld will ich auch durch ihn ſchicken. Schreiben Sie ja bald. Wenn Sie viel Briefe von mir haben wollen, ſo antworten Sie mir immer bald darauf, und ſo bald als Sie ſchreibe ich dann auch wieder. Wenn Sie doch dadurch ordentlich würden! Man verliert ſein Leben halb, wenn man dies nicht iſt. Mit dieſer Sentenz ſage ich Ihnen Lebewohl. Sie wiſſen, daß meine Sentenzen aus einem liebenden Herzen kommen. [Caroline].

Stuttgart, 12. Mai 86.

Von einem Tag auf den andern hoffe ich auf einen Brief von Ihnen, liebe Couſine. Hat Sie auch die Zeit, in der ich ſo glückliche Tage bei Ihnen zubrachte, nicht an mich denken laſſen? Kamen Sie nicht in das Zimmer, wo wir das letzte Lebewohl [einander] ſagen wollten und es nicht konnten? Ich werde dieſe Tage niemals vergeſſen. Noch erinnere ich mich ſo ganz genau, als ich aus Rudolſtadt ausfuhr mit einem

wilden Pferde, wie ich wünſchte, daß ein Zufall ſich ereignen möchte, der mich nöthigte wieder umzukehren; wie es ſich aber nicht ſchicken wollte, bis nicht weit von Blankenburg, da geht ein etwas ſteiler Abhang in einem Hohlweg herunter, das Pferd ging durch, mein Führer fiel herunter und ich warf mich auch, nachdem ich eine Weile ausgehalten, aus dem Schlitten, dieſer fuhr an einen Stein an und warf um, ſo daß die Stange zerbrach. Froh, wirklich froh war ich darüber, denn ſicher glaubte ich, der Führer würde mir rathen umzukehren. Ich frug ihn ſogar, ob wir nicht umkehren müßten? „O nein!“ Und ſo ſetzte ich mich ganz niedergeſchlagen wieder in den Schlitten. — —

Vielleicht ſind Sie krank, oder haben ſonſt ein Leid, das Sie unfähig zu jeder Mittheilung macht. Sie ſchrieben mir ja ſelbſt, daß Sie ein Leiden gehabt hätten, und nicht was es war, daß ich alſo nicht weiß, ob es nicht wieder gekommen ſei, und ſtärker als damals.

Aber nicht wahr? Sie ſind noch meine Freundin, ich noch Ihr Freund! Sie wollten nicht ſchreiben, weil Sie von einem Tag zum andern auf Gelegenheit hofften, und wenn Sie Sich vornahmen mit der Poſt zu ſchreiben und Sich ſchon hinſetzten an Ihren Schreibtiſch, kam Ihr lieber Mann, Ihre liebe Schweſter, Ihre liebe Mutter oder ſonſt etwas von Ihren Lieben und verführte Sie mir zu dieſer oder jener Geſellſchaft. Nicht wahr, liebe Freundin, ſo iſt's geweſen?

Wenn Sie es billigen, liebe Couſine, wollen wir uns Rechenſchaft von unſrer Lectüre von Zeit zu Zeit ablegen.

Wir können dann in Büchern zusammentreffen. Dies geschieht oft bei mir, wenn ich eine schöne Stelle lese, denke ich, wenn ich diese Stelle nur meiner guten Caroline vorlesen könnte, um zu wissen, wie sie ihr gefiele.

Zur Sache! Berliner Monatschrift 83—85. Man wird durch sie ziemlich mit Allem bekannt, was für und gegen die Aufklärung geschieht. Recht interessant war es mir, eben da ich an der Geschichte der Illuminaten in Baiern war, einen solchen Mann kennen zu lernen, v. Benkendorf aus München, er war Hauptmann und wurde überwiesen, oder gestand es selber, daß er zu der Gesellschaft gehörte. Er wurde darauf in ein Franciskaner Kloster geschickt, damit die Mönche ihn besserten. Diese erwarteten ein Unthier, das man an Ketten legen müsse um es zu bändigen, fanden aber einen ganz vortrefflichen Mann an ihm, der sehr mäßig lebte und ihnen auf das liebreichste begegnete. Ganze Nachmittage standen sie oft um ihn herum ihn anzuhören. Der Abt schrieb, daß er nicht wisse, was an dem Manne zu bessern wäre, er unterrichte sie mehr als sie ihn unterrichten könnten. Dies bewirkte seine Freilassung.

Mendelssohns Morgenstunden, oder Beweise für das Dasein Gottes. Man muß es mit vielem Nachdenken lesen, wenn man sich aus den Subtilitäten herausfinden will, in die man verführt wird, dann wird man auch dafür belohnt. Die Vorrede ist herrlich.

[Rudolstadt, .. Juni 1786.]

Ich habe 5 Loose von der Bücher-Lotterie untergebracht, mein lieber Freund, schicken Sie mir dieselben, ich will das Geld durch den Fuhrmann schicken. Gut ist es, daß die Loose mir Gelegenheit geben an Sie zu schreiben, denn sonst wäre es nicht geschehen, da Sie mir eine Antwort schuldig sind. — Glauben Sie dieses? — Ich hoffe es nicht. Sie fühlen, daß mein Herz mich Ihnen schreiben hieß. — Es drängten sich auf einmal so viel Gedanken, die Ihnen geschrieben sein wollten, daß ich aus Ungeduld nicht alle auf einmal schreiben zu können, lange da saß, vor mich hin sah, und gar nichts schrieb.

Dieser Anfang zu einem Briefe an Sie blieb ein paar Wochen liegen; heute kam endlich nach langem Warten Ihr Brief.

1. Juli.

Es ist, als legte sich ein ungünstiger Geist zwischen unsre Correspondenz; wieder wurde ich ein paar Tage unterbrochen, und heute, den Tag vor unsrer Abreise nach Karlsbad, wo wir drei bis vier Wochen bleiben werden, kann ich Ihnen nur ein paar Worte sagen. — Gott sei Dank, daß Ihre Gesundheit wieder hergestellt ist, aber eine kleine Moral mögen Sie doch darüber noch mit annehmen — daß Sie ein andermal dem Übel im Anfange zuvorkommen sollen — der Brand könnte dazu kommen; wie mir das durch die Seele fuhr! Hätte ich nicht aus dem zweiten Zettel gesehen, daß Sie wohl wären, so hätten Sie mich in einer großen Unruhe gelassen.

Sein Sie ruhig, lieber Freund, ich bin jetzt, Gott sei Dank! glücklich und zufrieden, und habe nichts was mich quält — machen Sie sich keine Unruhe über die paar Worte, die ich einmal schrieb, dieses Leiden drückt mich nicht mehr, in Wahrheit nicht. — Kleine Leiden müssen wir in diesem Erdenleben oft haben, wir würden sonst glauben, wir wären hier zu Hause — ich fühle es so tief, daß wir durch Leiden zu einer höhern Vollkommenheit erzogen werden müssen, daß ich, sobald der erste schmerzliche Anfall vorüber ist, Gott für Thränen so innig danke, als für Freuden.

Adieu, mein lieber Freund. Bleiben Sie so gut, als Sie sind — auch ich will das, und täglich besser werden — und also wird unsre Freundschaft ewig sein wie wir selbst.

Stuttgart, 19. Aug. 86.

Wo Sie dieser Brief antreffen mag, meine gnädige Cousine, so wird er überall der stumme Zeuge meiner Wünsche für Sie sein, Wünsche die mehr sind als Wünsche, wenigstens für mich, denn ich phantasire mich dabei so in Ihr Glück hinein, daß mir dieses die seligsten Augenblicke sind. Um Alles in der Welt würde ich das Andenken an meine erste liebste Freundin nicht umtauschen. Wie oft hat es mich von Zerstreuungen gesammelt, wie oft Augenblicke versüßt die mir sonst bitter gewesen wären, wie viele Leere in meinem Herzen füllt es aus. Ich mag noch so mißgestimmt sein, so dringt ein Gedanke von Ihnen in die verstimmten Saiten, und eine sanfte Harmonie macht die Seele wieder thätig. Von Tag zu

Tage wird Ihre Freundſchaft für mich dringenderes Bedürfniß. Ich bin gleichſam in einem fremden Lande, wo niemand iſt, deſſen Intereſſe mit dem meinigen verknüpft wäre, niemand der ſich über das Glück das mir begegnet freut, über ein Unglück eine Thräne vergießt. Sie meine gnädige Couſine, ich ſage es mit einer Wonne des Herzens, die mir Thränen der Freude auspreßt, ſind die einzige Perſon in der Schöpfung, von der ich erwarte, von der ich verſichert bin, daß eine Theilnahme an meinem Geſchick Ihrem Herzen nicht fremd ſei. Das Intereſſe der Mutter, der Brüder liegt in den Banden, welche die Natur knüpfte, unſer beiderſeitiges Intereſſe in der freien Wahl.

Aber Alles was ich Ihnen ſage, iſt ſo kalt geſagt. Ich ſetzte mich in der Abſicht hin, weil ich ganz warm durchdrungen war vom Gedanken an Sie, ich glaubte Ihnen dieſe Wärme ausdrücken zu können, und ſiehe da! ich konnte nur empfinden, nicht ſchreiben. So geſchieht es mir gar oft, ich ſchreibe ſo ſchnell als ob ein innerlicher Drang meine Hand beflügelte; wenn ich den Brief dann durchleſe um zu ſehn, ob er nicht zu unleſerlich, zu fehlerhaft geſchrieben iſt, ſo finde ich das Werk der verdammten kalten Vernunft, ſo viel Convenienz, ſo viel das von einen Dritten, von Ihnen gewiß nicht, mißverſtanden werden könnte, ſo viel Ausdruck in der kalten Sprache der Freundſchaft, daß ich ungeduldig werde und den Brief zerreiße. Nur eine Viertelſtunde Sie zu ſprechen erbitte ich vom Himmel, es iſt ja ſo gar wenig begehrt gegen den ganzen Umfang meiner Wünſche, nur eine Viertelſtunde! O

daß es beides zugleich ist! das größte Glück eine Freundin wie Sie gefunden zu haben, eine Freundin . . . . . lassen Sie mich es Ihnen einst mündlich sagen: das größte Unglück aber auch den Umgang mit Ihnen entbehren zu müssen. Schreiben Sie Sich die Schuld dieses unzusammenhängenden Briefs selber zu. Hier die 5 Loose. Haben Sie Schubarts zweiten Band bekommen?

Antworten Sie, sobald es Ihnen möglich ist, Sie thun besonders jetzt ein gutes Werk daran. Wolzogen.

[Rudolstadt,] 25. Octob. [1786].

Ich vergaß Ew. Hochwohlgeboren den Herrn Vetter in meinem letzten Briefe das Geld für die Lotterie-Loose mitzuschicken, und sehe mich daher genöthigt, Denselben durch diese Zeilen schon wieder beschwerlich zu fallen. — Dieses ist für den unterthänigen Diener und die gnädige Frau!* Ich hätte den ganzen Brief in diesem Tone schreiben sollen, aber mein Herz will es nicht. Lieber Freund, Sie haben mich mißverstanden — ich sehe es aus Ihrem Briefe, und ahne es aus einer Stelle in dem für meine Schwester. O Sie sollten das nicht gethan haben, da Sie immer glauben mich zu kennen! Was war es, was Ihnen auffiel, und welcher Ausdruck in meinem Briefe hat Sie beleidigt? Für Alles in der Welt sollte dieses nie ein Wort von mir thun. Ich errathe, was Ihnen aufgefallen ist; mir dünkt, ich schrieb, daß ich einige

---

* Zwei hiernach zwischen liegende Briefe fanden sich nicht vor.

Ausdrücke in Ihrem Briefe unpaſſend gefunden hätte — ſicher war es dieſes. Mit der geradeſten Ehrlichkeit will ich Ihnen Aufklärung hierin geben. Könnten Sie dieſe wieder mißverſtehen — o dies wäre ein Zeichen, daß Ihr Herz nie dieſe Freundſchaft für mich empfunden hätte, die ich einſt wähnte, und daß Sie nie mich ſo wie ich bin, ſondern ein Geſchöpf Ihrer Phantaſie in mir geſchätzt hätten, mit einem Worte, daß ſich unſre Seelen nicht verſtänden. — Der Himmel verhüte dies! Das Einverſtändniß unſrer Herzen gab uns ja ſo viel Glück! Unpaſſend fand ich in Ihrem Briefe den Ausdruck kalte Sprache der Freundſchaft und das Zanken auf die Vernunft. Warum ſollte die Sprache der Freundſchaft kalt ſein? und warum ſollten Ihre Empfindungen für mich mit Ihrer Vernunft ſtreiten? Liebſter Freund, Sie haben mir ſo oft geſagt, daß ich Ihre erſte Freundin wäre, haben es noch nicht widerrufen, daß ich alſo noch immer ein Recht habe für Ihre Glückſeligkeit zu ſorgen. Ewig wird mir dieſes Recht theuer und heilig ſein, ſelbſt wenn Sie mir es entreißen wollten. Ihr Glück liegt meinem Herzen zu nahe. Zur äußerſten Offenherzigkeit verbindet mich der innige Antheil, den ich an Ihnen nehme, eben ſo ſehr wie meine Grundſätze. Wahrheit und Geradheit geht mir über Alles, und alle kleinen Leidenſchaften des menſchlichen Herzens, alle Verhältniſſe die unter den Menſchen eingeſetzt ſind, ſollen mich nie abhalten der erſten heiligſten Pflicht, der wahr zu ſein, zu folgen. Dieſe meine Offenheit gegen Sie iſt ein Beweis der wahrſten Freundſchaft, der treueſten Anhänglichkeit und

zugleich der innigen Achtung, die ich vor Ihrem Herzen und Ihrem Kopfe habe, wie ihn vielleicht noch nie ein Mann von einem Weibe empfing. Könnten Sie mich wieder mißverſtehen, könnten meine warme Freundſchaft für Kälte, und meine Sorge für Ihr Glück — doch dies iſt unmöglich, nein, lieber theurer Freund, Ihr Herz kann nicht ſo verſtimmt ſein. — O es ſchmerzt mich tief, daß Sie meinen vorigen Brief ſo mißverſtanden haben; ſagen Sie, wie war es möglich, daß Sie es konnten? Ich fürchtete ſchon einigemal nach Ihren Briefen, daß etwas Unruhiges, etwas Leidenſchaftliches in Ihrer Anhänglichkeit an mich wäre, Ihr vorletzter Brief vermehrte meine Furcht. Ihre Freundſchaft, der Gedanke Ihnen etwas zu ſein, Ihnen vielleicht durch meinen Rath und durch meine Mitempfindung und herzliche Liebe das Leben leichter zu machen, machte mich ſehr glücklich. Aber lieber Freund, wenn Ihnen dieſe Freundſchaft für mich Unruhe machte, wenn Sie, noch unbekannt mit Ihrem eignen Herzen und den Verhältniſſen gegen unſer Geſchlecht, ſie zu einer Lebhaftigkeit aufkommen ließen, die Ihnen die Entfernung von mir ſo tief fühlen ließ, daß ſie eine Trübe über Ihr Leben verbreitete — dies würde mich ſehr traurig machen, da ich Ihr Glück über Alles wünſche, und da einmal das Schickſal will, daß wir getrennt leben. Es iſt mir gewiß, daß eine Kraft in der Seele des Menſchen iſt, die ihn vor allzuheftigen Eindrücken ſchützt, die ihn von ungeſtümen Wünſchen und Streben nach Allem, was nicht in dem Kreiſe ſeines Wirkens iſt, abhält. — O, unſer ganzes Leben dient dazu, dieſe Kraft zu üben;

denn wie ſelten werden unſre Wünſche erhört! Suchen Sie, mein Theurer, durch dieſe Kraft Ihr Herz zu mehrerer Ruhe zu ſtimmen. Wenn ich nicht fühlte, daß dieſes geſchehen könnte, und daß ich Ihnen eben ſo lieb dabei bleiben könnte, als ich war, ſo würde mir dieſer Rath, dieſe Bitte, die ich an Sie thue, mehr Aufopferung koſten. Aber ich fühle, es iſt möglich, daß Sie mein eben ſo warmer Freund ſein können, und doch mit ruhigem Herzen jede Lebensfreude dabei genießen, und es nicht mehr bald für Glück bald für Unglück zu halten brauchen, daß wir uns fanden. Ich weiß es ſicher, Ihre Freundſchaft für mich iſt nicht ſtärker als die meine für Sie, aber ich habe gelernt in dem Gange meines Lebens den heiligen Willen der Vorſicht erkennen und ehren, und einſehen, daß uns unſre Wünſche oft um unſre Glückſeligkeit betrügen würden, wenn es bei uns ſtände ſie zu erfüllen, da hingegen der unaufhaltbare Gang des Schickſals uns am Ende doch zu ihr führt. Sie, lieber Freund, ſehen die Welt noch mit andern Augen an, haben noch nicht ſo viel traurige Erfahrungen gemacht, (traurig ſind ſie, während ſie uns treffen, ob ſie ſich hernach gleich in Heiterkeit kehren) die Ihnen gezeigt hätten, wie unſtät und wandelbar Alles hienieden iſt. Sie wünſchen noch mit einer gewiſſen Energie; wenn Ihre Wünſche unerfüllt bleiben, ſo haben Sie zu tiefes Leiden darüber. — Wenn Sie mir ſagen werden: „Caroline, ich denke oft an Dich, ſehne mich nach Dir, aber doch iſt mein Herz ruhig, und meine Vernunft ſo wie meine Empfindungen heißen mir Dir gut ſein, und ewig will ich es bleiben," — o, dann werde ich

glücklich ſein! Sie können dieſes thun lernen. Könnten Sie nach dieſem Briefe noch an meiner Freundſchaft zweifeln — ſo hätte ich Ihnen nichts mehr zu ſagen, es wäre ein Zeichen, daß Sie mein Herz nicht mehr verſtünden. Ich muß ſchließen, dieſer Brief muß heut abgehen, damit ich bald Antwort erhalte. Schließen Sie Ihren Brief an mich in den an Lottchen ein. Sein Sie ganz offen — Sie wiſſen ja, daß mein Herz Sie nicht verkennen kann: erſt nach Ihrem Briefe werde ich ſehen, ob Sie mich noch kennen.

Hier einen halben Louisd'or für die Lotterie-Looſe, ich weiß nicht mehr, was ſie koſten, für das übrige Geld ſchicken Sie mir Caſtanien durch den Fuhrmann, den ich an Sie ſchicken werde, laſſen ſie aber gut einpacken, daß ſie nicht erfrieren.

Adieu, ſein Sie ruhig und glücklich — und antworten bald — in größter Eile.

Stuttgart, 28. Jan. 1787.

Mit noch herzlicherer Freude las ich Ihren Brief, meine beſte Freundin, Sie verſtehen mich, kommen meinem entfernteſten Gedanken immer auf dem halben Wege entgegen, und enthüllen ihn auf dieſe Art erſt zu einer Deutlichkeit, zu der ich ihn allein nicht gebracht hätte. Sie danken dem Himmel, daß der Zufall, über dem wir vor nicht lange redeten, vorüber iſt; ich danke ihm aber auch jetzt doppelt, daß er ihn werden ließ, da ich dadurch ein Vergnügen empfand, das für mich entfernter ſchien, das Vergnügen mit Ihnen, liebe Caro-

line, vertraulicher in Briefen zu reden, als wir ſonſt gewohnt waren. — —*

Aber um auf Ihren Brief zu antworten, komme ich eben an eine Stelle, deren Sinn mich ſchmerzte. Sie wollten mir nur Ihre frohen Augenblicke mittheilen, nie die trüben; ich wünſchte freilich, daß Sie nie in den Fall kämen, ſolche trübe Augenblicke zu haben, aber da dies aller Menſchen, auch Ihr Loos manchmal ſein muß, o ſo würdigen Sie mich doch auch dieſer Mittheilung; ſehen Sie mich als einen Freund an, der auch in dieſem Fall Ihnen antwortet und antworten kann. Vielleicht bin ich dann im Stande Ihnen hier und da einen Dorn aus dem Wege zu räumen, den Sie wandeln, und eine Roſe dafür hinzupflanzen. Ich weiß, meine Beſte, Sie thun dies nur aus Schonung, aber dieſe Schonung verlange, wünſche ich nicht. Geben Sie mir Gelegenheit, daß ich meine Kräfte auch in dieſem Fall prüfen kann, und ſein Sie doch überzeugt, daß ich nicht nur in Ihre Freuden lache, ſondern auch in Ihren trüben Stunden mit Ihnen weine. Dies iſt Erleichterung, gegenſeitige Erleichterung, die ein Freund immer von dem andern fordern kann und fordern muß. Sehen Sie, meine liebe Couſine, ich habe dies ja auch gethan, und thue es noch, wenn ich in den Fall komme; ich habe ſo oft Ihnen geklagt, und durch Ihre Theilnahme, durch Ihren Rath immer ſo viel gewonnen; kann ich Ihnen auch das

---

* Das unmittelbar Folgende iſt hier ausgelaſſen als ſchon abgedruckt B. I. S. 65 f.

nicht ſein, was Sie mir damals waren, ſo will ich wenigſtens zeigen, daß ich den beſten Willen dazu habe. Ich habe mit Ihnen empfunden, was Sie empfanden, als Sie mir von Ihrer Jugendfreundin ſchrieben, und mit Ihnen auch zugleich das Angenehme geſchmeckt, das doch allemal auch in einer ſolchen ſchwermuthsvollen Laune liegt.

Dies, meine gnädige Couſine, iſt die Bitte, die ich noch einmal wiederhole, daß Sie mir Ihr ganzes Intereſſe zukommen laſſen, und mir auch einen Theil Ihrer Leiden, ſo wie Sie es mit Ihren Freuden thun, zukommen laſſen; Ihnen werden Sie dadurch um etwas leichter, und mir nicht ſchwer fallen, weil ich ſie gern mit tragen helfe, da es Ihnen Erleichterung verſchaffen kann. Sie haben in dem Stücke (ich muß auch Ihnen dieſes aufrichtig ſagen) immer etwas Zurückhaltung gehabt. Noch vor einiger Zeit ſchrieben Sie mir von einem ſolchen Vorfall ſo kurz als möglich und gleichſam nur im Vorbeigehen. Sehen Sie, liebe Couſine, dergleichen Sachen beunruhigen mich allemal ſehr, ich denke mir ſodann tauſend Fälle, die vielleicht weit ſchlimmer, als der wirkliche war.

Für Ihr Gedicht danke ich Ihnen recht ſehr, es iſt ganz in einer Ihrer glücklichſten Launen gemacht, wo Sie mit großen Gedanken in einer gewiſſen Schwermuth bringenden Dämmerung wandelten. Wie ſehr wünſchte ich auch Empfindungen auf dieſe Art auszudrücken, aber meine Organiſation taugt dazu nicht; ich ſchaue Ihnen nur mit dem größten Vergnügen nach, ohne Sie zu erreichen.

Wegen der Loose in der Bücher-Lotterie kann ich Ihnen keine erfreuliche Nachricht geben; unter den etlichen und zwanzig Loosen, die ich dem guten Prof. Hopf verschlossen habe, hat nur ein einziges ein Buch von Werth gewonnen; ich hoffte immer, Sie würden das Loos haben, aber ich fand Ihre Loose wieder und hatte mich in meiner Erwartung betrogen.

Ihre Loose sind, glaube ich:

3136	hat gewonnen	Nichts
3137	— —	0
3138	— —	0
3139	— —	Nr. 59. Zeltners Summar. Theol.
3143	— —	Nr. 1423. Schott Abriß d. ev. Christenth.

Da sie klein sind, so schicke ich sie Ihnen hier. Sie schreiben mir nicht, ob Sie Lavaters Aussichten haben, ich schicke sie denn Ihnen auf gerade wohl, ich habe sie vor kurzem in einer andern kleinern Bücher-Lotterie gewonnen. Leben Sie wohl, meine vortreffliche Freundin, und schreiben mir doch ja recht bald wieder; Sie glauben nicht, was mir dieses für ein Festtag ist, wenn ich Briefe von Ihnen bekomme. Wolzogen.

[Rudolstadt] 8. März 1787.

Einen kurzen, armen Brief kann ich ihnen heut nur schreiben, lieber Freund, mein Kopf ist eingenommen von einem starken Schnupfen. Aber schreiben muß ich Ihnen doch, mein Herz will dies, nun so müssen Sie den Kopf so hin-

nehmen, wie er iſt. Ich weiß, ich fühle, daß auch Ihnen ein ſchlechter Brief lieber iſt, als keiner.

Tauſend Dank für Ihren lieben letzten und für die Bücher. Ich habe Lavaters Ausſichten nicht gehabt, liebe ſie ſehr, und ſie machen mir große Freude an ſich und doppelte weil ſie von Ihnen kommen. Auch mir iſt die innigere Vertraulichkeit unter uns ſehr, ſehr ſüß. Unſer Finden und der Gang unſrer weiteren Bekanntſchaft iſt in der That ſonderbar. Auch mein Herz blieb gleich mit ungewöhnlichem Antheil an Ihnen geheftet. Glaubte ich auch ſonſt nicht an Sympathie, ſo wäre das ſchnelle Wachsthum unſrer Freundſchaft mir ein überzeugender Beweis davon. Dank der Vorſicht, daß wir uns fanden, mein Lieber! — Mein Herz bedarf Liebe — innigere, reinere, wahrere Liebe, als die meiſten Menſchen ſie geben können. Ich habe gewiß eben ſo viel an Ihnen, als Sie an mir zu haben glauben. Meine Freude, ſowie meinen Kummer ſollen Sie theilen, weil Sie es wollen. Es iſt gewiß, daß keine Erdenexiſtenz ohne den letztern möglich iſt, wir möchten's nicht tragen. Sich zum völligen Gleichmuth zu ſtählen, mir dünkt daß, wenn man's vermöchte, man an der Empfänglichkeit für Freude eben ſo viel verlieren müßte, als man an Unempfindlichkeit für die Leiden gewänne. Der Wechſel zwiſchen Freud und Leid muß unſerm Weſen, ſo wie es iſt, eigen ſein. Auch meine Phantaſie ſchafft größere Übel, als die wirklichen, wenn ich einen Kummer bei denen, die mir lieb ſind, ahne. Alſo Alles uns mittheilen wollen wir. Es iſt mir ſüß zu wiſſen, daß ich

Troſt und Rath bei Ihnen fände, wenn mich ein Übel drückte. Sie ſind das auch von mir gewiß. Sie haben die paar Worte, die mir einmal entfielen, nicht vergeſſen. O mein lieber Freund, Ihr warmer Antheil an mir rührt mich ſehr, warmen Dank dafür! Ich bin beſtimmt, meiſt in Anderen zu leiden, weil mir für mich, Gott ſei Dank manches gleichgültig iſt.

Meine Mutter hat eine Erbſchaft von meinem ſeligen Onkel in Batavia gethan, das wiſſen Sie. Bei meiner Heirath und unſrer Einrichtung ward auf dieſen Zuwachs unſers Vermögens gerechnet. Eben da, da ich Ihnen ſchrieb, kamen noch alte Schuldforderungen an das Vermögen meines Onkels, die beinahe den größten Theil zurückfordern; wohl ſind ſie noch nicht erwieſen, doch werden ſie es wahrſcheinlich werden. In gewiſſen Jahren wird man nachdenkender über dieſe Dinge; meine Mutter war und iſt noch zuweilen ſehr unruhig darüber. Sie wiſſen, wie ſehr ich meine Mutter liebe, und können alſo fühlen, wie mir ihre Unruhe am Herzen nagte. Auch ſchmerzte es mich um ſo mehr, weil ſie vielleicht für mich mehr gethan hat und thut, als ſie geſollt hätte. Mir für mich liegt nicht viel daran, etwas mehr oder weniger zu haben, aber da ich ihr meinen Gleichmuth nicht einflößen konnte, ſo fühlte ich die Sorgen mit, die ſie ſich machte. Jetzt geht es beſſer, ſie hat ſich mehr darein ergeben, und da das Einkommen meines Mannes immer zunimmt, ſo bin ich außer Sorgen, die Sache mag gehen wie ſie will. — Hier, mein Lieber, haben Sie die ganze Geſchichte, und nun

haben Sie keine Unruhe mehr über mich. Wenn mich wieder etwas drückt, ſollen Sie es gleich von Grund aus erfahren. — Aber auch Sie ſchrieben mir unlängſt von einer Sache, die Sie mir gern wollten wiſſen laſſen und doch nicht ſagten. Vertrauen lehrt wiederum Vertrauen; vor Allem haben Sie keine Sorge, daß ich Sie mißverſtehen möchte. Wenn mir etwas dunkel iſt, werde ich fragen. Der Güte Ihres Herzens bin ich gewiß und Ihres edlen Sinnes, alſo ſein Sie frei und offen gegen mich.

So gern ich auch gewollt hätte, konnte ich mich doch diesmal in Weimar nicht malen laſſen. Der Maler kommt vielleicht bald her, ſein Sie gewiß, daß ich die erſte Gelegenheit ergreife, um mein Andenken lebhafter in Ihnen zu erhalten. Die kleine Reiſe die ich machte, war mir ſehr angenehm. Sie wiſſen, daß mit den Leutchen hier nicht viel anzufangen iſt, und es thut Einem zuweilen wohl, neue Geſichter zu ſehen. Ich fand einige liebe intereſſante Menſchen auf dieſer Reiſe, die meinem Herzen wohl machten. In Weimar fehlte mir Göthe, der iſt jetzt in Italien; er iſt einer der Menſchen, die ich am meiſten achte, ob ich ihn gleich eigentlich nicht ſelbſt ganz genau kenne, ſondern mehr durch ſeine Freundin in Weimar.

Ich möchte, Sie ſchrieben mir mehr von Ihrem Leben und Weſen in Stuttgart. Ich habe keine deutliche Idee von Ihrer Lebensart, und meine Phantaſie verfolgte dieſe gern. Ich leſe jetzt den Pope engliſch; ich liebe die Sprache immer mehr, und wünſchte ſie zu können. Sie treiben ſie doch noch?

— Lieber Freund, iſt keine, gar keine Ausſicht da Sie zu ſehen? Theilen Sie mir ſie mit, ſo fern ſie auch ſein mag. — Aber eine Bitte: wenn Sie zu uns reiſen, ſo ſchreiben Sie mir's, und überlaſſen mir den Plan Ihrer Reiſe zu machen und Ihre Zeit einzutheilen. Das vorige Mal machten Sie's ſehr übel. Aber dann muß auch dabei geblieben werden, wie ich's beſtimme. — Adieu! behalten Sie mich lieb. Ihr nächſter Brief ſei an Lottchen adreſſirt. Adieu.

Noch ein paar Worte, lieber Wilhelm, da die Poſt noch nicht geht. Daß ſo ein weiter Raum uns trennt! Wie manch gutes Abendſtündchen entflöhe uns im traulichen Geſpräch, wenn uns der Himmel an einem Ort hätte leben laſſen. — Doch heilig iſt die Gewalt des Schickſals über uns. Alles muß gut ſein, denn Alles kommt von dem beſten Weſen.

Es iſt ein trüber Abend; ich bin froh, daß ich Lottchen wieder habe, unſre Seelen ſtimmen innig zuſammen.

Mein Onkel iſt krank — ich habe eine Ahnung, als wäre ſeine Krankheit gefährlich — hoffentlich trügt ſie, aber ſeine Geſundheit war immer ſchwächlich. Nur noch ein Lebewohl, mein Lieber. O ſchreiben Sie doch bald! —

Angefangen den Abend nachdem ich Ihren Brief erhielt.

Meine Gedanken waren heut größtentheils bei Ihnen, aber erſt in dieſer ſtillen Abendſtunde kann ich ſie Ihnen zuſchreiben.

Die Geſinnungen Ihres Briefes ſind ehrlich und edel,

Sie ſind mein theurer geliebter Freund, und werden es bleiben, ſo lange ich mich ſelbſt fühle. Eine kleine Empfindlichkeit, die aus manchen Stellen vorleuchtet, muß ich vergeben, ob ſie gleich zeigt, daß Sie mich doch noch nicht ganz verſtanden haben, zum wenigſten daß Sie das Vergrößerungsglas noch nicht abgelegt haben. Hätte ich je einen Augenblick glauben können, daß Sie unedle Geſinnungen für mich hätten, ſo würde ich mich von dieſem Augenblick an ganz anders gegen Sie betragen haben, als ich gethan habe, ich würde durch ein paar kalte Worte Sie gebeten haben mir nicht mehr zu ſchreiben. Würde ich gegen einen Menſchen, an deſſen Rechtſchaffenheit und Edelmuth ich nicht den feſteſten Glauben hätte, mit dieſer Kinder-Einfalt und Offenheit handeln? würde ich ihm meine ganze Seele hingeben, um ihm vielleicht (Dank ſei es dem Himmel, daß es anders iſt!) trübe Stunden zu erſparen? Würde ich mich der Gefahr ausſetzen für eine Thörin gehalten zu werden? denn dies würde ich ſicher tauſend gemeinen Menſchen zu ſein ſcheinen, wenn ſie meine beiden letzten Briefe an Sie ſehen ſollten. Weil Ihr Glück an meinem Herzen liegt, weil ich des Edelmuths Ihrer Seele gewiß bin, und weil ich Ihnen Sinn für die Geradheit meines Betragens zutraute, darum handelte ich ſo wie ich that. In einer ſehr edlen großen Seele kann eine Leidenſchaft Wurzel faſſen, die ſie unglücklich macht; die Phantaſie nährt ſie, und je mehr der Verſtand mit neuen Erkenntniſſen beſchäftigt wird, je mehr zieht er gleichſam die Seele des Menſchen aus ſich ſelbſt, und die Phantaſie findet

weniger Stoff oder unbrauchbareren. Doch dieſe meine Meinung wird Ihnen vielleicht nicht deutlich vorkommen, weil ich mich über dieſe Dinge nicht ausdrücken kann — auch thut es nichts zur Sache, Sie werden tauſendmal mehr und richtiger darüber denken als ich, und ich wollte Ihnen durch alles dies weiter nichts ſagen, als daß ich Sie nie für unedel hielt, und dies müſſen Sie in meinem Herzen mit unverkennbaren Zügen geſchrieben ſehen. Bitten Sie es der heiligen Freundſchaft ab, daß Sie glauben konnten, ſie könnte da Statt haben, wo keine reine Achtung iſt, und dem Herzen Ihrer Freundin, daß Sie dachten, daß dieſe Freundſchaft ihm fehle, eben da es Ihnen den klarſten Beweis ihrer Innigkeit und Zärtlichkeit gab. Auch ich kenne nur Ein Gefühl, das mich zu allen Menſchen, zu einem mehr oder weniger, nachdem ich Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens bei ihm finde, zieht, es heißt mir auch Liebe. O ich konnte nie den fatalen eingeſchränkten Sinn leiden, den die meiſten Menſchen dieſem Worte geben. — Ein heiliges, reines Empfinden, das Allem was da liebenswürdig iſt, Allem was ſchön iſt, begegnet, dachte ich mir immer in dieſes Wort, ſeit ich dachte und empfand. Liebe iſt ein Funken der Gottheit im Menſchen, er läutert, befeſtigt, erhöht unſer ganzes Weſen. Liebe und Freundſchaft iſt mir, mir nach meiner individuellen Empfindung, Eines. Schrecklich verſchieden fand ich hierüber die Gedanken und Gefühle der Menſchen, ſo mißtönend zu den meinen, daß ich oft geneigt war, ſie für ein beſonderes Phänomen in der moraliſchen Welt zu halten. Leidenſchaft,

dünkt mir, iſt ein ſo inniges Gefühl der Vollkommenheit eines Gegenſtandes, daß es die ganze Seele, ihre ganze Genußfähigkeit gleichſam verſchlingt. Ein beſtändiges Streben, Sehnen nach dieſem Gegenſtande, das eine Taubheit des Gefühls für Alles was er nicht iſt und nicht im Verhältniß mit ihm iſt, begleitet. Ein Verlieren ſeiner ſelbſt in einem andern. Ich kenne dieſen Zuſtand eigentlich nicht aus Erfahrung und glaube, daß nicht alle Menſchen darein kommen können, und rechne es auch nicht unter die vorzüglichſten Eigenſchaften eines Menſchen, daß er deſſelben fähig iſt. In meiner früheſten Jugend hatte ich ſo eine Erſcheinung in meiner Seele — aber mein Herz wurde da gekränkt, innig gekränkt durch die Disharmonie, die ich unter meinen Empfindungen und denen des Gegenſtandes meiner Liebe fand. Dies gab mir eine Gleichgültigkeit, einen Unglauben an alle Glückſeligkeit, die aus dieſer Quelle in das Menſchenleben ſtrömt, die mich vor allen heftigen Eindrücken von andern Seiten ſchützte und mir eine gewiſſe Schwermuth, eine Furchtſamkeit, mein ganzes Herz an irgend etwas ganz zu hängen, ließ. Dieſe Schwermuth iſt nie ganz wieder aus meiner Seele gewichen, und wandelt mich zuweilen noch an. Verſprechungen und Verhältniſſe, und Richtung meiner Seele gegen ihre eigentliche Beſtimmung, die wahrhaftig nicht Genuß der Glückſeligkeit auf dieſer Welt ſein kann (denn was iſt unſer Leben meiſt, als ein Sehnen, ein Streben nach dem was uns fern iſt!), ließen keine Leidenſchaft in meinem Herzen Wurzel faſſen. Ich ſah, wie ſie oft edle Herzen verzehrte und ſie fühllos für alle

Freuden des Lebens machte, ahnete, wie sie auch meines aufreiben und zerreißen könnte, wenn ich nicht ihr so viel entgegenzustellen hätte, — und ich hätte Unrecht gethan, wenn ich nicht Sie, mein theurer Freund, zu dem sich mein Herz durch Sympathie und Liebe gezogen fühlte, warnte, ihr nicht Ihr Herz zu öffnen, da ich vermuthete, daß sie sich desselben bemächtigen könnte, und da ich glaube, daß es möglich ist ihr zu widerstehen. Leidenschaftliche Liebe kann nie Gleichgültigkeit oder Abscheu werden, wenn sie rein und edel ist, aber sie kann eine sanfte wärmende Flamme werden aus einem Feuer, welches das Wesen des Menschen verzehrte — Daß dies der Fall bei Ihnen gar nicht war, dafür danke ich dem Himmel. Gern, gern, mein Lieber, will ich gestehen, und es Ihnen wiederholen, so oft Sie es wollen, daß ich Ihren Brief, der zu dieser Erklärung zwischen uns Anlaß gab, ganz mißverstand. — Soll ich Sie für meine sorgsame Freundschaft, die unnöthiger Weise für Ihre Ruhe fürchtete, um Vergebung bitten? (denn daß nie ein Zweifel an Ihrem reinen Charakter in mein Herz kam, dies, dünkt mich, habe ich Ihnen genug bewiesen, weil ich sonst dem meinen nach ganz anders müßte gehandelt haben.) Ich glaube nicht, daß Sie eine Abbitte verlangen werden. Es ist noch eine falsche Vorstellung, die Sie bei dieser Sache haben, als hätte mich der Ausdruck Ihrer Empfindung beleidigt; ich müßte sie für unedel gehalten haben, wenn dies geschehen wäre. Hierbei kann ich, ohne stolz zu scheinen, sagen, daß mein Herz zu rein gestimmt ist, als daß es Jahre lang in einer Verbindung mit einem andern

ſtehen könnte, in einer ſo innigen wie die unſre, wenn dieſes andre andrer als edler und feiner Gefühle fähig wäre. Wenn ich eine Welt-Frau nach dem gewöhnlichen Schlage wäre, deren Coquetterie es um Eroberungen zu thun iſt, ſo könnte ich thun, als beleidigten mich zärtliche Empfindungen, oder eine Prude, der alles Reine und Unſchuldige verdächtig iſt, weil ſie ſich ſelbſt nicht rein fühlt — aber ich, Ihre Freundin, mein Theurer, voll der herzlichſten wahrſten Liebe für Sie, mich ſchmerzte nicht der Ausdruck Ihrer Empfindungen, aber die Empfindungen machten mich in Rückſicht auf Sie ſelbſt beſorgt.

„Verhältniſſe gegen unſer Geſchlecht," hierüber muß ich mich noch erklären. Dieſe leidenſchaftliche Liebe, dieſes ganze Hingeben der Seele und des Lebens entſteht, wie mich dünkt, leichter zwiſchen Männer- und Frauen-Seelen, weil man ſich gegenſeitig mehr zu geben hat. Männer haben mehr Vernunft und Stärke, und Frauen mehr Gefühl und Feinheit. Doch hierüber ein andermal mehr, meine Gedanken drängen ſich zu ſehr, und ich würde zu weitläufig werden.

Aus allem dieſem ſetzen Sie ſich nun ſelbſt mein Syſtem zuſammen, ich habe nicht Verſtand genug, um eins zu machen, es ſollte mich ſehr freuen, wenn es neben dem Linnéiſchen paradiren ſollte — —*

Dieſe Satire ſowie noch Einiges müſſen Sie mir ab-

* Es folgen noch einige ſpäter durch Ausſtreichen unleſerlich gemachte Zeilen.

bitten, wenn ich nicht eben großmüthigen humeurs bin, wenn wir uns einmal (der Himmel gebe bald) wiederſehen. Noch etwas habe ich auf dem Herzen, und ob es Ihnen vielleicht eine Indiscretion ſcheinen könnte etwas zu leſen, was ausgeſtrichen iſt, und man alſo nicht leſen ſollte, ſo geht mir doch das Intereſſe des Herzens diesmal wie allemal vor das der Höflichkeit. — Lieber Freund, das unterſtrichene Zufallsweiſe und das ausgeſtrichene „ich vermuthete eine dritte Perſon," was ſoll das heißen? zeigt es nicht von einem Mißtrauen in meine Aufrichtigkeit und Feſtigkeit, das ich beinahe nicht vergeben ſollte? Würden Sie es gegen den geringſten Ihrer Freunde oder Bekannten, vom dem Sie nur einigermaßen gut dächten, haben? und Sie haben es gegen mich, da Sie wiſſen, wie lieb Sie mir ſind! Und was noch ſchlimmer iſt, da Sie es einmal haben, ſo ſagen Sie es nicht gerade heraus, ſondern geben es nur zu verſtehen, ich haſſe das zu verſtehen geben — thun Sie mir es ja nicht mehr.

Ich ſagte Ihnen, daß niemand Ihre Briefe ſähe, und das hielt ich auch. Einige in denen Sie über Bücher und andre gleichgültige Dinge ſchrieben, ſah Beulwitz. Es ſchien mir ſehr natürlich, daß, da Sie ihn nicht genau kennen, und er oft etwas Kaltes und Zurückhaltendes in ſeinem Weſen hat, wenn er nicht bei Laune iſt, welches er eben nicht war, wie Sie ihn hier ſahen, Sie nicht wünſchten, daß er Ihre Briefe ſehen möchte. Überhaupt iſt es mein Grundſatz, daß eine Correſpondenz zwiſchen Perſonen, die ſich wirklich dem Herzen nach etwas ſind, blos unter ihnen Beiden bleiben

muß. Niemand anders kann ſich in die Eigenheit der Lage, die unter ihnen iſt, verſetzen, und er muß alſo vieles mißverſtehen. Beulwitz iſt ein ſehr gerader, ehrlicher, edler und verſtändiger Menſch. Sein Charakter läßt ihn ſehr ſelten tiefe Eindrücke aufnehmen, denn er iſt leicht, und mehr zum allgemeinen Wohlwollen gegen die Leute die um ihn ſind, als zur beſondern dauernden Anhänglichkeit gegen einzelne Perſonen geneigt. Er hat völliges Zutrauen in meine Ehrlichkeit und in die Reinheit meines Herzens, und beurtheilt mich nicht falſch, obgleich unſre Gefühle über dieſen Punkt verſchieden ſind, denn mein Herz iſt ſtarker Anhänglichkeit, ausſchließender Liebe fähig, und kann nicht mit allen Leuten ſympathiſiren, und ſo ſehr es auch bedarf zu lieben, ſo zieht es ſich doch lieber in ſich ſelbſt zurück, da wo es kein gleichgeſtimmtes findet. Es fiel Beulwitz noch nie ein, die Wärme meiner Liebe für irgend jemand übel zu nehmen. Sie ſehen, daß Sie Unrecht hatten, wenn Sie ihn unter der dritten Perſon verſtanden, und wie konnten Sie glauben, Sie, mein Lieber, daß ich meiner Hand Geſinnungen leihen könnte, die nicht mein wären, und daß ich Sie wollte glaubend machen, ſie wären es? — O, keine Gewalt könnte je mich zwingen, gegen mein Herz zu reden! Und gegen Sie, zu dem mich dieſes Herz zieht, ſeit ich ihn kenne, ſollte ich unehrlich handeln? Aufrichtigkeit iſt die unentbehrlichſte Stütze der Freundſchaft und Liebe, ohne ſie ſind die beiden nur Spielwerk, Lüge, abſcheuliche Lüge. Für die Zukunft dies: ſollte ich es ja nicht mehr ſo einrichten können, daß Ihre Briefe ungeſehen

blieben, ſo werde ich es Ihnen ſchreiben. Eine ſteife Correſpondenz iſt unangenehm; Sie würden mir dann vielleicht gar nicht mehr ſchreiben wollen. — Dies würde mich ſehr ſchmerzen. Doch rechnen Sie darauf, daß ich mich lieber der Freude von Ihnen zu hören berauben werde, als wider Ihren Willen das was blos an mich gerichtet iſt, jemanden anders ſehen laſſen. Wenn Sie meinen Mann genauer kennten, ſo würden Sie ſicher finden, daß man kein Geheimniß vor ihm zu haben braucht, und daß er Reinheit des Herzens erkennen und ſchätzen kann. O wenn Sie doch bald herkämen! mich verlangt mehr als jemals Sie zu ſehen; iſt keine Hoffnung, keine Möglichkeit dazu da? — Ich kann mein Herz viel mehr gegen Sie aufſchließen, und Ihnen zeigen was Sie mir ſind, ſeit ich des fatalen Gedankens los bin, daß Ihre Liebe für mich dem Glück Ihres Lebens ſchaden könnte. Die meine für Sie iſt ewig, wird immer gleich warm bleiben, wenn Sie ſo gut und edel bleiben, als Sie ſind, und das werden Sie ſicher. Auch ich will gut bleiben und immer beſſer zu werden ſuchen, damit ich Ihnen gleich lieb bleibe. Es iſt keine reine Liebe möglich, ſie kann nicht exiſtiren ohne Tugend und heißes Streben der Seele nach Vollkommenheit. Immer feſter, geliebter Freund, wollen wir uns verbinden, und einander immer mehr werden in dieſer Welt, wo man ſo oft getäuſcht wird. Die Geſchichte mit Ihrem falſchen Freunde iſt ſchrecklich; das arme Geſchöpf das er verführte! — Auch an meinem Herzen nagte die Zeit her eine Erfahrung von der Art — in einem Freunde, den ich für edel

hielt, und den ich von Verirrungen der Jugend reuig zurückgekehrt glaubte und nunmehr ſtark zur Übung der Tugend hielt, finde ich mich betrogen, finde ihn äußerſt niederträchtig. Meine Freundſchaft für ihn iſt verſchwunden, für ewig aus meinem Herzen getilgt, ich kann keine ſchmuzige Seele lieben.—

O mein Theurer, wenn uns die Vorſehung zuſammen hätte leben laſſen, wie glücklich würde uns das Einverſtändniß unſrer Seelen gemacht haben, da jetzt die Trennung als ein trübes Wölkchen darüber ſchwebt. Doch es iſt ſo, alſo iſt es gut, dies wird mein Troſt bleiben, mit dem Hinblick auf die ewige Liebe, die Alles ordnete. — Sie, Lieber, haben ein heiliges Gefühl für Ehre, es leuchtet mir ſo unverkennbar noch aus Ihrem letzten Briefe entgegen; ob es ſich gleich bei einer Gelegenheit äußerte, die auf einer falſchen Vorſtellung ruhte, und die mich eigentlich hätte beleidigen ſollen (denn trauten Sie mir nicht einen Unglauben an Ihr Herz zu?), ſo freute es mich doch als ein edler Zug in Ihrem Charakter. Es könnte mich ſtolz machen, daß Sie Ihre wärmere Empfindung für alles Gute mir zuſchreiben. Sie ſind edel geboren, mein Lieber, und dieſe Empfindung würde auch ohne mich erwacht ſein, — aber Seelen die ſich lieben iſt Alles gemein, ich freue mich und habe einen innigen Genuß von allem Guten und Schönen, was in Ihnen iſt, ſo wie ich mich des geringen Maßes von Gutem freue was ich in mir ſelbſt finde. So unglaublich es Ihnen auch dünkt, ſo werden Sie doch ſicher einmal fühlen, daß Sie noch von mir inniger lieben lernen können. Gänzliches Vertrauen und Aufſchließen der

Seele zum wenigſten, dazu kann Ihnen dieſer Brief ein Beiſpiel ſein.

Was Sie über Vernunft und Empfindung ſagen, iſt mir noch nicht klar, es liegt vielleicht an meinem Kopfe; wenn wir zuſammen wären, könnten wir darüber disputiren, ich würde freilich nicht weit kommen, doch disputire ich gern, weil ich dabei lerne. Schriftlich iſt es zu weitläufig.

Die Sache, über die Sie ſich noch nicht gegen mich erklärt haben, und die nicht zu unſrer gegenwärtigen Lage gehört, möchte ich wiſſen. — Hätte ich mich in meinem vorletzten Briefe an Sie ſo deutlich erklärt, ſo darf ich hoffen, dieſe Mißſtimmung unter uns würde nicht erfolgt ſein. Ich muß mich undeutlich ausgedrückt haben, und meine Ideen müſſen ſich zu ſehr gedrängt haben, ſo daß meine eigentliche Meinung ein ſchiefes Anſehen gewonnen hat. Wie ich den Brief fortgeſchickt hatte, ſo fiel es mir auf das Herz, daß Sie mich unrecht verſtehen könnten, denn ich hatte nicht Zeit zum Schreiben gehabt. Das verwünſchte unpaſſend, das Ihnen ſo auffiel, fiel mir gleich ein. — Aber gleich eine Lehre in den Katechismus der Freundſchaft: man muß ſich nicht an ein Wort ſtoßen und eher glauben, daß man den rechten Sinn, den es haben ſoll, nicht verſteht, als daß man daraus wider die Empfindungen des Herzens, an das man einmal glaubt, ſchließt. Sie werden ſagen, daß ich zuerſt gegen dieſes Gebot ſündigte; auf die Art wie Sie es thaten, ſündigte ich nie. Doch da ich nichts von dem männlichen Übermuth, der nie gefehlt haben will, habe, ſo geſtehe

ich noch einmal, daß ich gefehlt habe, aber aus zu sorgsamer, herzlicher Liebe gefehlt. Verdient dieses Verzeihung? — Finden Sie es nach diesem Briefe noch nöthig, Worte zu wägen, wenn Sie mir schreiben? — Adressiren Sie Ihre Antwort an meine Schwester, weil es auffallend sein könnte, daß wir uns jetzt so viel schrieben.

Adieu, mein Lieber! Wären Sie meiner herzlichsten Liebe nicht gewiß — o so wären Sie ein Ungläubiger, den man seinem Schicksal überlassen müßte! — Wenn Sie an meine Freundschaft glauben, so glauben Sie auch an meine Achtung für Sie, denn Sie wissen, daß Eines ohne das Andre nicht existiren kann. Adieu, Gott segne Sie!

Bauerbach, * 2. Febr. 88.

Morgen, liebe Caroline, verlasse ich die Gegend, in der ich so manches Vergnügen fand, um in angenehmeren Ländern minder vergnügt zu leben. Nähme ich nicht mit mir das Bewußtsein der Freundschaft und Liebe von Dir, ich würde weniger kaltblütig reisen, aber so finde ich in mir ein Bild, das mir unangenehme Stunden minder unangenehm und selige Augenblicke noch seliger macht, das zugleich mir Lehre, Warnung und Ermunterung ist.

Seitdem ich von Euch, Ihr Lieben, fort bin, habe ich wenig ruhige Augenblicke gehabt, viele widerwärtige Geschäfte und andre nicht leicht zu hebende Unannehmlichkeiten machten

---

* Das Gut seiner Familie im Meiningischen.

mir die etliche Wochen längern Urlaub verdrüßlich. Wie natürlich war da der Wunſch wieder bei meiner lieben Caroline zu ſein, und ihr Alles zu ſagen, was ich aber vergeſſen würde, wenn ich bei Euch wäre. Das iſt auch die Urſache, daß ich bisher nicht ſchrieb, die ſich hebt, da ich von Allem Abſchied nehme was mich bisher incommodirte, aber auch von der Gegend Abſchied nehme, in der wir einander nahe ſind. Von jetzt wollen wir einander recht oft und recht viel ſchreiben, Sie werden ſehn, wie pünktlich ich bin. Nun meine theuerſte Freundin, den letzten Abſchiedskuß — und mit ihm all' die ſeligen Gefühle reiner Freundſchaft und Liebe die wir uns weihen wollen. Lebe wohl, Caroline. Wilhelm.

d. 3. Morgens 1/2 5 Uhr.

Noch einmal adieu — in einer Viertelſtunde bin ich fort. Lebe wohl — auf Wiederſehn! W.

[Rudolſtadt] 22. Febr. 1788. Abends.

Ein freundlicher Morgengruß war mir Dein lieber Brief heut, lieber Freund. — Eben ſtand ich am Fenſter, weil ich tauſend Dinge zu ſagen hatte und ſie nicht auf einmal ſagen konnte. — Die ſchönen Geſtirne in dem lichten unermeßlichen Blau, der aufgehende Vollmond — flüſterten mir mannichfache Gefühle über Vergangenheit und Zukunft durch die Seele. Ich bin in Wehmuth geſtimmt, die ſüße Ahnungen erhellen — ich möchte Dir das mittheilen — aber — arme Sprache! Es iſt doch tauſend Unmittheilbares in uns.

— Aber iſt nicht eine Ewigkeit der Entwicklung unſrer Kräfte und ihres Genuſſes für unſer Weſen!

Auch ich lebte einſamer und in mich gekehrter die Zeit her, noch mehr als gewöhnlich — gewiß daß unſre Gedanken ſich oft begegneten. Mein Lolochen und das Kleine ſind in Weimar, mein Mann umringt von Geſchäften an denen ich keinen Antheil nehmen kann, meine liebe gute Mutter war faſt meine einzige Geſellſchaft, denn die mechaniſche rechne ich für keine, und doch iſt bei ſolch einem Unterſchiede in Jahren, wie zwiſchen uns iſt, über manche Punkte kein Einverſtändniß möglich. Manche Saite der Seele verklang in den Lüften. Die Einſamkeit bekommt aber im Grunde der Seele oft ſehr gut. Bei mir war's ſo. Ich fühle mich ſtärker, freier, alles Gute und Schöne doch innig genießend dabei. Es iſt gut zuweilen ſo in ſich ſelbſt zurückgedrängt zu werden, man lernt ſein Weſen mehr kennen. — Das Zeichnen macht mir immer größere Freude, und war mir ein wahrer Troſt und Erholung die Zeit her.

Lieber, Dein feſter Glaube an die Unwandelbarkeit meiner Freundſchaft thut meinem Herzen wohl, weil es fühlt, daß es ihn verdient. Sonderbar war unſer Finden und das Entſtehen und Wachſen unſrer Freundſchaft — ſie ſoll uns durch das Leben leiten, gewiß, denn auch ich glaube, daß ich Dir immer werth bleiben werde. Ach, Vergeſſen iſt ein dumpfes, leeres Wort! Wir beide können's nicht, ich gewiß nicht. Fremde Geſchäfte, neue Gegenſtände und Bekanntſchaften können vielleicht mein Bild in Deinem Herzen ver-

ſchleiern, verlöſchen nicht, die ſüße Hoffnung nährt meine Seele. — Geſtern ging ich an einem ſchönen ſonnigen Tage den Weg im Walde, den wir Dich führten — lebhaft dachte ich an Dich, und faſt jedes Wort das wir ſprachen, fiel mir ein. — Im ſchnellen Fluge entfloh uns Dein Hierſein, — die Ungewißheit ſeiner Dauer, die Trennung, die darüber ſchwebte, machte daß ich's nicht ſo völlig genoß, wie ich glaubte. — Ich mag Dich auf ſo kurze Zeit nicht wieder ſehen, ſo iſt mir's jetzt, vielleicht täuſche ich mich, und wenn Möglichkeit dazu wäre, würde ich anders empfinden. — Es thäte mir Leid, wenn Du in der Senkenbergen Freundſchaft nicht das fändeſt, was Du geglaubt. Man muß nachſichtig ſein in jeder Herzens-Verbindung. Die ſchöne Liebe, das reinſte Glück des Lebens, iſt es wohl werth, daß man um ihretwillen etwas trägt und duldet. Durch Offenheit kann alles gut gemacht werden, und mit ihr bleibt man immer mit ſich ſelbſt einig. Ich kann alles vergeben, nur keinen Fehler wider die Wahrheit und Aufrichtigkeit, und die Eitelkeit, die Unrecht nicht für Unrecht erkennen will, weil ſie nicht geſtehen will gefehlt zu haben, die verdreht die ganze gerade Richtung der Seele. Ein Menſch der Unrecht einſieht und geſteht, iſt auch gut — dies ſollte uns doch gar nicht ſchwer werden, da wir Alle ſo tauſend Schwachheiten unterworfen ſind. Auf dem Punkte erwarte ich noch einen alten Freund, von dem ich mit Dir ſprach. Wenn er ſich nicht gegen mich rechtfertigen will, und einen Schein von guten Eigenſchaften annehmen, die ich weiß daß ſie ihm mangeln, ſo könnte ſich viel-

leicht mein Herz wieder gegen ihn öffnen, weil er mich dauert; doch lieben kann ich ihn nicht mehr. Wir haben eine gar zu verschiedene Art manches anzusehen.

d. 24sten.

Lolochen sollte gestern kommen, es bleibt aber nun noch länger. Es ist mir lieb, daß es ein geselliges Leben führt, ich fürchte, es wird zu ernsthaft bei mir. Ob ich gleich manchmal ein Kindskopf sein kann, so bin ich doch auch wieder sehr ernst, und da ich vier Jahre älter bin, so mag ich Lolochen meinen Seelenton noch nicht mittheilen, bis Zeit und Schicksal das ausreifen. Das gute liebe Wesen fehlt mir sehr. Doch wir müssen entbehren lernen — der ganze Lauf unsers Lebens sagt uns das. Ich bin so moralisirend heut, der lebendige Marc Antoine. Bei Dir, Lieber, laß ich mich immer gehen, und meine ganze Seele liegt offen, wie sie eben gestimmt ist. Du kennst mich, fassest mich, verstehst mich, und magst mich, wie ich bin, nicht wahr? — Lolochen hat die Sch —— in Weimar gesehen, findet sie gut und im tête à tête sehr natürlich. Das fatale Repräsentationswesen, das uns von Jugend auf aufgezwungen wird, kann dem geradesten Wesen einen falschen Anstrich geben. Das artig sein sollen, das man jungen Mädchen einknüpft, ist der geradeste Weg sie lebenslang geziert zu machen. Ich möchte doch, Du hättest die S. mehr kennen lernen.

d. 25sten.

Eben les' ich Deinen lieben Brief wieder. Lieber, daß Du Herz- und Sittenverderbende Gesellschaft fliehen würdest,

habe ich immer von Dir erwartet. Gewiß iſt's, daß das Böſe anſteckt wie das Gute, und der Leichtſinn verführeriſch iſt. Ach, und was iſt Alles, wenn man nicht mit Achtung und Freude in ſein Inneres blicken kann! Mit einem Herzen, das das allſehende Auge ewiger Güte nicht ſcheut, kann man die falſche Meinung der Welt und alles Ungemach leicht tragen. Mit der Freude an Wiſſenſchaften und an der Kunſt wirſt Du Dir ſelbſt immer eine gute Geſellſchaft ſein, wenn Du auch keine intereſſante nach Kopf und Herz ſonſt um Dich haſt. Ein großes Glück des Lebens iſt freilich vernünftiger Umgang. Männer haben's darin doch beſſer, und wo ihr etwas Gutes ahnet, habt ihr mehr Gelegenheit und Freiheit es aufzuſuchen, und ſeht auch mehr Menſchen. Ich leſe jetzt den Herder wieder, Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, ein treffliches Buch, in dem ich immer neue Schönheiten finde. Eine gewiſſe Klaſſe kalter und ſteifer Gelehrten findet mir viel daran zu tadeln, weil zu viel Imagination darin wäre — aber die klügſten Menſchen die ich kenne, lieben's doch — und dann denke ich, man muß ſelbſt am beſten fühlen, welch einen Eindruck ein Buch auf ſeine Seele macht. Lies es doch auch — unſre Gefühle werden ſich dann begegnen.

[Rudolſtadt] 19. April 1788.

Ich komme aus dem Garten, genoß die liebliche Frühlingsluft und freute mich des Lebens, das in der Natur ſtrömt. Um in dieſer milden Stimmung zu bleiben, ſchreibe ich Dir,

liebſter Freund, und danke Dir herzlich für Deinen lieben Brief. Es thut mir recht Leid, daß wir Dich gar nicht in unſern Garten geführt haben, er wäre mir nun lieber darum. Ich laſſe jetzt einen ſchönen Park darin anlegen für Lolochen, das ſeit einigen Wochen wieder hier iſt. Wir ſind noch nicht mit Erzählen fertig — das denkſt Du wohl.

Guten Abend, Lieber; ich war den ganzen Tag geſtört, aber in Gedanken oft bei Dir. — Es war ein Herrnhuter, ein Doctor mit ſeiner Frau, bei uns, der nach Holland geht. Die ſtille in ſich gekehrte Art dieſer Menſchen hat doch etwas Anziehendes für mich. Wäre es nicht, daß ſie der Tugend und Religion ein ſaures Anſehen geben, und ſie in viele Kleinigkeiten ſetzen, ſo könnte ich ſchon unter ihnen leben. Aber der äußere Schein paßt doch gar nicht in den edlen ſtillen Geiſt der Religion, wie ſie aus Chriſtus Munde kam, und kann der Eitelkeit Nahrung geben, die der Seelengröße doch im Grunde mehr ſchadet als andre Zerſtreuungen.

Liebſter Freund, ich wußte daß unſre Gedanken über Jettchen zuſammenſtimmten, mein Herz ſagte mir, daß Du ihr helfen würdeſt, wenn es anginge, es brauchte keiner Explication darüber. Es war kein Zweifel in Deine Discretion, die mich ſie empfehlen ließ; nein gewiß nicht, wenn ich's auch that, welches ich gar nicht mehr weiß. Es iſt ſo eine gewiſſe Bonhomie von mir, die mich im vertrauten Umgange immer den erſten beſten Ausdruck ſchreiben läßt und lieber zu viel als zu wenig ſagen macht über Sachen, an denen mir gelegen iſt. Lieber Freund, wie kann Dir ſo etwas von mir auffallen,

da Du mein Herz kennſt, weißt wie innig ich Deinen Werth fühle, und meine ganze Seele Dir im völligſten Vertrauen aufgeſchloſſen iſt.

Es iſt ein Unſtern über dieſem Briefe an Dich — ich konnte ein paar Tage nicht ſchreiben, weil ich Kopfweh hatte — heut iſt's etwas leidlicher, und ich wollte eben ſchon vor einer halben Stunde anfangen Dir zu ſchreiben; da kam Lolochen und erzählte ſo vielerlei durch einander, daß es mich ganz wirr machte, vorzüglich ärgerte es ſich, und mich mit, über den üblen Geſchmack und Unſinn, der oft hier noch herrſcht. Es iſt eine alte Prinzeß geſtorben, da war die Kirche mit einem ſchwarzen Flor decorirt, dieſer war immer mit Todtenköpfen an der Wand feſtgemacht. Es ſah ſcheuslich aus, wie ſie ſo herausguckten, und noch hatte jeder einen Knochen zwiſchen den Zähnen, mit dem er ſich zu amüſiren ſchien, bis er einen verſchlingen könnte. Dem Himmel ſei Dank, daß es lieblichere, wahrere Bilder des Todes gibt!

Der ruhige Gang Deines Lebens freut mich gar ſehr — man gewinnt eine gewiſſe Stätigkeit, ein Selbſtgefühl, und lebt mehr in ſich, als wie in den äußeren Dingen dabei. Die Stücke aus Deinem Journal und die Anekdoten haben mich ſehr gefreut; ſchicke mir doch mehr. Es macht mich ſehr glücklich Dich, beſte Seele, ruhig und froh zu wiſſen, ja es iſt zu meiner Ruhe nöthig — und gewiß iſt's, daß wir am Ende unſre Glückſeligkeit aus uns ſelbſt nehmen müſſen und nichts Äußeres ſie uns geben kann. Das Glück der Freundſchaft nehme ich aus — man hat darüber gut philoſophiren,

und ſich ſtark zu machen — man kann es ſich nicht ableugnen, wie viel einem fehlt. — Reſignation in die allheiligen Geſetze des Schickſals über uns, und der Blick in ein freieres Daſein, dies ſind meine einzigen Mittel gegen dieſe Art Leiden, und ſie ſind doch ſehr kräftig und tröſtend.

Es freut mich gar ſehr, daß mein lieber Shakeſpeare Dein Geſellſchafter iſt — es iſt doch mein liebſtes Buch, das ich leſen kann, wenn ich kein andres anſehen mag, er macht mir immer wohl. — Nächſtens gehe ich in die Bibliothek, um die Stelle zu ſuchen die Du lieſeſt. — Daß Du ſo viel zeichneſt, freut mich ungemein. Schicke mir doch oft etwas von Deiner Zeichnung, wenn Du nicht blos in Deiner Kunſt zeichneſt, und auch das intereſſirt mich, weil es von Dir kommt. Du kannſt mir mit nichts mehr Freude machen, denn es gibt kein Talent, das ich mehr liebe, keines hat einen ſo tiefen Einfluß auf das ganze Weſen der Menſchen, es ſchärft den Beobachtungsgeiſt, und verfeinert das Gefühl ungemein. Du kannſt dann nur kommen und Zeichnenmeiſter bei uns und dem Kleinen werden, den Hn. Kämmerer wollen wir wohl abdanken, ob er gleich dieſes Frühjahr ein bischen klüger und verſtändlicher geworden iſt.

Lolochen wird Dir ſagen, daß Schiller den Sommer herkommen will, es freut mich. Ich wünſchte ſehr daß es wahr ſein möge, daß Jettchen zu Eliſen kommt, aber ich glaube es nicht, weil Eliſe nicht reich genug dazu iſt, um ihr Schickſal ganz zu machen. W—b hat ſchon mehr Lügen in dieſer Geſchichte gemacht, dies hat ihn erſtaunlich in meinen Augen

heruntergesetzt; alles kann ich eher vergeben als Lüge, die mit keiner Seelengröße zusammenstehen kann. Nein, er ist mir viel zu klein geworden, um noch mein Freund sein zu können. Wenn ich ihn nur so bald nicht sehen muß, ich könnte nicht schweigen, glaube ich, und um der Umstände willen, die Du kennst, möchte ich mich lieber stillschweigend zurückziehen, er wird die Ursache genug fühlen. Mir war so leidlich wohl die Zeit her, wenn ich gesund war. Beulwitz war von der besten Laune, und da ist er wirklich ein durchaus gutes Wesen, mit dem einem das Leben recht leicht wird. Alle Wochen ist einmal französische Gesellschaft bei mir, wo kein Wort Deutsch gesprochen wird; da kommen einige junge Damen, denen Deine superklugen Cousinen Weisheit lehren, und Herren und (schmäle nicht) die Prinzen, es sind recht gute Geschöpfe, zumal der älteste ist gar vernünftig und gut, Du hättest ihn gewiß lieb. Nun Adieu, lieber bester Freund. Die Entfernung vermag nichts über mein Herz — ich habe das süße Zutrauen auch in das Deine, es kann mich nicht betrügen, nicht wahr? — Adieu, Lieber, noch einmal; schreib' mir bald — Deine Briefe machen mich so glücklich — ich möchte Dir noch viel sagen. Caroline.

Hast Du Dich noch nicht näher um's Magnetisiren bekümmert?

[Rudolstadt] 27. Mai 1788.

Dank Dir, liebster Freund, für Deinen lieben Brief und die schöne Tasse, die mir große Freude macht. Wie ist Dir,

wie lebſt Du? Äußerſt intereſſirt bin ich den nächſten Brief von Dir zu empfangen, wie der Herzog die Sache aufnimmt, und ob Du reiſeſt. Wenn mein Brief nicht zu ſpät kommt, ſo bitte ich Dich, um was ich Dich ſchon oft bat — ſei ja vorſichtig, und gib dem Strom des Schickſals nach, wir können nicht dawider ohne uns zu ſchaden. Wie es mich ſchmerzen würde Dich in Deinen Verhältniſſen geſtört und unruhig zu wiſſen, weißt Du, und wir können einmal die äußeren Umſtände nicht vernachläſſigen, ein Theil unſrer Ruhe und unſers Lebensglückes hängt davon ab. Es freut mich ſehr, daß Deine Mutter beſſer iſt, ich hörte von Ihrer Krankheit, dachte ſie aber nicht ſo gefährlich. Von der Operation hörte ich erſt zum Glück, nachdem ſie geſchehen war, ich würde ſonſt mit ihr und mit Dir gelitten haben. — Werden wir uns nun jetzt noch ſehen? In den ſchönen lichten Sommertagen Dich in unſrer Gegend zu ſehen, wäre vortrefflich — ich hoffe doch, im Grunde kann man nie zu viel Gutes hoffen.

Schiller iſt ſeit einigen Tagen hier (er wird Dir wohl ſelbſt ſchreiben), uns iſt recht wohl mit ihm und gar nicht fremd, ſein Umgang freut uns ſehr, es iſt wirklich ein vortrefflicher Menſch, der ſehr fein, feſt und edel iſt, und im gemeinen Leben durch die Überlegenheit ſeines Geiſtes niemanden drückt. Deine Ankunft hier wurde mir wieder ſo lebendig durch die ſeine; bald ein halbes Jahr — wie ſchnell eilt das Leben! — Lieber, Du haſt meine Schweizer-Reiſebeſchreibung vergeſſen; wenn Du ſie nicht bringſt, ſo ſchicke ſie durch

den Fuhrmann, es iſt mir doch lieb, meine Erinnerungen durch etwas Angemerktes beleben zu können.

Die Heirath Deiner Schweſter iſt nun beſtimmt, wie ich höre — Gott mache ſie glücklich! Es freut mich, daß die Senkenbergen bei Dir war, und freut mich auch daß Du im gegenwärtigen Genuß der Freundſchaft die Abweſenden nicht vergiſſeſt. — Dein Traum freut mich, weil er zeigt, daß Du an mich gedacht haſt — was mag der rothe Vogel bedeuten? — Wir hatten die Tage her Beſuch von dem ſogenannten Hofphiloſophen — er war ſehr artig und unterhaltend und fütterte uns mit Weisheit aus, aber in der großen Hitze ließ ſich nicht viel in dem Kopfe behalten — ich ging ſo viel herum, daß ich heut noch müde bin, ein Gewitter iſt in der Luft, und Du bekommſt darum einen kürzeren Brief als ſonſt. Auf meinen letzten durch die Poſt warte ich auch auf Antwort, wenn Du nicht etwa den durch den Fuhrmann dafür rechneſt, denn Du biſt ſehr genau in Deinen Rechnungen. Wenn Du mir die Antwort ſelbſt brächteſt, nun dann wüßte ich freilich nichts zu ſagen — aber Lieber, Lieber, ſei ja vorſichtig — doch nichts mehr, Du müßteſt meines Moraliſirens müde werden, wüßteſt Du nicht, daß es aus dem treueſten liebevollen Herzen käme.

Meine Lecture die Zeit her erräthſt Du wohl nicht, es war der Grandiſon im Engliſchen — der erſte Roman den ich in meiner Jugend las; er dient mir ordentlich zum Maße meines Geiſtes, und nach dem was mich ſonſt frappirt hat und jetzt frappirt, kann ich ſehen wie ſich mein Geſichtspunkt

gerückt hat. — Ein kleines Buch von Lavatern las ich auch, das ich äußerſt nützlich finde — es iſt eine Auswahl unter ſeinen Sätzen zu machen, aber aus den meiſten kann man viel an Menſchenkenntniß und Selbſtkenntniß gewinnen; lies es doch, es heißt unphyſiognomiſche Regeln zur Selbſt- und Menſchenkenntniß. Du haſt mir noch kein Wort von Weber geſchrieben, ſeit Du wieder zurück biſt. Behalte ihn doch ja zum Freunde, wenn er auch Schwächen hat, ſo trage ſie — ich werde ſein ſchönes offenes Betragen gegen uns nicht vergeſſen. Lolochen hat wegen der Forſtſchriften geſchrieben; lieber Freund, Bode hat auch Unterhandlungen mit meiner Mutter darüber, doch denke ich, ſoll ſie Dir welche ſchicken können, wenn Du ſo gut ſein willſt Dich mit abzugeben. Nun lebe wohl, Lieber — möchte ich Dich bald ſehen, Alles iſt mir heitrer und erhöhter in linder Luft und blühender Gegend, auch die Freude Dich zu ſehen würde es ſein. Laß uns dem guten Schickſal trauen, und nichts eigenſinnig an uns reißen, was es verſagt. — Lebe wohl, liebſter Freund, behalte mich im Herzen, ſo wie Du in dem meinen bleiben wirſt. Schreibe bald — bald.

[Rudolſtadt] 10. Auguſt 1788.

Lieber Freund, Du weißt was ich Dir ſein möchte, und wie ich wünſchte die Stelle Deiner theuren Mutter in Deinem Herzen zu erſetzen. — Trage ihren Verluſt, wie es uns der Glaube an eine andre Welt lehrt — daß ſie vielen Schmerzen entnommen iſt — dies diene Dich zu beruhigen. Ach,

wenn Schmerzen dies ſchnelle flüchtige Leben drücken, dann dünkt es uns wohl lang und alles verſchwindet in körperlichen Leiden. Wohl denen die ruhen! — Lieber, anſtatt daß Schiller zu Dir käme, komme Du lieber ſelbſt noch zu uns — nichts dient eher trübe Bilder zu entfernen, als Entfernung von dem Orte wo ſie uns rührten — ich bitte Dich, komme!

Schiller ſelbſt iſt äußerſt bewegt über den Verluſt Deiner Mutter, er würde Dir ihn in Meiningen ſelbſt nur lebhafter zurückrufen. Ein paar Tage des Lebens unter uns, ich hoffe es, lieber Freund, werden Deiner Seele eine andre Stimmung geben, und Du wirſt Deine Reiſe mit mehr Ruhe antreten. Es iſt meinem Herzen ſüß, und ich bin ſtolz auf Dich, daß Du Deinen Verluſt doch ſo edel und männlich trägſt — bleibe ſo. — Ach, es iſt doch Eigennutz der die Todten beweint nach den erſten bangen Gefühlen, denen unſer Herz unterliegt! — Aber, Lieber, bringe doch Deine Sachen in Meiningen in Ordnung, wenn's möglich iſt, ſo daß Du dann nicht wieder hin mußt und von hier aus gleich Deine Reiſe antreten kannſt. Mache es ſo — ich bitte Dich — der Abſchied war ja einmal überſtanden, und wir wollen unſer Herz mit dem Glauben des Wiederſehens ſtärken, um ihn zum zweitenmal ruhiger zu ertragen. — Adieu, Adieu. Meine Mutter und Beulwitz nehmen innigen Theil an Deinem Schmerz. — Adieu, Lieber, Du weißt was Du meinem Herzen biſt!

C.

Meiningen, 12. August 1788.*

Ich wußte wohl, daß meine Caroline mir ihre ganze Theilnahme ſchenken würde, und daß mir es an keinem Orte in der Welt mehr wohl ſein würde nach einem ſo heftigen Sturme, als bei Dir, Liebe, Beſte. Aber ich muß ſie entbehren, dieſe Ruhe, und muß es bei dem Abſchied laſſen, der mir noch ſchwer aufliegt, und der ſich jetzt wieder ſo lebhaft mir vorſtellt, daß ich noch einmal weine. Ich ſehe Dich nicht wieder, ich darf es um meiner Ruhe willen nicht. Jetzt bin ich verſchloſſen, gehärtet, ich beſinne mich nicht recht, und ſo betäubt reiſe ich weg und ſtürze mich in das Gewühl der Neuheit, wo ich hoffe, daß es beſſer mit mir werden ſoll. Lebe wohl, Caroline, Freundin, innigſte Freundin meines Herzens. Lebe wohl — mit unbegreiflicher Wehmuth ſage ich Dir Lebewohl — Du biſt glücklich, denn dieſes Lebewohl fühlſt Du nicht.

Ich bin geſtört in der Laune, in die ich mich verſetzt hatte, und die auch Du billigteſt — jede Erinnerung, jeder Gedanke von entbehrtem, von verlornem Glück iſt mir jetzt ſchrecklich, erſchüttert mich, bringt mein Blut ſtärker in Wallung.

Lebe wohl — Caroline — O daß Du mich hören könn-

---

* Dieſer Brief iſt B. I. S. 67 abgedruckt, doch nicht ganz genau, da ich mich nicht berechtigt meinte in der Mittheilung von Abeken etwas zu ändern, daher ſteht er hier nach dem Original, und er war im Zuſammenhange dieſes Briefwechſels nicht wohl zu übergehen.

teß und aus dem Ton meiner Stimme ſchließen könnteſt, was ich dir ſagen will!

Ich bin ruhig, ich werde es wenigſtens bald werden, aber nur wenn meine allzuſtraff angeſpannten Nerven nachgeben — ich ermatte.

O. es Schillern keine zu große Aufopferung, ſo mache doch, daß er ſogleich herkommt. — Er braucht gar nichts, ich will für Alles ſorgen — gib ihm, was er verlangt. — Doch ſage ihm nichts davon, er iſt delicat. Schreibe mir viel durch ihn.

Lebe wohl. Wilhelm.

---

la Barre, 22. Oct. 1790.

Hier bin ich, meine liebe Freundin, ſeit 6 Tagen und genieße den letzten Sonnenſchein in der ſchönſten Gegend, die die Natur ſchuf. Jede frohe Stunde, jede Schönheit der Natur theile ich mit Dir, liebe Caroline, und verdoppele dadurch ihren Werth. Nie fühlte ich mehr, was Du mir biſt, wie feſt und warm meine ganze Seele an Dir hängt, als dann wenn ich glücklich bin. Mein Weſen ſcheint dann aus dem Staube ſich zu erheben, ſich zu verherrlichen und ſich würdig zu machen, Dein Bild, rein und edel wie Du biſt, aufzufaſſen und in meine Seele überzutragen. Alle gute und ſelige Empfindungen drängen ſich dann hinzu, und theilen unter ſich den Triumph der Tugend und der Freundſchaft. O ich bin ſo glücklich wenn ich meiner Caroline denke! ich bin ſo groß in der Überzeugung, daß ſie auch meiner denkt! Gedan-

ken an Entfernung, an Theilbarkeit der Liebe trübet nicht den Himmel, den ich rein und unbewölkt über mir erblicke. Stört mich nicht in dem Traume meines Glücks, wenn es ein Traum iſt geliebt zu ſein, wie ich geliebt zu ſein wünſche und wie ich liebe. Hier in dieſer ſchönen Natur, in dem Thale wo Rouſſeau ſeine Heloiſa ſchrieb, könnte ich Dir doch, liebe Caroline, dieſes Gefühl mittheilen! Wie glücklich wäre ich Dir Alles geſagt zu haben. Hier fällt der Zwang hinweg, Geſetze welche die Natur nicht kennt und Convenienzen, die kalte Menſchen erfanden, kennt das Herz nicht.

[Rudolſtadt] 20. October [1792.]

Lieber Wilhelm, ſchreibe mir doch gleich, wenn Du dieſen Brief empfängſt — ich bin ſo in Unruhe um Dich — wo magſt Du Dich nur einmal in der Welt herumtreiben? Bald hätteſt Du mich in Schwaben geſehen, ich hatte große Luſt mich in Canſtadt des Bades wegen zu etabliren um ruhig und ſtill zu leben, da mir's hier unheimlich iſt. Aber Mama iſt nicht ganz wohl, ſo habe ich's bis auf das Frühjahr verſchoben, dann denke ich's ſicher auszuführen. Wie lieb und freundlich wird mir's ſein Dir dann ſo nahe zu leben, mein Lieber. Du wirſt mich doch beſuchen? Nicht wahr, ein-, zweimal? Laß Dir nicht zu bange machen um meine Geſundheit, wenn Du Schillers ſprichſt — meine Zufälle ſehen nur ſo fürchterlich aus. Ich denke dieſen Winter meiſt in Jena zuzubringen. — Mit Schillers Geſundheit geht es leidlich.

Lieber Guter, wie ſehn' ich mich einmal mit Dir zu

ſprechen! — ich möchte daß Du die Heirath, wenn Du nicht überzeugt biſt ſehr glücklich zu werden, in Zweifel ließeſt, bis wir uns geſehen haben. Meinſt Du denn wieder nach Paris geſchickt zu werden? Das politiſche Weſen intereſſirt mich jetzt unausſprechlich.

Ich ſchicke Dir nächſtens etwas von meinen Gedichten. Ach, immer iſt lieblich in die goldne Welt der Täuſchung hinüber zu ſchweben. Hörteſt Du nichts von Salis? Sage mir doch auch, wie es mit Adlerskron geht — es ſchmerzt mich ſo innig ihn unglücklich zu wiſſen, denn er iſt gar edel und gut. — Ich bin begierig, ob er den Plan einging, und wie es damit iſt. — Ich trug mich ſo oft in dieſen Tagen mit Bildern des einſamen ſtillen Lebens, und ſahe auch nie ſo viel Wahrſcheinlichkeit dazu zu gelangen. — Du mußt dann oft aus der Welt kommen und den ſüßen Frieden theilen — ich darf's wohl hoffen, daß uns das gute Schickſal noch freundliches ungeſtörtes Zuſammenſein aufbewahrt, und daß unſre Herzen nicht vergebens ſo innig und feſt zu einander ſtreben. — Adieu, Liebſter. Schreibe ja bald. Caroline.

Der Coadjutor iſt in Conſtanz, wenn Du ein Geſchäft in dortiger Gegend haſt, ſo beſuche ihn doch.

Rudolſtadt, 1. Julius 1793.

Tauſend Dank für Deinen Brief, mein lieber Wilhelm. Deine Reiſe hat mich recht gefreut und mir ein freundliches Bild des Landes gegeben — ich bitte Dich, ſchreib' mir wie man in der Gegend lebt und ob es theuer da iſt? — Lieber

Guter, dieſe Wünſche, dieſes Sehnen nach dem ſtillen Leben mit lieben Weſen liegen tief in meiner Seele und all' meine Pläne gehen darauf einmal mit Dir und noch einigen andern Freunden vereint zu ſein. Wir wollen uns dieſes ſchöne Sein erſchaffen; was man will, kann man durchſetzen, das glaube ich feſt. Nichts Äußres ſoll das ewigfeſte Band unſrer Herzen ſtören; das Leben hat keinen Werth als durch das innige Neigen der Seelen gegen einander. Wie ſüß iſt mir dieſe Ausſicht, dieſe gewiſſe Hoffnung, wenn Dein Herz ſo ſtark daran hängt als das meine, daß wir den Abend unſres Lebens vereint hinbringen werden. Wohl wäre es mir ein großer Troſt, Dich jetzt nahe bei mir zu haben, aber da iſt nun einmal keine Ausſicht, alſo müſſen wir Geduld haben. — Hat denn der Herzog keinen Agenten oder ſo eine Stelle in Frankfurt zu beſetzen? auf ſo etwas zuſteuern wäre ſehr klug. — Mein Theurer, Lieber, wenn Du nicht viel glücklicher zu werden glaubſt, ſo iſt mir's lieber Du heiratheſt nicht — nur unter beſondern Umſtänden, und nur bei einer ausgemachten Nullität, oder bei einer großen Schönheit des Charakters an einer Frau könnte es gut gehen, wenn Du ihr Dein Glück zu danken hätteſt. Die goldne Freiheit iſt ſo leicht verloren. — Ach, Lieber, immer fürchte ich, unſer Schiller wird frühzeitig aus unſerm Kreiſe geriſſen; die Ärzte finden ſein Übel auch bedenklich, und ich glaube nicht daß er noch länger als ein paar Jahre leben kann. Sage niemand davon, es könnte ihm Schaden bei einigen Projekten thun — es kann ſein daß meine große Anhänglichkeit an ihn mich zu beſorgt macht, aber ich

kann die furchtbare Ahnung nicht los werden. — Du liebſt die gute Lotte, wenn ich vielleicht auch nicht mehr ſein ſollte, ſo nimm Dich ihrer an, und lebe ihr zum Troſt. — Das ſind ſehr traurige Ideen. Ach, das Herz muß alles tragen lernen! und am Ende ein freundlicher ſchöner Ausgang des Lebens, wie ich mir den Tod denke, iſt kein Übel. — Meine Geſundheit iſt nicht gut, aber doch iſt mein Übel für jetzt nicht gefährlich; mache Dir keine Unruhe, gutes liebes Weſen!

Was wirſt Du denn jetzt beginnen bei der kriegeriſchen Conſtellation? Wenn Du mir öfterer ſchriebſt, würde es mich ſo herzlich freuen, aber ich bat Dich ſchon ſo oft vergebens. — Die Humboldts werden mich in einigen Wochen beſuchen — allein iſt mir's unerträglich hier, das leugne ich nicht, aber für jetzt iſt nichts zu machen. Ich leſe und ſchreibe, aber ohne ein gleichgeſtimmtes Weſen fehlt doch dem Leben das beſte Element. Du biſt doch nicht mehr beim Militär jetzt? — ſchreib' mir doch, was Du zu thun denkſt? Große Freude habe ich an Deinem jetzigen leichtern Leben mit Menſchen; Deine Pariſer Reiſe hat Dir erſtaunt genützt; Du kannſt viel mehr wirken, weil Du die Menſchen behandeln kannſt, und das iſt am Ende die ganze Kunſt des Lebens die Menſchen zu dem brauchen zu können, zu dem ſie gut ſind, und ſie ſo, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, zu führen. Dein innres beſſres Sein wird immer ſtärker, je mehr es ſich gegen den äußern Strom des Leeren und Unbedeutenden halten lernt. — Der Coadjutor iſt Dir gar gut. Er iſt wirklich auch ein Muſter der Menſchen bei denen das äußre Treiben den Kern des Wahren

und Guten nicht hat verderben können. Es freut mich daß Du Adlerskron geſehen; es iſt ein durchaus guter Menſch, aber es fehlt ihm noch an Duldſamkeit mit den Menſchen, es freut mich, wenn er Dich oft ſähe. Mit dem verwünſchten Kriege läßt ſich gar nichts projektiren. — Ach, wenn Du mich bald beſuchen könnteſt! künftigen Winter wenigſtens; nach Paris gehſt Du wohl nicht?

Adieu, liebe Seele, ich umarme Dich herzlich! Schreib' mir bald — nicht wahr?

[Rudolſtadt] 1. Auguſt [1793.]

Mein guter lieber Wilhelm, nur wenig kann ich Dir heut ſagen, aber doch mag ich Dich nicht ohne Nachricht von mir laſſen. Deine Reiſegeſchichten freuen mich immer ſehr, Du gehörſt wirklich zu den Cavalieri des Orlando, denen immer ein unerwartetes Abenteuer aufſtößt. Ach, läge nur mein verwünſchtes Schloß nicht ſo weit außer Deinem Kreiſe und Du könnteſt mich oft beſuchen! Doch die Zeit wird ja kommen. Lieber Guter, bleibe mir gut — die einzige ewig beſeligende Kraft für Menſchen und Götter iſt Liebe — mein Herz ſchwillt zum neuen Leben auf in dem Gefühl der Deinen — wären wir nur erſt ſo weit uns für lange ungetrennt zu wiſſen, mein Herz würde leichter und fröhlicher ſchlagen und den Druck aller heterogenen Dinge um mich her weniger empfinden, in der Nähe und der zarten Pflege eines ſo lieben treuen Freundes, als mein Wilhelm mir iſt! ich glaube an die gute Vorſicht, daß meine Geſundheit bis dahin halten

wird. — Mache Dir keine Sorge um mich, ich ſchwöre Dir, ich will Dir immer offen und wahr ſchreiben, wie es mit mir ſteht, und nichts verbergen um Dich zu ſchonen. Verſprich mir das auch. — Unwahr aus Schonung zu ſein, iſt grauſam, und man leidet mit weichem Herzen viel mehr dabei. — Mit Schiller geht es noch immer ſchwankend. — Lieber Wilhelm, haſt Du keinen Bekannten in der Gegend von Conſtanz, von dem Du ſicher Details über die dortige Art zu ſein, den Preis der Lebensmittel vorzüglich, und ob es nicht ſehr theuer iſt, haben könnteſt? Sage niemand etwas davon, aber ich möchte es gar gern wiſſen, noch ehe Du nach Paris gehſt. Vielleicht hätte ich ein Projekt, wenn die Nachricht gut ausfiele, das Dir gar nicht unangenehm ſein würde.

Ich ſchicke Dir nächſtens etwas von meinen Gedichten, wenn ſie Dir Freude machen.

Adieu, Liebſter, ich umarme Dich herzlich. Die Humboldt mit ihrem Mann und Kind iſt oben bei mir, ich liebe ſie herzlich — ſie iſt eben im Nebenzimmer und ſpielt mit ihrem Kinde — und läßt Dich ſchön grüßen. Du weißt ja, welch Unglück mit meinen Portraits iſt, es wird immer ein Fratz daraus — und ſo magſt Du mich doch nicht ſehen? Bekomme ich's leidlich, ſo ſollſt Du es haben.

Adieu, Guter, Lieber! Behalte mich lieb. Ewig Dein. —

---

2. Briefe nach ihrer Vermählung.

[Petersburg] 14. Juli 1801.

Jede Gelegenheit ist mir willkommen, wo ich mich mit Dir, liebes Kind, unterhalten kann. Dieser Würtembergische Feldjäger, der morgen abgeht, kann in 11 Tagen in Gera und den 12. die Staffette in Weimar sein. Jetzt da sich mein Schicksal zu entwickeln scheint, bin ich unruhiger als jemals, ob ich nicht meine Ruhe, meine freundliche häusliche Existenz dabei aufopfere. Du wirst Alles am besten ermessen und am Ende mußt Du mich ertragen mit allen Siechheiten des Körpers und Launen der Seele; und dann die Finanzen. Wenn ich mir meine Aufträge weniger zu Herzen nehmen und leichtsinniger darüber weggehn könnte, ersparte ich mir viel Geld, viel Zeit, viel Mühe: aber so verfolgt mich das Gute und Böse überall, jenes zu erhalten, dieses abzuwenden.

Was mir hier vortheilhaft schien, ist nachtheilig, die Gegenwart der Mecklenburgischen Herrschaften und die Ängstlichkeit Lützow's, daß ich etwas an einem Contract ändere, den er errungen* und als das non plus ultra ansieht; er fürchtet Vorwürfe von seinem Ministerio zu bekommen, das über seine Orden, über sein Geld, so er dabei erworben, scheel dreinsieht, wenn ich beßre Bedingung erhalte.

* Über die Vermählung der Großfürstin Helene mit dem Erbprinzen von Mecklenburg. Sie starb schon 1803.

Die Badiſchen Herrſchaften treten mir auch in meinen Plan und das goldne Sprüchlein: eure Rede ſei ja ja, nein nein! iſt nicht überall hinzuzuſchreiben. Etwas zu viel, etwas zu wenig verdirbt das Spiel. Ich hatte die Erbprinzeſſin gebeten, nicht beſtimmt mit der Kaiſerin zu reden, da ich vorher die Ehepacten abſchließen wollte. Geſtern war ſie in Pawlofsky geweſen und kam dieſe Nacht zurück. So eben um 11 Uhr war ich nach Ostrow eine Meile von meinem Hauſe gefahren, drückte mich in allen Vorzimmern lange herum, hatte Verlegenheiten jeder Art, endlich ließ ſie mir ſagen, ſie würde mich ein andermal ſprechen, ſie habe es eingeleitet. Was eingeleitet? Wie eingeleitet? Jetzt muß ich heute Nacht nach Pawlofsky und weiß der Himmel wie meine Pläne dort zerrüttet werden. Die Erbprinzeß ſagte mir, der Herzog ſei ſehr dankbar für Alles, was ich thue und würde mich, wenn ich zurückkäme, werkthätig belohnen. Auch Vogt ſchreibt mir von einem Platz, der mich ſeinen Verhältniſſen näher brächte. Wahrſcheinlich iſt die Abſicht, jetzt da Wolfskeel weg iſt, Egloffſtein und mich in's Conseil zu nehmen. Ich tauge nicht dahin, der beſchränkte Actengang iſt nicht für mich, ich bin zu bequem, zu unwiſſend, Bewegung und außerordentliche Spannungen erhalten mich allein geſund. Doch wie Du willſt, liebes Kind. — —

Ich habe heut in der ſchrecklichen Hitze ſoviel geſchrieben, daß ich nicht mehr kann. Hier für Adolph einen Gardiſten und einen Uhlanen, ich wollte ſie illuminiren, kam aber nicht dazu. Küſſe Adolph. Gute Nacht beſtes Weib.

Petersburg, 22. Sept. 1801.

— Ich ging mit Lützow im engliſchen Garten ſpazieren. Es iſt daſelbſt ein Waſſerfall. Gemeinlich läuft das Waſſer über zuſammengeworfene Steine nur ſehr ſchwach. Als wir näher kamen, vermehrte ſich plötzlich dieſer Waſſerguß und bald wurde der Waſſerfall beträchtlich. Wir vermutheten, daß die Kaiſerin nicht fern ſein müſſe, und wirklich ſahn wir ſie auf der Anhöhe mit der Großfürſtin Alexandrine und Marie kommen. Wir konnten nicht mehr ausweichen und ſie winkte uns. Wir mußten mit ſpazieren gehn. Ich hatte Gelegenheit mit der Großfürſtin Marie zu ſprechen und ihren zarten Verſtand und richtigen Takt zu bewundern. Es ſchien ihr zu gefallen, was ich von Weimar und dem Erbprinzen erzählte. Die Kaiſerin frug mich nach demſelben, und ich erzählte von ſeiner einfachen Erziehung, wie unſchuldig und rein ſein Herz ſei. Au nom de Dieu, ſagte ſie, gardez lui cette pureté et innocence, et il est sûr de plaire ici, comme ... nous lui bientôt. Sie gab mir die Unſchuld des Prinzen auf die Seele. Die Großfürſtin ſei vortrefflich, verlange aber auch einen vernünftigen Mann. Sie fragte mich, wo er wohl hinreiſen würde, „die Univerſitäten und manche Städte ſind ſo verderblich.“ Ich verſicherte, daß dieſes erſt künftig beſtimmt werden würde. Die Kaiſerin ſagte mir noch, daß ſie hoffe, die Herzogin werde ihr manchmal ſchreiben und Nachricht von ihrem Sohne geben. Sie ſagte: „Wenn dieſe Heirath zu Stande kommt, das heißt, wenn ſich die beiden jungen Leute gefallen, ſo iſt es ein

wahres Glück für Marie ſolch eine Schwiegermutter zu finden.“ Die Frau von Lieven ſagte mir des Abends: „Es iſt ein Glück für die Herzogin eine ſolche Schwiegertochter zu bekommen.“

Auerſtädt, 5. Juli 1803 um 7 Uhr.

Es iſt mir etwas leichter, aber das Herz brach mir, als ich Dich liebſtes Kind, verließ.* Mein Rheumatismus hält ſich gut, ich ſpüre wenig oder gar nichts mehr. Ich habe die Überzeugung Dich wohl und vergnügt wieder zu treffen. Und Du, lieber Adolph, ich gab Dir noch ein Küßle, Du wachteſt nicht auf und es war mir lieb, denn der Abſchied wäre mir noch ſchwerer geworden, wenn ich Dich hätte weinen geſehn. Lebt wohl lieben Kinder! Gib recht auf Adolph acht, er kränkelt und ſchwankt. Die Reiſe, Bauerbach und eine nahrhafte Lebensweiſe werden ihm ſchon helfen. Herzlich küſſe ich Euch. Adieu, Adieu! W.

Lieber Adolph.

Lange habe ich nichts von Dir gehört, wir ſind aber auch gar zu weit von einander entfernt. Wie würde ich mich freuen, wenn ich Dich um mich hätte. Du würdeſt unter meinem Fenſter am Meere ſpielen, die Waſſer hoch in die Luft ſpringen und auf dem Wege die Koſaken und Küraſſire

---

* Zur dritten Reiſe nach Rußland, jetzt mit dem Prinzen, nachmaligem Großherzog Carl Friedrich.

des Großfürſten Conſtantin auf prächtigen Pferden reiten ſehn. Das will ich Dir Alles erzählen, wenn ich nach Hauſe komme. Geſtern fielen mir die kleinen italieniſchen Püppchens in die Hände, wenn Deine kleinen lieben Fäuſtchen drinne ſtäken! dachte ich. Grüße Herrn Dänſtedt und die Schwenken und wen Du ſonſt ſiehſt und lieb haſt. Gib der Mama ein Küßchen, daß ſie gut mit mir iſt.

Peterhof, 11. Aug. 1803. Wolzogen.

Petersburg, 18. Aug. 1803.

Geſtern Abend ließ mich die Kaiſerin in ihr Zimmer rufen und ſagte mir, daß ſie mit dem Prinzen ſehr zufrieden ſei, und daß ich ſogleich in die Stadt fahren möchte, um mit dem Reichskanzler die nöthige Einleitung zur Heirath zu machen. Der Prinz ſoll morgen förmlich um die Hand der Großfürſtin anhalten und wird vielleicht heute noch General-Leutenant mit einem Regiment und erhält die Ruſſ. Orden. Er gefällt allgemein. Ich muß aber auch ſagen, daß er ſich hier ſehr gut benimmt, er iſt ganz anders und beträgt ſich mit viel Anſtand. Es macht mir ſehr viel Freude, daß dieſes Geſchäft glücklich zu Ende gebracht wird, ob ich gleich noch viele Mühe haben werde. Gegen 2 Uhr habe ich die Conferenz mit dem Grafen Worongof und dann fahre ich ſogleich wieder nach Peterhof. Deinen Brief erhalte ich ſo eben — es iſt alles gut, liebes Kind, daß ich jetzt beßre Nachrichten von Dir habe. Wie freue ich mich, daß Du und Adolph wohl biſt! Herzlich küſſe ich Euch. W.

Peterhof, 28. Aug. 1803.

Es iſt ſo warm, daß man der Hitze zu entfliehn ſucht, in unſerm Quartier in Monplaisir am Meer iſt es noch am kühlſten. Nebenbei iſt ein Saal, rechts und links mit Kabinetten, in dem einen ſteht noch das Bett, in dem Peter I. ſchlief, ſeine Meuble, ſein Theegeſchirr. Mit unſerm Geſchäft geht es noch ganz gut, ich lehre unterdeß Weimar in ſeinen wahren Verhältniſſen kennen, daß man ſich darnach richten kann und nicht mehr erwartet, als man findet. Viel wiederhole ich, daß es allein von der Großfürſtin abhängt dort ſo glücklich zu ſein als möglich, und dazu gehöre nur eigner Wille. Ich geſtehe, daß ich mich warm für ihr Glück intereſſire, ſie verdient es in vieler Betracht. Sie iſt gar liebevoll und vernünftig. Adieu liebes Kind, küſſe Adolph herzlich.

W.

Mit Deinem letzten Brief, lieber Adolph, bin ich ſehr wohl zufrieden, und ich danke Dir, daß Du ſo fleißig biſt. Wenn ich Dich wiederſehe, hoffe ich viele Freude zu haben an dem was Du unterdeſſen gelernt haſt. Wir leben noch immer auf dem Land und werden von den Leibhuſaren bewacht, die prächtig ausſehn. Ihre Uniform iſt roth und die Officiere haben bei der Parade Tigerdecken über die Schultern hängen. Wenn ich Dir nur ein hübſches Koſaken-Pferdchen zuſchicken könnte, mit dem könnteſt Du in einem Tage von Bauerbach bis Weimar, denn dieſe Thiere ſind unverwüſtlich. Adieu lieber Adolph, küſſe herzlich die Mama. Wolzogen.

Gatſchina, 13. Nov. 1803.

Geſtern Abend kam der Kammerherr von Backien heraus, um von der Kaiſerin-Mutter abgefertigt zu werden. Es war noch Cirkel, er dauerte bis 11 Uhr, und nichts anders als daß man auf Stühlen mit Stock und Hut in der Hand um einen Arbeitstiſch herum ſitzt, auf dem die Damen Canevas ausfüllen und ſticken. Du kannſt Dir leicht vorſtellen, liebes Kind, wie mir dabei zu Muthe iſt, und dieſes iſt beinahe alle Abende von 8—11 Uhr mein Loos. Sobald ich nach Hauſe kam, nahm ich Dein Werk vor und hörte nicht auf, bis ich damit fertig war. Die Augen thaten mir vom kleinen Druck weh. Es iſt gar ſanft und zart was Du ſchreibſt und hat mich ſehr gefreuet. Es iſt das Bild meiner lieben Caroline. Ich konnte doch den Gedanken nicht unterdrücken, daß in Deiner ſchönen reinen Seele ſich ein Gefühl des Haſſes und der Rache nährt gegen .... Du weißt was ich ſagen will, was mit Deinem Weſen in Widerſpruch ſteht. Ein einziger Punkt auf einer ſchönen weißen Fläche irrt gewaltig. Sie haben es verdient, ich weiß es wohl, aber es betrübt mich doch ſehr, dieſen einzigen Mißklang in Dir wahrzunehmen. Kannſt Du es, liebes beſtes Kind, nicht über Dich gewinnen —? „Gewiſſe Gemüther ſind nur zu ganz reinen und ſchönen Verhältniſſen geboren," ſchreibſt Du, — wie wahr ſprichſt Du von Dir ſelbſt. Sollte dieſes reine und ſchöne Verhältniß durch die Kleinheit Anderer getrübt werden können? Verzeih mir wenn ich ſo ängſtlich darüber ſchreibe. Dieſes Nachgeben und Nichtbeherrſchen einer ſchwar-

zen, wenn auch gerechten Idee, die bei Dir feſt iſt, verbittert mir manche Stunde, die ich mit Dir glücklich durchleben könnte. Es iſt mein einziger Kummer, den ich gegenwärtig habe und die Ausſicht in die Zukunft wird mir dadurch trübe.

Von meinen Projecten weiß ich Dir nichts zu ſchreiben. Du weißt, liebes Kind, daß ich ein Spiel des Zufalls und des Glücks bin. Meine Verbindung mit Dir iſt der größte Beweis davon. Höchſtens kann ich den Zufall leiten, wenn es auf eine einfache Weiſe geſchehn kann. Ich denke es ſoll Alles gut gehn, und die Weiſe, wie man hier mit mir umgeht und auf mich rechnet, gibt mir die gegründete Hoffnung. Ich ſchicke Dir hier eine eiſerne Kette, es war die einzige die ich jetzt bekommen konnte, auch Pommes de Thibet. Auf dem Grund der Schachtel wirſt Du 100 Ducaten finden. Benutze ſie Deinen Aufenthalt in Dresden zu verlängern. Adieu liebe Caroline, erhalte mir Deine Liebe und Dein Herz — ungetrübt. W.

Petersburg, 2. März 1804.

Dein Brief vom 15. Febr. hat mich ſehr beruhigt, ich weiß nicht, warum ich eine ſo ſchreckliche Angſt hatte, aber es war als ſähe ich Dich oder Adolph in dem größten Leiden. Gottlob, daß dieſe Ahnung falſch war. Ich bin begierig, was meine Briefe in W. für einen Effect hervorgebracht haben; ich mußte die Wahrheit, obgleich mit aller Ehrerbietung ſagen und mich der jungen Herrſchaften annehmen. Die Großfürſtin muß freie Dispoſition ihres Vermögens

haben, dieſes iſt im Contract beſtimmt, und haben die Mecklenburger anders gehandelt, ſo war es falſch und undelicat. Der Großfürſtin muß man beiſtehn und ihr helfen, denn ſie iſt jung und unerfahren und verdient jede Rückſicht, daß man ihre Lage ſo glücklich als es die Umſtände erlauben macht.

Herr Böttiger hat hieher geſchrieben, ich ſei ſein Todfeind, weil er keinen Ring für die Sabinerin* von der Kaiſerin-Mutter erhalten. Grade in dieſem Fall habe ich ihm Dienſte geleiſtet, aber die Urſache iſt wohl, weil indecente Sachen darin vorkommen, und dann weil die Kaiſerin von einem Buchhändler ein Exemplar erhielt, wo keine Dedication darinnen war. Man ſagte mir einmal: je crois que ces messieurs ne mettent la dédicace, que dans l'exemplaire qu'ils m'envoyent. Ich glaubte damals es ginge auf Herder's Buch, das auch übergeben worden, es war aber, wie ich nachher erfuhr, Böttiger gemeint. Du kannſt dieſes Herder ſagen.** Küſſe Adolph. Es iſt mir lieb, wenn Dich das, was ich Dir ſchickte, freute. W.

Petersburg, 15. März 1804 früh ½5 Uhr.

So eben komme ich von einem Ball bei einem Kirgiſiſchen Fürſten, General Bangration her, der ein artiges leichtſinni-

---

* Sabina, oder Morgenſcenen einer reichen Römerin. Leipzig, 1803.

** So hat man damals in Petersburg noch nicht gewußt, daß Herder am 18. Dec. 1803 geſchieden war! oder der Hofmann hat es vergeſſen.

ges Weibchen hat und in dem letzten franzöſiſchen Krieg ſich in der Ruſſ. Armee außerordentlich hervorgethan hat. Der Prinz war auch da, um 3 Uhr ſetzte man ſich erſt zum Abendeſſen. Ich ſpielte Boſton, verlor 30 Ducaten, amüſirte mich faſt ſo gut wie es Ennui und Verdruß erlauben. Es wäre Pappenheims Sache den Prinzen an ſolche Orte zu begleiten, wenn er aber nicht beſonders eingeladen durch Billet, geht er nirgend hin und Dein armer Alter muß bis 5 Uhr des Morgens wachen, ſein Geld verlieren und ſich bis in den Tod ennuyiren, da er keine verliebte aventure mit den charmanten verliebten Weibchens haben darf, noch will. Deinen Brief vom 24. Febr. erhielt ich heut früh. Laß mich machen, liebes Kind, ich will es ſo vortheilhaft einrichten, als ich kann. „So ſehr ich mich nach Dir ſehne — ſagſt Du — ſo wenig wünſchte ich Dich zu ſehn ohne daß Deine Verhältniſſe beſtimmt wären.“ Ich habe nur ein Verhältniß — zu Dir, — und dieſes iſt hoffe ich beſtimmt. Zutrauen will ich nicht durch Ränke erzwingen, das willſt Du ſelbſt nicht. Ich kenne jetzt auch die Menſchen von denen Du mir ſchreibſt. Die Großfürſtin wünſchte ich glücklich zu ſehn, ſie iſt gar zu gut. Soll ich mich mit Hund und Katzen herumbeißen? ich kann es nicht. Du kennſt meine Lage nicht, und meine Individualität iſt nun einmal ſo. Betrügen will ich mich nicht laſſen. Ich weiß recht wohl, was ich zu erwarten habe, ich habe bis jetzt Alles gethan was in meinen Kräften ſteht und mehr noch als mir zukommt. Vorzuwerfen habe ich mir nichts, haben mir Andere nichts. Aber Dank-

barkeit zu erzwingen ist unmöglich. Meine Verhältnisse werden sich von selbst bilden, ich gebe den Stoff dazu her aufrichtlich und rechtlich. Ich kenne mich und die Menschen besser seit ¾ Jahren, mich besonders. Gute Nacht, liebe Caroline — denke der alten Zeiten, wenn ich Dir jetzt nicht ganz genug thue. Küsse Adolph.

Petersburg, 19. März 1804.

Jetzt ist die Fastenzeit angegangen, wie froh bin ich, daß die Zeit fortrückt. Ich fürchtete vor 8 Tagen sehr, daß wir dieses Jahr nicht zurückkehren würden, jetzt habe ich wieder Hoffnung, daß es früher geschieht. So wechseln trübe und frohe Aussichten immerwährend. Die Kaiserin hat viel Zutrauen zu mir und noch mehr die Großfürstin. Ich bin jetzt beinahe alle Abende von 6 bis 9 Uhr bei ihr und ihrer Schwester; nie gehe ich indessen hin, ohne daß es mir besonders gesagt wird. Wenn ich von einer Reise rede, so fällt die Großfürstin mir in die Rede: „nur nicht so lange ich in Weimar bin." Es scheint, meine letzten Briefe haben gute Wirkung hervorgebracht. Im Mai gehen wir wieder auf das Land nach Pawlofsky. Zeige mir doch immer meinen letzten Brief an, daß ich sehe, ob sie alle richtig ankommen. Diesen sende ich mit einer sichern Gelegenheit nach Königsberg. Ich hätte beinahe Lust das, was ich hier für Präsente erhalte, in die Bank zu legen, es ist auf diese Art gleich untergebracht, macht kein Aufsehn und ich erhalte 5 p. C. und sicher ist es auf alle Fälle. Was meinst Du dazu! Bei

allen Unruhen in Deutſchland iſt man doch einigermaßen auf dieſe Art gedeckt. Du wirſt doch wohl unſern Garten vermiethen und das nöthige Holz auf künftigen Winter anfahren laſſen. Ich liebe Anſtalten zu treffen, die mich auf den künftigen Aufenthalt in Deutſchland, auf das Leben mit Dir hinweiſen. Was macht Adolph? Wie freue ich mich ihn groß, ſtark und fleißig zu ſehn. W.

Petersburg, 31. März 1804.

Wie viel Freude es mir macht den letzten des Monats zu ſchreiben, würdeſt Du Dir in andern Verhältniſſen, z. E. in den meinigen leicht vorſtellen können. Nenne mich immer leichtſinnig über rapports, die Dein Verſtand ſchafft und die mir der Zufall nicht in den Weg wirft um ſie aufzuheben, denn liegen laſſe ich gewiß nichts. Was Du mir ſchreibſt wegen Dresden, wegen Caſſel, ſteht im Widerſpruche mit meiner hieſigen Exiſtenz. Ich wiederhole es, unſere Exiſtenz iſt précaire und ohne Beſtand, ich wollte wir könnten mit Ehren und Vortheil davon loskommen. Meine Verdienſte ſind in dieſer Sache unmittelbar gering, mittelbar vielleicht wichtiger. Bete für uns, daß wir bald zurückkommen, denn oft bin ich der Verzweiflung nahe, wenn ich denke, daß ich noch ſo lange von Dir entfernt ſein ſoll. W.

Petersburg, 14. April 1804.

Noch iſt der Fluß ſo feſt, daß man darüber geht, aber in den Straßen und auf den Dächern iſt der Schnee weg, auf dem Felde liegt er noch. Die Sonne iſt warm und der Himmel heiter, ſchon bis 8 Uhr bleibt es Tag. Alles verkündigt das Frühjahr und den letzten Sommer, den ich von Dir, liebes Kind, entfernt leben muß. Wie lange wird mir noch die Zeit bis dahin und wie viele Stunden, Tage, Wochen liegen noch dazwiſchen. Ich vermuthe, daß unſere Hochzeit gegen den letzten Juli iſt und wir ſodann zu Ende Auguſt uns auf die Reiſe machen, auf der wir immer 4—5 Wochen zubringen werden.

Eine lächerliche Nachricht kam unlängſt von Dresden hier an: Schiller, Schlegel, Tiek ſeien katholiſch geworden.

Valérie habe ich geleſen, es iſt rhapſodiſch intereſſant durch einzelne Wendungen, Züge, Gedanken, Empfindungen, Erfahrungen, aber das Ganze will mir nicht gefallen, der Charakter einer ſklaviſchen Nachahmung macht es ſchwach und die Unnatur in dem jungen Menſchen, in der Frau, in dem Mann, der unenergiſch verliebt, die nichts merkt, der blind iſt, die widerwärtige Auflöſung durch eine craß beſchriebene Schwindſucht, — wie die Krüdener Alles par boutade macht, ſo iſt es auch in ihrem Roman. Auf Wilhelm Tell freue ich mich ſehr. Dieſen letzten Monat in der Stadt will ich noch zubringen mit Beſehung der Kunſtwerke in der Eremitage und bei Particuliers. Die geſchnittenen Steine machen mir noch immer vieles Vergnügen und ich habe ſchon einige die

nicht ſchlecht ſind. Geſtern war die Kaiſerin in Pawlofsky und ſagte, ſie habe meine Zimmer beſehn, wo ich mit dem Prinzen logiren würde. W.

Petersburg, 28. April 1804.

Deinen Brief ohne Datum, wo Du von einer Zuſammenkunft ſchreibſt, habe erhalten. Den 1. Juni reiſe ich auf die Grenze, wo ich aber mich nicht lange aufhalten kann, weil die Hochzeit im Juli iſt und unzählige Präparatorien dazu nöthig ſind. Wie unendlich hätte es mich gefreut, Dich und Adolph zu ſehn, aber unter dieſen Umſtänden, bei dieſer Entfernung und koſtbaren Reiſe, ſelbſt in der bewußten Geſellſchaft hätte ich nicht den Troſt Dich ruhig und ungeſtört zu beſitzen. Ich hoffe noch immer, daß wir alle dieſes Spätjahr in Weimar eintreffen. Sollte es aber nicht ſein, ſo komme ich wenigſtens ganz gewiß. Ich habe einen harten Stand hier, das weiß Gott, und wenn ich nicht wüßte, daß ich an Deiner Seite Ruhe und Zufriedenheit wieder fände, ich würde ihn bald zu ändern wiſſen. Ich kann viel tragen, und muß viel tragen, um unſerer Exiſtenz willen; aber daß es leichter werde, iſt mir doch zu wünſchen. Ich ſchreibe Dir jedesmal in der Stimmung, in der ich mich befinde, und nicht immer iſt der Himmel heiter über mir. Ich freue mich ſo kindiſch auf jede Zeile, die ich von Dir erhalte, aber oft, ich leugne es nicht, machen mich Deine Briefe traurig; da ſie mich beunruhigen und aigriren, und ich doch nicht kann was Du wünſcheſt. Ich habe die ganze Nacht wieder einen Auf-

ſatz gearbeitet, den ich ſo eben oben hinauf ſchicke. Nur die Ausſicht, Dich bald wieder zu ſehn und an Deinem Halſe alle finſtern Stunden zu vergeſſen, die ich hier durchlebt habe, läßt mich der Stimmung nicht unterliegen, die durch nichts erheitert wird. Wie freue ich mich auf Adolph, der iſt ruhig und weiß von Allem nichts, was ſeinen armen Vater beinah zu Boden drückt. Küſſe ihn herzlich und freue Dich ſeiner.

W.

Petersburg, 1. Mai 1804.

Seit einiger Zeit bin ich von einem unglücklichen Humor, der ſich in meinen vier Wänden nur deſto mehr äußert, je mehr ich ihn im öffentlichen Hof-Cirkel unterdrücken muß. Nichts geht vorwärts — — —. Aus meiner Reiſe, die ich verſchiedener Urſachen halber ſehr gewünſcht hätte, wird ſchwerlich etwas. „Ich muß es Ihnen rund abſchlagen," ſagte die Kaiſerin, nachdem man es ihr vorgebracht hatte, und ich habe weiter keine Erklärung herbeiführen können, da ich ungefähr weiß, was man mit vielem Schein von Recht antworten wird. Ich habe mir vorgenommen alles leichter zu nehmen, mit aller Anſtrengung kann man die Zukunft nicht lenken, die Menſchen nicht ändern, und der Moment muß nun entſcheiden. Wer die Verhältniſſe hier nicht kennt, kann nicht über unſere Lage urtheilen, der ſechſte Sinn, der Tact, iſt noch nicht in's Reine gebracht, und was man durch ihn erfährt, kann man nicht mittheilen. Ich hätte gern mit dem Herzog geſprochen, im Ausland iſt er traitabler, doch habe

ich auch Voigt meine Meinung unverholen gesagt, und Andre haben es auch nicht unterlassen. In Ansehn meiner dreht es sich um die Furcht, die der Herzog über das Zutrauen hat, so man hier in mich setzt, und nur durch dieses Zutrauen kann ich ihm und der Großfürstin wahrhaft nützlich sein. Stößt er dieses um, so bereiten sie sich Schaden und unzähligen Verdruß. Dieses sehn sie oft ein, daher das Schwankende in ihren Entschließungen. Voigt ist an einigen Orten garstig angelaufen, besonders hat ihm die Gräfin Lieven die Wahrheit über des Prinzen Erziehung und über meine Feinde in Weimar derb gesagt. Unlieb ist es mir nicht, daß er hier war, er ist doch rühriger als die andern Schlafhauben und Hochmuthsriesen, so ich um mich habe. Der heitre Himmel und die wohlthätige Wärme führt uns dem Ziel immer näher. Möchte ich bald an Deiner lieben Brust Alles vergessen was mich hier oft in Verzweiflung bringt.

Pawlofsky, 25. Mai 1804.

Heute gehe ich in die Stadt, um eine Conferenz über die Reise-Equipagen zu halten, auch muß ich allerhand Anstalten treffen, um der Gräfin Henkel die Tausend Dukaten, so ihr der Kaiser zur Hieherreise angewiesen, auszahlen zu lassen. Diese Anstalten machen mir desto größeres Vergnügen, als sie zum Ziel führen. Es hat einen großen Klatsch hier gesetzt, man sagt von einer Dame aus Weimar, die an die Gr. L. geschrieben. Wer war bei Euch und wer kann es sein? Mit Fleiß habe Voigt umständlich davon geschrieben, damit

ſie wiſſen, woher die guten Nachrichten kommen. — Die Periode Pojarski und des falſchen Dimitri ſind entfernter von einander; ich wähnte ſie näher. Ein Ruſſe, Sumarokow hat ebenfalls einen falſchen Dimitri gefertigt, ſeine übrigen Schauſpiele ſind in das Franzöſiſche überſetzt, aber nicht dieſes. Vielleicht erfahre ich noch das Moment der Handlung.

---

2. Juni 1804.

Mit was für Vergnügen ich wieder einen neuen Monat ſchreibe, der mich Dir näher bringt, kannſt Du Dir denken. Noch 3½ Monat und wir ſind an unſrer Abreiſe. Unterdeſſen gibt es noch viele Arbeit, ſie wird mir aber um deſto leichter, da ich ſo ziemlich klar in alle Verhältniſſe jetzt hinein ſehe, die mich umgeben. Pläne für die Zukunft kann ich nicht entwerfen, weil ich nicht weiß, wie ſelbſtändig ſich eine gewiſſe Perſon geriren wird. Iſt Charakter und Feſtigkeit da, ſo iſt die Ausſicht erfreulich, denn man iſt von meiner Anhänglichkeit und von meiner Denkungsart genau unterrichtet. Man verſichert mich, daß ich von den Ruſſen ſowohl als bei Hofe ſehr geachtet würde und daß mir der Weimariſche Hof den glücklichen Erfolg der Heirath ganz allein zu danken habe. Es iſt mir lieb wegen des Prinzen, aber vergrößert auf der andern Seite meine Verbindlichkeit Alles anzuwenden, daß die Großfürſtin auch glücklich werde.

Wegen der Mecklenburgiſchen Herrſchaften iſt jetzt hier großer Lärm. Man ſagt hier allgemein, die Erbprinzeſſin habe den ganzen Herzogl. Hof ernähren müſſen, ſie habe

müſſen gegen 75000 Rubel zur Haushaltung geben; (bei uns haben ſie viermal ſo viel gefordert als Schillers Karl alt iſt) obgleich Erſteres nicht ganz richtig iſt, ſo ſieht man doch, wie nöthig es iſt eine getheilte Wirthſchaft zu haben, — ſelbſt für das Intereſſe des Herzogs. Es iſt ſonderbar, daß man die Menſchen ſelbſt zu denen Verhältniſſen, die ſo klar in ihrer intereſſirten Natur liegen, zwingen muß. Wir gehn heute in die Stadt und bleiben morgen, weil des Großfürſten Conſtantin Namenstag iſt. Heute erwarte Briefe von Dir. Schicke mir mit Gelegenheit, aber vergiß es nicht, die Porcellan Vaſe, wo der Kaiſerin Großmutter darauf iſt, vielleicht kann ich Gebrauch davon machen. Das ſchöne Wetter, die Landluft, das friſche Grün, die Annäherung unſrer Jubelzeit, Alles dieſes wirkt wohlthätig auf mich und ich fühle mich geſund und ſtark. Adieu, lieben Kinder, ſchreibt mir umſtändlich, wie es Euch geht. Küßt Euch unter einander in meinem Namen. W.

Petersburg d. 3. Es regnet und iſt unfreundlich, deſto unfreundlicher, da auf der Poſt keine Briefe von Dir.

III.

Briefe Lottchens von Lengefeld, nachmals Frau v. Schiller

an Wilhelm v. Wolzogen.

Vevay, 30. Juni 1783.

Sie können aus der Eilfertigkeit, womit ich Ihnen antworte, ſehen, lieber Vetter, wie viel Freude mir Ihr Brief verurſachte. Heut früh erhielt ich ihn, und ich ſage Ihnen herzlichen Dank. Ihr Andenken freut mich ſehr, und ich habe Urſache, Ihnen das Unrecht, welches ich Ihnen ſchuldgab, abzubitten. Sein Sie verſichert, daß ich recht warmen Antheil an Ihrem Schickſal nehme, o wie ſo gern möchte ich Ihnen helfen, entſagte gern einem Theil meiner Freuden, die ich hier finde, um Sie froh zu wiſſen. Nichts bleibt übrig als die Hoffnung, die leider zuweilen eine traurige Tröſterin iſt, wenn man zu lange nach ihr ſchon geſucht hat. Aber einmal muß es ſich doch ändern. Auch ich hoffte lang vergebens von Rudolſtadt weg zu kommen, viele frohe Ausſichten zeigten ſich mir, ſie ſchwanden zuweilen alle, bis endlich dieſer Plan gelang, der mir unendlich viel Freuden ſchon ſchaffte. Der Reiſe bin ich auch Ihre Bekanntſchaft ſchuldig. Ich denke

recht oft nach Stuttgart, an Sie, an Ihre lieben Brüder, ich hoffe Sie zweifeln nicht daran, ich ſage nicht gern, was ich nicht wirklich denke. Schreiben Sie mir nur recht oft und viel; es wird mir ein liebes Geſchäft ſein Ihnen zu antworten.

Mit meinem Aufenthalt hier bin ich recht zufrieden; die Lage von Vevay kennen Sie wohl ſchon durch die Beſchreibung. Es gibt viele artige Perſonen hier, der Ton iſt gar hübſch und würde noch weit mehr nach meinem Geſchmack ſein, wenn nicht die Damen das Spiel ſo liebten; ich ſpiele nicht gern und ziehe eine Unterhaltung vor. Man muß ſich indeſſen nach dem Ton der Geſellſchaft richten, und überall iſt ja das liebe Spiel eingeführt.

Geſtern haben wir eine Spazierfahrt auf dem See nach Clarens gemacht. Es iſt herrlich, wie gerne brächte ich einen Theil meiner Tage dort zu. So ſchön iſt's dort, doch leider keine Spur von all' den ſchön angelegten Plätzen, die Rouſſeau ſchildert. Es war mir traurig, als ich an's Land ſtieg, daß ich nicht glauben konnte, Julie und St. Preux hätten wirklich exiſtirt; ich glaube, ich hätte mich ſonſt gar nicht von dem Orte trennen können, ſo nah iſt er meinem Herzen. Aber Sie werden dies Alles einſt ſelbſt ſehen, und werden ſich hoffentlich auch unſerer dann erinnern, werden denken, daß wir uns dort freuten. Aber ich muß Ihnen auch von dem lieben guten Lavater erzählen, ſo gut kann man ſich niemand denken, er iſt ein Engel! o wie ſo warm wir ihn alle lieben, können Sie kaum glauben. Drei Tage waren wir in

Zürich, und ich habe ihn doch 5 Mal gesehen und jedesmal war er mir theurer. Er hat uns seine Silhouetten und Bücher, die er selbst geschrieben, gegeben, wie mir das so schätzbar ist, können Sie glauben. Er erzeigte uns so viel Freundschaft, daß ich mir wirklich schmeichle, er liebt uns auch. Ich kann nicht begreifen, wie es Menschen geben kann, die ihn nicht lieben, die seiner spotten. Sie haben ihn auch gesehen, nicht wahr? Seine ganze Bildung, jede seiner Bewegungen nimmt für ihn ein. Seine Frau war eben krank, sonst hätten wir noch mehr seine Gesellschaft genossen. Überhaupt gibt's in Zürich gar zu gute Leute, der Ton ist so offen so herzlich, der Abschied hat mir viel gekostet. Aber es ist unser Loos im menschlichen Leben, man findet sich, und gleich darauf folgt wieder Trennung. Bern ist schön, man hat uns viel Höflichkeiten erzeigt, aber den Züricher Ton vermißte ich gar sehr. Und je näher man der französischen Schweiz kommt, desto mehr verliert sich der offne Ton. Die Einwohner sind schon mehr von den Sitten ihrer Nachbarn angesteckt, die für das gesellschaftliche Leben angenehm sind, aber den Umgang für's Herz kann man bei ihnen nicht finden. In Zürich haben wir einen jungen Menschen angetroffen, der in der Akademie war, er heißt Rieder und ist aus Winterthur; daß ich gleich fragte, ob er Sie kannte, mein guter Vetter, können Sie sich einbilden. Aber da schlägt's 11, schlafen Sie wohl, ich schließe den Brief noch nicht, ich konnte nur heute der Versuchung nicht widerstehen, mit Ihnen zu plaudern. Deßwegen fing ich so bald an. Was mögen Sie wohl jetzt machen? Ich kann es

errathen, Sie ſitzen und leſen, haben ſorgfältig die Thüren verwahrt, daß kein Argus Sie entdeckt, nicht wahr, lieber Vetter. Aber ich vergeſſe, daß ich Ihnen ſchon einmal gute Nacht gewünſcht habe.

2. Juli.

Ich habe mir vorgenommen, Ihnen recht viel zu ſchreiben, lieber Vetter, da komme ich nun immer wenn ich ein wenig Zeit habe. Wir haben die Zeit her ganz ſonderbares Wetter gehabt, faſt lauter Nebel, und am Abende ging die Sonne blutroth unter, viele befürchten eine Erderſchütterung. Daß mir nicht wohl dabei wäre, iſt leicht zu vermuthen, indeſſen ſind wir ja überall auf der ſchönen Erde, und entgehen nie unſerer Beſtimmung. Geſtern machten wir einen herrlichen Spaziergang. Ich verſetzte mich in Gedanken zu Ihnen, es war halb 7, da muß der gute Vetter ſich eben zum Eſſen arrangiren, und es iſt ſo ſchön, dachte ich, doch ſtille — ich hatte mir vorgenommen, Ihnen nichts von meinem Mißvergnügen, das ich für Sie mit fühle, merken zu laſſen. Aber der Gedanke war mir empfindlich. Doch immer kann's nicht dauern, iſt mein Troſt. Sehen wir Sie auch nicht dieſes Jahr an den Ufern des Genfer Sees, ſo hoffe ich doch ganz gewiß kommendes Jahr Sie bei uns in dem ſtillen, friedlichen Saalthale wieder zu ſehen. Unſre Gegenden ſind auch herrlich, freilich nicht ſo im großen wie die Schweizer, aber doch auch gar lieb. Und dann beſuchen wir alle unſre Lieblingsplätze mit Ihnen. Mir geht's ſo, wenn ich Fremden die Schönheiten unſerer Gegend zeige, ſo empfinde ich's immer

wieder mit. Letzt bewunderte ein Fremder die ſchöne Lage von Vevay und ich freute mich ſo herzlich darüber, als ob ich's auch zum erſtenmale ſähe. Doch da muß ich mich ſchon wieder von der angenehmen Unterhaltung mit Ihnen rennen, alſo adieu, lieber Vetter.

3. Juli.

Ich muß jeden Augenblick mitnehmen, um recht weitläufig ſchreiben zu können. Ich habe ſo gern recht lange Briefe, daher ſchließe ich von mir auf andre und denke, alle Perſonen haben ſie gern. Sehen Sie, lieber Vetter, ſo denke ich auch bei Ihnen, und um recht große Briefe von Ihnen zu haben, mache ich den Anfang. Schreiben Sie mir ſo oft Sie wollen, ſo oft Sie einige müßige Augenblicke haben, wenn Sie ſie nicht beſſer anzuwenden wiſſen. Ich ſchreibe nie meine Briefe ab, ſondern ſchreibe hin, was mir vorkommt, ich kann das Conceptmachen nicht leiden, es iſt ſo gezwungen, ſo ſteif. Sie werden alſo verzeihen, wenn ich zuweilen undeutlich ſchreibe. Ich wünſchte recht ſehr bald Nachricht von der guten Lotte zu haben, Sie muß ſich nicht einbilden, wie nah ſie meinem Herzen iſt, ſonſt hätte ſie längſt geſchrieben. Wir ſind heut auf ein Landhaus gebeten, dieſes iſt gar angenehm, daß ſo viel Landhäuſer in der Gegend ſind, im Sommer iſt ein großer Theil der Einwohner abweſend, die Landhäuſer ſind aber nicht weit von der Stadt, da gibt's denn oft kleine Partien, die ich ſehr gern habe.

Darf ich Sie wohl bitten, lieber Vetter, mir Ihre und Ihrer lieben Brüder Silhouette zu ſchicken? Laſſen Sie ſie

nur auf recht dünnes Papier machen, Sie werden uns alle erfreuen, auch ihrer Lotte Silhouette möchte ich haben. Und nun leben Sie auch wohl, mein guter Vetter, verzeihen Sie meinen langen Brief und mein Geschmiere. Ich kann noch niemand hier finden der gute Federn schneidet, also schmiere ich gar sehr. Und meine Dinte, ohngeachtet der Kaufmann mir heilig versichert hat, sie wäre von Paris, ist gar herzlich schlecht. Nun leben Sie noch einmal wohl und schreiben ja recht bald. Lotte v. Lengefeld.

N. S. Ich komme noch einmal wieder, lieber Vetter, meine Mutter hat mir viele Empfehlungen an Sie aufgetragen, Sie würden ihr viel Vergnügen mit Ihrem Briefe machen. Sie selbst hat heut schreiben wollen, aber es haben sich unvermuthet Geschäfte gefunden, die sie daran verhindert. Schreiben Sie ja recht, recht bald wieder, ich bitte gar schön darum.

[Rudolstadt] 1. April 1786.

Guten Morgen, lieber Vetter, wie geht es Ihnen heute? ich hoffe gut. Gestern erhielten wir Ihren Brief durch den Fuhrmann. Danken Sie dem guten Mädchen, das gleich so gütig war, ihre Musik uns zu überlassen, doch recht schön in meinem Namen. Äußerst neugierig (dies ist ja wohl natürlich, da man es uns allen so oft vorwirft) machten uns die ausgestrichnen Verse auf dem Blatt. Das Kleine half treulich mit zu untersuchen, aber vergebens. Schreiben Sie mir mehr vom guten Mädchen, sie interessirt mich. — Nicht wahr,

nun ſind Sie wieder gut, lieber Freund? Eigentlich weiß ich nicht, wer Urſache gehabt hätte, böſe zu ſein, denn von Ihrer Seite dauerte es eben auch nicht eine kurze Zeit, ehe wir etwas von Ihnen hörten. Wir ſind alle ſo ganz wohl, zuweilen kleine Unbehäglichkeiten abgerechnet. Aber wo ſind die nicht? Ich bringe jetzt die mehrſte Zeit bei dem Wochenbette unſrer Mandelslohe zu, die eine kleine liebe Tochter hat. Früh leſe, zeichne ich. Gewiß haben Sie den Bonnet geleſen? Wo nicht, ſo ſuchen Sie ihn zu bekommen. Seine Palingénésie philosophique iſt ſo ſchön und gibt einem mehr Freude an der ſchönen Natur, mir wenigſtens iſt der Gedanke ſo tröſtend, daß alles, der kleinſte Wurm ſich nach und nach erhebt, alles nach Vollkommenheit ſtrebt. Wie ſchön, unendlich ſchön iſt nicht die Welt, und wie groß der, der ſie ſchuf, der Millionen Welten ſchuf!

---

3. April.

So weit kam ich letzthin, wo ich unterbrochen wurde. So recht ausführlich hörte ich lange nichts, wie Sie lieber Freund, die Zeit hinbringen, was Sie vornehmen, und vor allen Dingen ob Sie recht zufrieden ſind? Artig wäre es, wenn Sie ſelbſt kommen könnten und meine Fragen beantworten. Was ſagen Sie dazu? — Daß Ihr lieber Bruder Carl in Preußiſche Dienſte geht, iſt mir nur ſo halb recht, denn ich weiß mir nichts Kläglicheres als Soldat zu ſein, zumal unter ſo ſtrenger Disciplin, wo man faſt die ſüßen Gefühle der Menſchheit erſticken ſollte, um für ſich ſelbſt glücklich zu ſein.

Aber wie traurig muß auch die Lage desjenigen ſein, der dies müßte, es könnte; es iſt, halte ich doch dafür, ſüßer an Andern Theil zu nehmen, und ſollte man auch mit ihnen leiden, als gar nichts zu fühlen, für nichts zu empfinden als für das liebe Ich.

Leben Sie wohl, lieber Vetter, der freundliche Tag ladet mich zu einem Spaziergange ein. Bald ſollen Sie eine Zeichnung von mir haben. Sein Sie immer recht froh, genießen Sie die Freuden, die ein gutes Schickſal über Sie verhängte, in vollem Maße, ich nehme gewiß, ſo wie wir alle, warmen Antheil daran. Lotte v. Lengefeld.

[Rudolſtadt, 1786.]

Meine Schweſter klagt über ihre Augen, trägt mir daher auf, den Brief zu ſchließen mit einer Bitte von ihr. Wir wollen uns ein Haus bauen, und es würde uns doppelt lieb ſein, wenn Ihre Gedanken darin wären. Alſo wenn Sie eine müßige Stunde haben, ſo machen Sie einen Riß. Das Haus ſoll 2 Etagen hoch ſein, einen Saal haben, der in der obern ſein ſoll, am Saale eine Stube, Kabinet und Kammer, auf der andern Seite eben ſo. Unten eine große Stube, 2 kleinere, 2 Kammern, eine Leute-Stube und Küche. Sie werden uns ein große Gefälligkeit dadurch erzeigen, lieber Freund. Meine Mutter grüßt Sie. Leben Sie wohl und geben uns bald ein Zeichen Ihres Wohlſeins, denn es däucht mir lange, daß ich nichts von Ihnen hörte. Lotte.

Rudolstadt, 25. October 1786.

Daß ich einmal wieder etwas von Ihnen hörte, lieber Vetter, war mir gar lieb. Empfangen Sie meinen Dank dafür. Sie sind also wohl? vergnügt? dies freut mich eben auch, und leben ruhig fort, da thun Sie wohl, wir Menschen müssen in der Lage, in die uns das Schicksal versetzt hat, ruhig bleiben, so lange es so gehen will, müssen immer auf unsere leidenden Mitmenschen sehen, und denken, daß sie gern das kleine Übel unsrer Lage trügen, so dünkt mir wird einem alles leichter. Es ist unbeschreiblich, wie viel Elend es in der Welt gibt. Je näher man die Menschen kennen lernt, je mehr findet sich dies. Freier Überblick muß einem recht lehren zufrieden zu sein. Habe ich nicht recht? Ich überließ mich jetzt so ganz meiner Feder und da konnte ich nicht wieder aufhören, Sie verzeihen also, lieber Freund, den Umschweif.

Fast möchte mich's verdrießen, daß Sie mir so für mein Andenken danken. Glauben Sie nicht, daß wir immer gern Ihrer denken? Unter Freunden sollte so etwas nicht sein. Sein Sie immer gewiß, daß ich Sie gern unter die Zahl meiner Freunde rechne, und warmen Theil an allem was Sie betrifft nehme. Wenn ich den Hofton hätte, so sagte ich: Ich recommandire mich ferner in Ihre Freundschaft. Was dies doch so platt klingt! — Sie wollen von hier, von uns wissen. Hier ist es wie sonst, die Menschen werden nicht klüger, also die Gesellschaft noch eben so uninteressant. Ich lebe wie gewöhnlich still. 11 Tage verlebte ich den Sommer auf dem Lande bei meiner Freundin von Stein, wo es mir

gar ſehr, ſehr wohl ging. Sie wollen, daß ich ausführlich ſein ſoll, ſonſt würde Sie dies alles wenig intereſſiren. Ich möchte, daß Sie's eben ſo machten.

Meine Berge ſehen ſchon wieder traurig aus. Ich fürchte mich immer vor dem Winter. Ich leſe noch viel, und erfreue mich jetzt wieder an Herders Geſchichte der Menſchheit; ich kann das Buch ſo oft leſen, mir wird ſehr wohl dabei, die Seele erhebt ſich. Auch im Plutarque leſe ich, ſo hoffe ich ſoll auch der böſe Winter angenehmer vergehen. Auch habe ich Hoffnung eine kleine Reiſe nach Weimar zu machen. Schreiben Sie mir auch von Ihren Lecturen. Auch Schubarts Gedichte habe ich geleſen, bin aber nicht ſo ganz davon zufrieden, zumal mit ſeinen geiſtlichen. Die ſich auf ſeine traurige Lage beziehen, gefallen mir am beſten, da fühlt man ſo ganz wie's aus dem Herzen kommt, und wird dadurch gerührt; das iſt meines Erachtens das beſte Lob für einen Dichter, wenn er rührt. Was helfen die vielen leeren Worte, der Eindruck, den ſie machen, vergeht bald, aber wo das Herz Nahrung findet, wird er tief.

Alſo wollen Sie ſo gut ſein und einen Riß machen, lieber Freund? Wir laſſen jetzt einen machen, der Ihnen zugeſchickt werden ſoll, da können Sie ſich eher eine Idee von Platz u. ſ. w. machen, und den Ihrigen darnach einrichten. So hätte ich's Ihnen ſchwerlich recht begreiflich machen können, ſobald der Riß fertig iſt, ſollen Sie ihn haben.

Ich habe Ihnen viel geſchrieben; leben Sie wohl, lieber Freund, und laſſen uns bald etwas von ſich hören.

Im Ernſt geſprochen, ſollen Sie nun bald eine Zeichnung von mir haben, ſie iſt eben in der Arbeit.

Lotte v. L.

Rudolſtadt, 11. Januar 1787.

Ich habe Sie in keinem Falle vergeſſen, lieber Vetter, und will nur kurz Ihnen meine Entſchuldigungen ſagen, bei dieſen halte ich mich nicht gern auf, es wäre dem Stolz meines Geſchlechts nicht angemeſſen. Ihnen ſchreiben wollte ich nicht eher als bis ich Antwort von Ihnen erhielt, wer hatte alſo da Urſache zu klagen? Einen Riß konnte ich nicht ſchicken, weil noch keiner gemacht iſt, und dann denke ich wird es auch hier wie bei ſo manchen andern in der Welt ein Luftſchloß bleiben, das ſo lange die Zuſchauer mit ſeinem Glanz in der Ferne erfreut, und zerrinnt, ſo bald es nahe kommt. Die Zeichnung iſt da, und ich warte nur auf den Fuhrmann. Dieſe hätten Sie ſchon lange haben können, denn ſie gehört meiner Caroline, da ich ihr aber jetzt eine andre gemacht habe, ſo habe ich mir dieſe zurückerbeten, um doch einmal mein Verſprechen zu erfüllen. Bei uns war es auch gar kalt, aber ich bin jetzt ziemlich mit dem Winter ausgeſöhnt, weil kein Schnee liegt, den habe ich ſo ungern, denn er blendet mich. Ich möchte daß Sie in dem neuen Jahr uns beſuchten, aber nicht auf ſo kurze Zeit, und auch ſoll Sie kein Schimmel und Schlitten von uns führen, denn Sie ſollen in einer mildern Jahreszeit bei uns ſein, daß Sie unſre blühenden Berge und die ſchöne blaue Saale recht

ſehen. Zwar iſt ſie auch ſchön, wenn das Eis ſie bedeckt, dies ſah ich geſtern wie die Sonne auf die Eismaſſen ihre Strahlen warf, es wehte mich Schweizerluft an, und es war mir wie in den Gletſchern. Iſt bei Ihnen das Geſchrei über Jeſuiten und Lavaters Hang zur katholiſchen Religion auch ſo groß? Daß er zum Pfarrer bei ſeiner Gemeinde iſt gewählt worden, iſt ein großer Beweis dagegen. Wenn der Einfluß, den man den Jeſuiten zuſchreibt, ſo groß wäre, und ſie nach und nach die armen Geiſter wieder mit ihrer Gewalt unterjochten, wäre nicht gut. Aber Nicolai und nach ihm viele Nachſchreier haben dies alles wohl zu arg gemacht, hoffe ich und glaube es auch. Gute Menſchen, zumal ſolche, denen ſo viele mit ganzem Herzen zugethan ſind wie Lavater, haben oft viele Feinde und Neider, zu denen geſellen ſich dann andre, die keinen kennen, und nur aus Parteiſucht ſich zuſammenrotten, und daher kommt manches nachtheilige Gerücht. Er wäre ein übermenſchliches Weſen wenn er keine Fehler hätte, und die gibt's doch nicht auf der Erde, aber nur ihm wird alles ſo angeheftet und ſo vieles angedichtet. Das iſt mein Troſt, daß Tugend faſt immer hier verkannt wird. Es gibt aber noch eine Welt, wo ſich unſre Herzen in einem wahren Licht zeigen, und wo keine leidenſchaftlichen Urtheile gefällt werden. Da wird ſich alles aufhellen.

In meinem lieben Stübchen iſt mir auch gar wohl. Jetzt fand ich in einem Briefe von Ihnen, daß Sie ſich beinahe über ſeinen großen Umfang aufgehalten hätten, da Sie aber ein eben ſo kleines haben, ſo verzeih ich's gern. Mir iſt

heimlicher in einer kleinen Stube, wenn ich allein bin, als in einer großen, da bilden ſich immer ſo wunderbarliche Ideen, die Schatten des Lichts formiren ſo verſchiedene Geſtalten, daß oft die Einbildungskraft mit dem Kopfe davon läuft, und und ich könnte glauben Geiſter zu ſehen; das iſt nur des Abends, bei Tage mag ich ſein, wo ich will. Hier iſt's aber gar nicht grauſenvoll, meine Wände ſind ſo nahe, daß ſie alle erleuchtet werden.

In einigen Wochen reiſe ich mit der Kleinen nach Weimar, und meine Schweſter und Schwager holen uns Faſtnacht ab. Dies ſind meine Plane und Ausſichten auf einen Theil des Jahres. Laſſen Sie ſich aber deßwegen nicht abſchrecken mir zu ſchreiben, wenn Sie es vielleicht unterdeſſen willens hätten. Ich bleibe noch 4 Wochen hier, und dann vielleicht 8 Wochen dort, und bin ich auch nicht ſelbſt hier, ſo iſt meine Mutter und Line hier, und die Briefe werden mir nachgeſchickt: In dieſem Fall hätten Sie alſo keine Entſchuldigung. Sein Sie auch dieſes Jahr in dem Stücke fleißiger. Schriftliche Unterhaltungen ſind doch gar viel werth, wenn die mündlichen verſagt ſind. Daß Ihre beiden Brüder verſorgt ſind, weiß ich; daß Ihr Bruder Carl in einem andern Welttheil ſein Glück machen ſoll, gefällt mir nicht, ſo weit von ſeinen Freunden, Verwandten zu ſein! und obendrein ſo wenig Nachrichten haben zu können, muß betrübt ſein. Es iſt überall des lieben Gottes Welt, und in jedem Theile derſelben gibt es Menſchen, die ſich einander anſchließen können, und eine höhere Macht lenkt unſre Schickſale,

das iſt ein Troſt, der das Leben leicht und froh machen kann, zuweilen mag er aber doch fehlen. Ich möchte nicht daß Ihr Bruder, ehe er geht, zu uns käme. Er wird mich immer intereſſiren, und ich nehme vielen Antheil an ſeinem Schickſale. Doch würde es mir weher thun, wenn ich ihn mehr kennte. Es gibt des Wehs ſo viel in der Welt. Lotte läßt nichts von ſich hören, ſie macht es alſo mit Ihnen ebenſo. Mein Papier geht zu Ende, alſo leben Sie recht wohl, lieber Freund. L. v. L.

Rudolſtadt, 7. März 1787.

Ihren letzten Brief, lieber Freund, erhielt ich in Weimar, wo ich beinahe 3 Wochen war, darum konnte ich Ihnen die Landſchaft nicht ſchicken, verzeihen Sie mir, eheſtens ſollen Sie ſie haben. Sie müſſen wunder denken, wie ſchön ſie iſt, weil Sie ſo lange darauf warten müſſen, ſtellen Sie ſich alſo nur ein Blatt weißes Papier vor, daß Sie alsdann doch etwas finden. Ich danke Ihnen für die ſchönen Predigten, ich habe erſt nur eine über die Toleranz geleſen, ſie gefiel mir ſehr. Glauben Sie nicht, daß ich nicht gerne auch vernünftige Predigten läſe, weil ich ſo langſam bin. Aber ich bin erſt 10 Tage wieder hier, da hatte ich ſo viel zu ſchreiben, zu beſuchen u. ſ. w. Auch leſe ich jetzt viel engliſch, Popes Werke, die mir ein gar guter Engländer, den ich in Weimar kennen lernte, geliehen hat. Haben Sie ſeine Essays on Man geleſen? wo nicht, ſo ſollen Sie einige Stellen, die ich mir daraus abſchrieb, haben. Ich liebe die engliſche Sprache

ungemein, ſie hat ſo viel Energie. Sie gaben mir der italieniſchen Zeitung wegen Auftrag, die in Weimar herauskommt. Ich habe mich darnach erkundigt. Es kommen einige politiſche Nachrichten, Gedichte und Erzählungen, oder Recenſionen vor. Es ſoll aber gar ſo viel nicht daran ſein. Ich ſitze da am offnen Fenſter und ſehe den Regen niederfallen, die Idee vom Regen habe ich ſo gern, wenn er ſo herunterfällt, die Erde erfriſcht und die Pflanzen tränkt.

Iſt Ihr Hr. Bruder nun fort? Ich könnte nicht ſo lange auf der See ſein und ſtelle mir's gar ängſtlich vor. Wollen Sie noch nach Italien reiſen? Ich habe viel davon gehört in Weimar. Göthe iſt dort, und da habe ich ſein Tagebuch geleſen. Beſonders muß es einem wohl thun, in einem milden Klima zu leben, da erweitert ſich das Herz, und die Phantaſie wird lebhafter; wir leben oft ſo maſchinenmäßig hin, daß es mir weh thut.

Was leſen Sie jetzt alles? ich leſe ein trocknes Buch von Pütter, über die deutſche Geſchichte, aber mich intereſſirt es doch, weil ich unſre Verfaſſung kennen möchte, und gern die Fortſchritte zur Verbeſſerung in meinem Vaterlande ſehe. Werden Sie denn nicht einmal wieder zu uns kommen? es ſind nun 2 Jahre her.

Der Anfang dieſes Jahres war gut, lieber Freund, denn es ſcheint als wollten Sie fleißiger ſchreiben. Sagte Ihnen meine Line, daß unſer Onkel gar nicht wohl iſt? ich fürchte es geht übel ab. Es gibt eine Macht die alles gut macht, ihre Kinder immer zum beſten führt, auf dieſe müſſen wir blicken.

Aber lieber Vetter, ich höre auf, ich bin ſeltſam geſtimmt, weich über Menſchendaſein, Menſchenglück. Wo ſollte es noch hinaus, wenn wir nicht wüßten, daß dieſes Leben nur Vorbereitung iſt, daß es ein beſſeres gibt, wo wir uns alle wiederfinden werden. Je mehr gute Menſchen ich finde, deſto gewiſſer wird mir die Überzeugung, daß wir uns einſt alle wiederſehen werden, weil ſich finden und trennen ſo nahe hier zuſammenhängt, daß es nicht der Mühe werth wäre, um blos für dieſe Welt ſich zu kennen. Aber dort wird erſt jedes Gefühl des Guten reiner werden und unſre Herzen verfeinert. Ach bei dieſen Gedanken fühle ich tief, daß Erdenleben und ſeine Leiden nichts ſind!

Ich wollte aufhören, und ſchreibe noch immer. Wo mir heute alle dieſe Ideen herkommen läßt ſich erklären, weil ich Pope las. Ich will hier etwas abſchreiben, was Ihnen gefallen wird.

Hope humbly then; with trembling pinions Sour
Wait the great teacher Death and God adore
What future bliss, he gives not thee to know;
But gives that hope to be thy blessing now.
Hope springs eternal in the human breast:
Man never is, but always to be blest;
The Soul uneasy, and coufin'd from home
Rests and expatiates in a life to come.

Iſt's nicht ſchön geſagt? Es iſt gewiß daß wir Menſchen immer einen Grund von Hoffnung haben, der feſtſteht bei dem tiefſten Leiden. Nun im Ernſt leben Sie wohl. Schreiben Sie mir bald wieder. Lotte.

Rudolſtadt, 9. Juni 1787.

So recht lieb iſt mir's heute nicht, daß meine Caroline ſchreibt, denn ich kann Ihnen, lieber Freund, nicht viel ſagen, weil ich's ſo ſpät erfuhr, und dann einen Beſuch von einer Freundin aus Weimar habe. Zanken Sie nicht ſo mit mir, mein theuerſter Herr Onkel! (wie Sie dazu kommen ſich ſo zu nennen, weiß ich nicht.) Ich dächte lieber, Sie machten mich zu Ihrer Tante, weil doch unſerm Geſchlecht immer die Ehre gebührt und es gern herrſcht; nun als Tante ſage ich, daß mein Neveu mit beſcheidner Stille meine Zeichnung erwarten ſoll, ich habe wirklich Hn. von Roeder gebeten, mir es ſagen zu laſſen, wenn der Fuhrmann geht. Meine Eitelkeit (eine unbeſiegſame Eigenſchaft) ſtritt immer, wenn ich etwas fertig hatte, ob ich's ſchicken ſollte oder nicht. Endlich habe ich doch etwas für Sie beſtimmt, weil es ein wunderſchöner Gegenſtand iſt; nun die beſſere Ausführung müſſen Sie, lieber Freund, dazu ſetzen.

Von meiner Line habe ich von Ihren neuen Freunden gehört. Es iſt mir lieb, daß Sie nun doch Menſchen finden, an die das Herz ſich anſchließt, und die Ihnen den Aufenthalt in Stuttgart lieber machen werden. Es iſt ſo wohlthätig Menſchen zu wiſſen, die Theil an uns nehmen, und denen wir unſer Herz aufſchließen können. Es iſt ſchrecklich, las ich einſt wo, in einer Sandwüſte zu irren, wo kein wohlthätiger Zephyr uns anfächelt, kein Baum uns Schatten bietet. Aber es iſt noch weit ſchrecklicher, in der Welt umher zu irren, ohne einen Freund zu haben, zu dem man ſagen könnte, hier

drückt's. So war der Sinn, aber gesagt war's freilich besser ich setze es hin, so gut ich's noch weiß.

Nun leben Sie aber wohl. Lassen Sie sich freundschaftlich von mir die Hand zur Aussöhnung bieten, und glauben mir, daß ich so bald wie möglich die Befehle meines Ehrwürdigen Hochedeln Herrn Onkels erfüllen werde. — Daß der arme Schubart nun frei ist, freut mich sehr. Adieu! adieu. Lotte von Lengefeld.

Montag Abend 7 Uhr. [Rudolstadt, 24. Decemb. 1787.]

Eben komme ich nach Hause, und finde Ihre Zeilen und danke Ihnen. Ich habe mich herumgetrieben heute mit der Kleinen, und habe bescheeren sehn. Es ist artig zu bemerken, wie jedes Kind nach der Sache hineilt, die ihm am mehrsten Freude macht. Eins freute mich sehr, ein dickbäckiges Kind von 4 Jahren ging schön geputzt mit der Puppe und einem großen Christweck herum, ich deute dies, daß das Kind seinen Magen in Ehren hält. Die Jungens trommelten und pfiffen. Glückliche Kinder! die noch mit einer Puppe oder Trommel sich Zufriedenheit geben können. Es wird anders werden einst, ganz anders! Ich möchte in Ansehung meiner Wünsche immer Kind bleiben, da ließ ich mir eine Puppe machen mit großem Frack, und einen Schimmel und Räder daran, die führe ich in der Stube herum. Ich fühlte dann sicher nicht so tief den Schmerz der Trennung! Wir sind nun wieder geschieden, lieber Freund, und Gott weiß auf wie lange, und

wie manches anders werden kann indeſſen, aber ich hoffe, unſre Freundſchaft ſoll ſich nie ändern.

Ich dachte wohl daß Sie nicht Chocolade mit uns trinken würden, und wachte eben auf als der böſe Schimmel trappelte, er war ungeduldig fort zu kommen. Ich hätte Sie gern noch geſehen, mochte aber doch nicht, denn ich hätte Sie nur noch einen Augenblick geſehen. Lange hörte ich die Hufen der Pferde, und mein Herz wünſchte Ihnen Segen nach. Der Himmel gebe Ihnen viele Freuden, und laſſe Sie den Kummer ſtets mit Ruhe tragen. Feſter Muth bei ſchweren Leiden! ſagt Schiller; (es iſt glaube ich ein guter Wunſch) aber oft ſchwer zu erringen. — Es wäre mir lieb wenn Sie mir von der großen Reiſe alles ſo ausführlich auch ſagten, wie von dieſer kurzen; gewöhnen Sie ſich's immer an, denn es würde mir viel Freude machen.

Nun ſind Sie in Bauerbach, wahrſcheinlich, grüßen Sie die liebe Lotte ſchön von mir. Und leben Sie wohl, ſo recht wohl. Denken Sie meiner oft und immer gern. Ich kann eben jetzt keine Weisheit finden, ſonſt wollte ich noch ein paar Sentenzen hinſchreiben. Laſſen Sie bald wieder von ſich hören. Lotte.

Auch empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter zu Gnaden, meine Mutter grüßt Sie ſchön. — Es iſt mir immer als müßten Sie kommen, mich aus meinem Stübchen zu holen. Trennung muß ſein in der Welt, — aber ich hoffe, es ſoll einſt anders werden, in einer beſſern. Doch nun adieu, mon cher Cousin, n'oubliez jamais le grand

Français. Car c'est vous qui voulez me rendre si heureuse, de posséder une si aimable personnage; je vous en saurais bon grès.

Weimar 25. März. [1788.]

Ich ſage Ihnen nur ein Wort, nur daß ich faſt 8 Wochen hier bin und mich wohl befinde. Schiller ſagte mir geſtern, daß er an Sie ſchriebe, und da verſprach ich auch ein Wort hinzuzuſetzen. Seine Bekanntſchaft hat mir ſchon manche Freude verſchafft, und ich freue mich daß er uns auch in Rudolſtadt ſehen wird. Sie haben mir, lieber Freund, geſchrieben, ehe Sie abreiſten von Bauerbach, das habe ich hier erhalten, und danke ſchön dafür. Nun reiſe ich bald wieder von hier ab, und von R. aus ſollen Sie viel von mir hören. Jetzt nur ein Lebewohl und einen herzlichen warmen Wunſch für Ihr Glück. Meine Line ſchreibt mir oft, ich fühle wohl daß ſie nicht bei mir iſt, ſo viel Freude ich auch immer hier habe. Adieu, Adieu.

Ihre Freundin Lotte.

Rudolſtadt. Freitag, 18. April 1788.

Guten Abend, lieber Freund, ich bin froh Ihnen ſchreiben zu können, und es ſoll kein kleines Billet werden diesmal, da Sie ſagen Lolochen erzählt artig, ſo ſollen Sie auch recht viel dafür hören, ſo viel, daß Sie Ihr Lob werden zurücknehmen müſſen. Daß der eine Brief, wo Sie mir Ihre Reiſegeſchichte geſchrieben, an mich gerichtet war, habe ich erſt hier

erfahren, alſo dankte ich Ihnen gar nicht; nun ich's weiß, ſo empfangen Sie denn meine Erkenntlichkeit dafür und ſchreiben mir mehr ſo ausführlich. Es war nichts Urſach an meinem Billet durch Schiller, keine Entzweiung mit Friz Stein, kein Gedanke an den langbeinigen Franzoſen, auch nicht Schillers Antreiben, ſondern mein eignes Herz, alſo verdiente dieſes Dank. Glauben Sie nicht, daß ich ſo eigennützig bin, und immer an Ihr Verſprechen denke. Doch nun ein Wort im Ernſt, Sonntag wird es 14 Tage, daß ich wieder hier bin, die Freude meine Mutter und Line zu ſehen war groß. Und mein Herz fühlte tief, wie wohlthätig es iſt, ſo geliebt zu werden. Es ging mir wohl, ſehr wohl in Weimar, ich habe viel Freunde dort, und die Zeit verging angenehm und froh. Frau von Stein, die Kalben, Schiller, der Hofphiloſoph, wie Sie ſagen, Herr von Knobel, und Herder, waren meine vorzüglichſte Geſellſchaft, die andern Menſchen ſah ich nur ſo en passant, in großen Cirkeln. Sie werden denken, daß ich's nur ſage um mir ein Anſehn von Gelehrſamkeit zu geben. Aber wenn Sie auch alles Schöne, alle Weisheit und artigen Sachen hören ſollten, womit mein Kopf iſt angefüllt worden, ſo müßte ich ſtatt dieſer Bogen ein Buch ſchreiben. — Die Kalben ſah ich ſehr oft, und verlebte manche Stunde angenehm bei ihr, ihre Freundſchaft iſt mir werth. Schiller war auch oft mit uns, und hat mich und Fr. von Imhoff (bei der ich wohnte) oft beſucht, er gewinnt immer mehr bei näherer Bekanntſchaft, ſein Plan iſt dieſen Sommer einige Monate hier zu wohnen, da habe ich denn eine Wohnung in

Kumbach für ihn ausgedacht, da werden wir hoffe ich manchen freundlichen Abend in ſeiner Geſellſchaft verleben — wenn Sie doch auch mit uns wären! Er hat ſo einen leichten Umgang, den doch ſonſt Menſchen von ſeinem Kopfe nicht haben, und iſt ſo einfach und gut, daß man gar gern mit ihm umgehen mag.

Nun zur Madem. Schmidt, die die Ehre haben ſollte als — Pagode in Ihrem Hauſe angeſtellt zu werden, ich ſah ſie zuweilen, ſie iſt verſtändig und angenehm im tète a tète, wenn ſie einfach iſt, und doch gar hübſch, und reich wie Cröſus. Aber hören Sie (ich muß Ihnen doch rechte regrets geben, ich kann jetzt das deutſche Wort nicht finden) ſie iſt nicht für Sie, mein theuerſter Herr Oheim, Sie müſſen ſuchen wo anders mit Bequemlichkeit, die Sie ſo lieben, anzukommen. Mehr darf ich nicht von der Herzensangelegenheit der Schmidt ſagen. —

Ich weiß heute nicht eigentlich, wie ich ſchreibe, denn mein Kopf iſt leer und ganz einfach und heilig geworden. Ich habe heute meinen Tag mit Herrnhutern zugebracht, und die geben mir doch immer ſo eine Idee von Beſchränktheit, aber auch wieder von einer ſüßen Einfalt, ach es muß doch wohl thun, ſo ganz von den Weltgeſchäften entfernt zu leben, nichts davon zu hören, nur für ſich ſelbſt, für ſein Herz zu leben! Wenn man auch noch könnte ſich ganz den ſchönen Wiſſenſchaften, der Philoſophie weihen, und nicht ſeinen Verſtand ſich umnebeln laſſen, ſo entböte ich heute noch der Welt meinen Abſchiedsgruß und ging nach Herrnhut, ſetzte

ein kleines Häubchen auf, und lebte ruhig meine Tage hin. — Aber so will ich lieber bleiben, was ich bin, und mich, demungeachtet ich in der Welt leben muß, recht mit Philosophie auszusteifen suchen, die Welt tragen wie sie nun einmal ist, in uns selbst liegt doch eigentlich nur unser Glück und Ruhe, diese kann uns nichts rauben.

22. April.

Nur ein Wort noch, denn der Brief soll fort. Ich komme eben von einem Spaziergang, wir haben eine Wohnung für Schiller ausgemacht, ich möchte wohl, daß Sie auch da wohnen könnten! — Ich schriebe gern mehr, aber mein Brief ist lang satt, werden Sie denken. Adieu mon cher Cousin, je vous prie de penser souvent à votre promesse. Car j'aimerais bien de cultiver de plus en plus la langue française, pour cette raison les jambes longues me seraient très agréables.

Votre fidèle amie Lotte.

[Rudolstadt, 10. August 1788.]

Die Nachricht, die uns Schiller brachte, war traurig!* Lieber Freund, ich fühle es mit Ihnen, wie es weh thun muß. Aber ihr geschah wohl, was ist das Leben ohne das Gefühl der Gesundheit, und mit so vielen Leiden ist's nur ein Schatten von Dasein. Sie verloren viel, aber Sie sind nicht allein, ihr Herz soll keine Leere fühlen, wir sind ja noch in der Welt

* Tod der Mutter Wilhelms v. Wolzogen.

und lieben Sie. Ich glaube es iſt beſſer, Sie kommen noch zu uns, als daß Sie da ſo allein ſind, thun Sie's alſo und kommen ſogleich.

Leben Sie wohl, ich mußte auch ſchreiben, denn ich möchte Sie gern fühlen laſſen, daß ich warmen Antheil an Ihrem Schickſale nehme, Sie wiſſen es, daß ich ſo denke, aber doch ſage ich's Ihnen gern. Alſo ſehen wir uns doch noch einmal, ehe Sie ſich ſo weit von uns entfernen; ich dächte nicht, daß Sie ſo viel Geſchäfte hätten, die es nicht thunlich machen. — Leben Sie noch einmal wohl, wir ſehen uns bald, lieber Freund. Lotte.

Jena, 9. März 1790.

Du wirſt nicht wiſſen, mein Lieber, wie ich Dir jetzt von hier aus ſchreibe. Daß es einſt ſo ſein würde, habe ich Dir geſagt; da Du uns nichts darüber geantwortet, ſo glaube ich, es iſt dieſer Brief nicht in Deine Hände gekommen. Da dies nun einmal ſo iſt, ſo mußt Du nur jetzt wiſſen, daß ich ſeit 14 Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichſte, innigſte Liebe verbindet, kannſt Du denken, daß wir glücklich ſind und es bleiben werden, ich ahnete nie ſo viel Glück für mich in der Welt als ich nun gefunden, das Herz findet ſich bei der Liebe zu Schiller mit tauſend ſtarken Banden an ihn gebunden, ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe ſein Leben immer freundlich erhellen, und er iſt glücklich, ſagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es

denken ſollen, daß es ſo werden würde, als Du uns meinen Schiller zuerſt zuführteſt. Dank Dir, Dank dem Schickſal, das mir meine Freuden durch Dich gab.

Dein großes Packet haben wir in Weimar erhalten, und ich das zuckerſüße gemalte Briefchen. Wir haben freilich recht geſchwärmt dieſe Zeit her, von dem Sommer weiſt Du es, den Winter waren wir drei Monat in Weimar, wo ich aber nur halb war, die Entwickelung meines Schickſals, die Trennung von Sch., dies alles gab mir ein zerſtreutes Daſein, und jetzt erſt fange ich wieder an zu leben. Ich genieße hier recht mich ſelbſt, wir ſehen wenig Menſchen und leben ſtill und friedlich und glücklich mit einander. Caroline iſt noch mit uns, bis Beulwitz zurückkommt. Jena iſt 8 Stunden von Rudolſtadt und alle Jahre haben die Profeſſoren 11 Wochen Ferien, die wir immer dort zubringen; ich möchte Du verließeſt Dein altes Paris und wärſt mit uns. Sieh, ſo iſt meine Lage jetzt, lieber Freund, kannſt Du Dir aber auch nun ein recht deutliches Bild meiner Würde machen, ich bin eine gar reſpectable Perſon, Frau eines Profeſſors! Alles muß ſich tief unter mir beugen, bald 900 junge Menſchen müſſen mich ehren als eine ihrer Lehrerinnen, und die ehrwürdigen Pedanten betrachten mich, als gehörte ich zu ihrer Zunft.

Vor einiger Zeit, es war im Januar, haben wir die Bekanntſchaft des Hn. v. Salis gemacht, er hat uns von Dir erzählt, er war in Weimar und ging nach der Schweiz, wir ſahn ihn kaum eine Stunde, aber dieſe Stunde war mir lieb, er wußte von uns durch Dich, ich hätte ihn länger ſehen

mögen, er hat ſo viel Ernſt in ſeinem Weſen und Sanftheit, ich habe mich ſehr gefreut ſein offnes Schweizeriſches Weſen noch in ihm zu finden, da er doch ſo lange in Frankreich war. Du haſt Dir auch gewiß nichts von den Franzoſen angenommen, nicht wahr? Ich könnte mir Dich ſo nicht denken, nun da es doch ſo unruhig nicht mehr iſt, ſo kannſt Du wieder öfter ſchreiben; aber dies ſollte ich nicht ſagen, Du haſt es ſchon oft von mir gehört.

Ich möchte, Du wärſt jetzt nicht ſo weit von uns und könnteſt uns beſuchen, es iſt gar zu freundlich hier, die Gegend iſt wie bei Rudolſtadt, aber noch größer, die Berge haben ſchönere Formen, ſie ſind nicht mit Holz bewachſen, aber ſie haben ſo leichte Umriſſe, ſo viele Spitzen, es iſt gar zu ſchön, mir iſt's als lebte ich in der Schweiz. Und in uns iſt es ſo harmoniſch, herrſcht ein ſo ſchöner Einklang wie in der Natur. Leb wohl, lieber Wilhelm, ich umarme Dich herzlich. Sei uns nahe mit Deinem Herzen. Deine Lotte Schiller.

Jena, 28. Juni [1790.]

Nur noch ein paar Worte für Dich mein Lieber, Schiller und Line haben Dir viel geſagt, und ich wollte es auch thun, aber es verhinderte mich manches heute. Dein letzter Brief mit allen meinen verabſchiedeten Liebhabern hat mich gar ſehr beluſtigt. Ob Du mir lieb bleiben wirſt, wie kannſt Du dies fragen? Da Dich Schiller liebt, Du ihn, biſt Du mir noch einmal ſo lieb. Nein, Du biſt nicht allein, nicht einſam in der Welt, unſre Herzen ſind Dir nahe, das meine umſchließt

Dich mit wahrer inniger Liebe, es kann Dir viel geben, es iſt reich und groß, ach da ich ſo glücklich bin, iſt mir alles lieber, näher noch als ehemals; alles was ich in Schiller finde macht mich ſo reich, ſo weit umfaſſend, und ich kann tiefer herzlicher lieben, däucht mir nun, da die Welt mir ſo ſchön lacht. Du mußt mit uns leben in der Zukunft und es wird gehen, gewiß. Adieu, ich ſchließe Dich an mein Herz, Paris iſt mir ſo nahe wenn ich Dein gedenke, das Herz kennt keine Entfernung. Sei wohl und glücklich. Ich ſchreibe bald wieder.

Rudolſtadt, 16. Octob. 1790.

Wüßteſt Du, Lieber, daß ich eben jetzt hier bin, Deine Gedanken würden mich finden können, ich ſitze an Linens Schreibtiſch, an mein Stübchen würdeſt Du vergeblich anklopfen, es iſt in Linens Schlafſtube verwandelt. Ich möchte Dir eine Zeichnung unſrer Jenaiſchen Wohnung machen können, daß auch da Deine Gedanken mich fänden, doch was braucht es dies, Du weiſt daß ich glücklich bin, was bedarfſt Du mehr. So eine ernſthafte Hausfrau denke Dir ja nicht, eben ſo wenig als Schiller ein ernſthafter Hausherr iſt, wir ſind noch eben wie ſonſt, Du wirſt finden, wenn Du auch einſt dieſen Weg gehſt, was es für ein ſchönes Leben iſt ſich an ein Weſen geknüpft zu ſehen durch warme innige Liebe, o es iſt eine ſelige Exiſtenz! Ich empfange viel vom Schickſal, mehr als ich je hoffen konnte. Eine traurige Phantaſie ließ mich immer in eine dunkle Zukunft blicken, wie ſo anders iſt es jetzt, welch ein neues ſchönes Leben gibt mir die Liebe!

Wenn Du nur bald einmal mit uns ſein könnteſt, wir rechnen auf Dich, auf das Leben mit Dir in der Zukunft, es ſoll Dir wohl mit uns ſein, und Du ſollſt uns wohl machen durch das Gefühl daß Du glücklich biſt. — Erwarte nur alles, und mache es ja jetzt gut mit dem Herzog, wir können noch nichts ſagen, aber daß Du mit uns ſein ſollſt, denken wir gewiß. — Ich möchte Dich wohl ſehen, wie Dich die politiſche Masque kleidet. So viel Architektur wird Dir hoffentlich aber doch bleiben, daß Du mir ein Haus bauen kannſt.

Eine Stelle Deines Briefs an Caroline hat mir Freude gemacht, Salis iſt einer von denen wenigen, dem ich gern ein liebliches Bild von mir in der Seele laſſen möchte. Ich ſah ihn ſo kurz, daß ich es kaum bei einem andern ſagen könnte, daß ich ihn kennte, aber auch auf die kurze Zeit war es mir, als hätten wir uns lange gekannt, es war mir nichts Fremdes in ſeinem Weſen. — Wie möchte ich für Dich, daß er in Paris wäre! Beſuche ihn ja. Ich liebe ſeine Gedichte ſo, beſonders der Abend und die Betrachtungen ſind mir vorzüglich lieb, es war mir gar lieb ihn geſehen zu haben, weil ich mir ihn nun viel beſſer denken kann, wenn ich etwas von ihm leſe. Wenn er nur wieder nach Deutſchland käme!, er müßte lange bei uns in Jena bleiben, auch Schiller hat ſich ſeiner Bekanntſchaft ſehr gefreut und er hat ihm einen freundlichen Eindruck gegeben; er hat verſprochen wieder nach Weimar zu kommen.

Das franzöſiſche Lied hat Schiller in Jena gelaſſen, ich freue mich aber es zu hören, ich ſinge jetzt fleißig und lerne es; wenn Du wieder bei uns Deutſchen biſt, ſo mußt Du

doch noch ein Andenken an Frankreich behalten, und ich will Dir so vortrillern, daß Du noch unter der singenden, lustigen Nation zu sein meinst. Wie lange bleibst Du noch in Paris? Es ist mir gar wunderbar, Dich in großen Gesellschaften zu denken, und bei der Partie mit der alten Marquisin kann ich mir kaum ein Bild von Dir machen. Wenn Du so gleich immer schreiben könntest als Du es wolltest, so erhielte ich gewiß manche schöne Beschreibung von Dir, aber — ich weiß es ja aus der Erfahrung, mein Freund, daß, wenn Dein Herz auch bei uns ist, doch der Wille zur Ausführung fehlt, und manches was ich gern von Dir hörte, entgeht mir. Daß Du uns liebst, wissen wir doch, aber gern hörte ich oft mehr von Dir. Zeichnest Du gar nicht mehr? Du könntest mir sonst die Zeichnungen selbst machen. Nun leb wohl, bester lieber Freund, laß uns bald wieder von Dir hören; ich schriebe gern mehr, aber wenn ich hier bin, kann ich nicht so über meine Zeit disponiren. Adieu, Adieu.

Deine Lotte.

Erfurt, 20. Sept. 1791.

Lieber Wilhelm ich hoffe Du bist glücklich in Meiningen angekommen, es war uns immer als müßtest Du wiederkommen, mir war bei unserm Abschied ein Gefühl in der Seele daß wir uns bald wiedersehen müßten, war Dir's nicht so? Wir finden uns doch immer wieder wie wir uns verließen, dies fand ich so oft ich Dich sah, und so wird es bleiben, dies macht mir gar wohl. Geschwind ein Wort von uns, der

Herzog hat geantwortet, gar artig und theilnehmend und für ein Jahr die Penſion erhöht, er könnte nicht mehr jetzt thun, ſo gern er wollte. Er hoffte auch Schiller ſollte in einem Jahr wieder ſo ſein, daß er ſeinen Geiſt mehr brauchen könnte, und ganz wohl; wäre es aber nicht, ſo würden ſich auch dann Mittel finden ihm fortzuhelfen, und bittet gar höflich um Verzeihung daß er keine beſtimmte Penſion geben könnte.

Ich finde dies immer ſehr artig und gut, und wir erkennen ſeine Güte mit Dank, denn es iſt wohl wahr, daß er auch wieder ſich nicht darauf einlaſſen kann viel zu geben, weil er nicht viel hat, und wüßtens ſeine andern Diener, ſo könnte jeder Zulage verlangen. Für ein Jahr bleiben wir nun wohl beſtimmt in Jena. Alſo kannſt Du kommen, und ſtudiren, und recht fleißig ſein.

Schillers Geſundheit geht täglich beſſer, und er fängt auch an, ſich wieder zu beſchäftigen, und arbeitet an dem dreißigjährigen Krieg. Das iſt ſchon ein großer Fortſchritt, denn er hatte bis jetzt noch nicht rechte Luſt an Geſchäften wieder, und da lebt er doch eigentlich nur, wenn er ſich beſchäftigen kann. Caroline iſt ſeit Sonntag hier, und bleibt noch ſo lange als wir, wir werden Anfang Octobers nach Jena gehen. Ich ſchriebe Dir gerne mehr, aber die Kälte greift meine Arme ſo an daß ſie mir ſehr wehe thun und mich am Schreiben hindern. Denk an uns in Deinem Hauſe in Bauerbach, und denke wo wir wohnen könnten. Nein, im Winter möchte ich doch nicht ſo im engen Thale wohnen, weil es da doppelt kalt ſein muß. Ich möchte nach der

Provence oder Italien, denn der Winter bei uns ist gar zu rauh und unfreundlich. Schiller umarmt Dich herzlich, leb wohl, laß Dir unser Andenken, den Gedanken an unsere Liebe nie fern sein. Lotte.

Jena, 1. Novemb. 1791.

Ich muß mich freilich für den schönen Ring bedanken, würde aber auch so geschrieben haben. Auf mein Schreiben mußt Du, lieber Wilhelm, nicht so rechnen, und kannst immer einmal schreiben ohne gerade so streng eine Antwort zu fordern, denn mir wird das Schreiben jetzt oft recht schwer, der Schwindel erlaubt es nicht, oder meine Brust, oder meine Arme, es ist als wenn die gleichförmige Bewegung der Feder die Nerven so anspannte, daß es mir oft sehr schwer fällt. Schreib uns sobald als Dein Schicksal entschieden ist, daß wir gleich alles wissen. Wir sind hier recht leidlich, und so weh uns die Trennung that, so wohl thut uns doch auch wieder die Ruhe. Schillers Gesundheit ist doch so, daß er sich beschäftigen kann, da wird ihm das stille einförmige Leben lieb, und mir thut die Ruhe so wohl, so wohl! Nach allem, was ich dies Jahr gelitten, war es mir auch so lästig, so wenig allein sein zu können, und der Wunsch nach Ruhe, Einsamkeit, war so herrschend in meiner Seele, daß ich gern allem andern entsagte.

Caroline ist leidlich wohl, und sie befindet sich auch wohl, allein sein zu können. Deine Schwester hat mir geschrieben,

ſie iſt doch gar gut, und ich möchte wohl ſie könnte einmal bei uns ſein.

Nun lieber guter Wilhelm, leb wohl. Schiller grüßt und umarmt Dich herzlich. Ich ſchrieb gern mehr. Aber ich kann nicht, auch iſt es ſpät. Bleib uns immer nahe mit Deinem Herzen, und laß bald von Dir hören. Deine Lotte.

Jena, 13. Aug. 1792.

Es iſt artig daß ſich unſere Briefe wohl auf der Poſt begegnet haben, da ich Deine Adreſſe nicht wußte, ſo ſchloß ich ein Briefchen an Dich an Schillers Vater ein, Du wirſt aber vielleicht dieſen früher bekommen. Herzlich lieb war mir Dein langer Brief, denn ich konnte mich wieder recht in Dich finden dadurch, und weiß nun wie Dir iſt, wie Du lebſt. Oft ſolche Briefe wären wohl ſchön, und würden mich recht erfreun! Aber! Euch Männern iſt die Trägheit im Briefſchreiben angeboren mit der Erbſünde, und es iſt nicht im Laufe der Natur möglich es von irgend Einem zu erwarten. Dies habe ich mir abſtrahirt, ſeitdem ich ſchreiben kann. Schiller war wohl eine Ausnahme und ſchrieb fleißig an mich. Aber Schiller iſt oft eine Ausnahme bei mir, und der iſt nicht zu verſtehn, wenn ich von den Männern ſpreche, ob er jetzt gleich auch ſaumſelig genug iſt im Briefſchreiben, aber er war es doch gegen mich nicht.

Erſt ſollſt Du von unſerm Leben hören. Wir leben immer ſtill fort, und wenn Schiller wohl iſt, bin ich es meiſtens

auch, doch ist meine Gesundheit und daher auch die Stimmung oft nicht gut und ich bin gar ernsthaft und trübsinnig. Es ist so traurig, daß man noch gar nicht sagen kann, daß es viel besser mit Schiller wäre, seine Kräfte sind wohl weit größer als in Erfurt, er kann sich beschäftigen ohne Beschwerden, aber das Übel ist doch oft noch stark, und die Krämpfe im Unterleibe lassen nicht nach. Manche Tage ist er ganz leicht und wohl, aber doch kann man auf keinen Tag ganz rechnen. Diese Ungewißheit, und das öftere Sehen des Übels hat freilich keinen guten Einfluß auch auf mich, und Du fühlst wohl, wie ich ernst und traurig werden kann, wie einen das beugen kann. Daß es nichts gibt in der Welt, auf das man sicher zählen könnte.

Auch Carolinens Gesundheit ist nicht gut, ihre Krämpfe haben viel zugenommen, sie hatte einige Alterationen mehr, weil sie bei der Humboldten (sonstige Dachröden) ihrer Niederkunft war, seit dieser Zeit ist mir, als hätte sie mehr Anfälle, oder doch als wären sie heftiger. Auch ihre Stimmung leidet dadurch, und Du würdest sie jetzt noch eigensinniger finden, als voriges Jahr; auch das allein sein trägt dazu bei. Nächste Woche kommt sie zu mir, ist vielleicht schon bei uns wenn Du den Brief bekommst, da wollen wir sie recht pflegen, und sie soll auch den Arzt hier fragen, der doch geschickt ist. Wenn Du an Caroline schreibst, so sage nichts davon, daß ich Dir geschrieben, sie wäre so krank jetzt. Ich sage Dir es nur, weil Du Theil an allem nimmst was uns angeht, weil Du wissen wolltest was Caroline macht. Ge-

fahr iſt nicht bei den Krämpfen, aber ängſtlich iſt's, und die Stimmung leidet ſo viel. Ich habe ſie nicht ſo heftig wie ſie, aber ich fühle oft ſo eine Schwermuth, ſo ein Mißbehagen, ohne gerade die Urſache zu wiſſen. Ich hoffe viel von dem Aufenthalt hier, ich denke er ſoll Carolinen wohl thun, und ſie ſoll recht ordentlich Medicin brauchen. — Humboldts waren auch einige Wochen bei ihr, da hatte ſie Menſchen um ſich die ihr lieb ſind. Die chère Mère iſt oft auch nicht wohl. — Man vermißt erſt die Glückſeligkeit der Geſundheit wenn man ſie entbehren muß, und Menſchen die man liebt leiden ſieht. Aber dies iſt doch wieder ein Übel unter den vielen Übeln die in der Welt auf uns warten, von dem man immer auch hoffen kann, daß es einmal beſſer wird.

Über Deinen Trieb nach Thätigkeit und Wirkſamkeit freuen wir uns, ich glaube Dir kann noch viel gelingen in der Welt, Du kannſt die Menſchen klug behandeln und Dich ſchmiegen in die Verhältniſſe. Faſſe denn auch leichten Muth manches zu ertragen, ich habe gute Hoffnungen für Dich, werde aber ja nicht zu unruhig, ſonſt kommen wir mit unſern Neigungen gar zu ſehr auseinander, denn ich lerne täglich mehr die Ruhe lieben. — Nun lieber Freund leb wohl, Schiller grüßt Dich tauſendmal, ich ſchreibe bald wieder, wie er Deine Plane anſieht. Lotte Schiller.

Auf eine ſolche Art laſſe ich mich nicht für Dich malen, wenn ich einmal einen guten Zeichner finde ſollſt Du mich haben. Für Papa und Mama iſt dies gut, denn die guten

Menſchen haben ſich nur gefreut daß Schiller und ich doch geſund ausſähen. Auf die Feinheit der Züge ſcheint es bei denen nicht anzukommen.

Weimar, 4. Septemb. 1803.

Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorbeilaſſen, lieber Freund, um Dir zu ſchreiben, ich wollte es ſchon längſt. Jetzt thue ich es um ſo lieber, da ich zugleich meine Freude Dir ausſprechen kann über die ſchönen Nachrichten von Dir.* Du haſt es ſehr artig gemacht, daß Du gerade zu des Herzogs Geburtstage den Courier geſendet. Ich nehme herzlichen Antheil an dem Glück des guten Erbprinzen und möchte ihn wohl in ſeiner ruſſiſchen Uniform ſehen. Daß Du wieder wohl biſt freut mich ſehr, denn ich war nicht wenig beſorgt als ich hörte wie ſchnell der größte Theil der Reiſe geſchah. Die Herzogin iſt ſehr glücklich, und Stark, der ſie geſtern beſuchte, ſagte mir, ſie ſei ganz anders geworden an dieſem Tag, und es wäre als ſei alles Übel weg. Ich habe ſie dieſe Zeit oft geſehen, und ſchon manche Taſſe Thee in den neuen Zimmern getrunken. So lange ihr Bruder Prinz Chriſtian von Darmſtadt hier war, der ein alter Freund von mir iſt, gab ſie oft Theegeſellſchaften. Ich wollte wohl Du hätteſt den Einzug mit feiern helfen, da Du ſo thätig beim Ganzen warſt. Es war ein evènement das uns alle intereſſirte. Es iſt wirklich ſehr ſchön in den Zimmern, und alles Alte iſt jetzt verſchwunden,

* Aus Petersburg.

da die Meubles die Harmonie hineingebracht haben. Das Audienzzimmer iſt noch nicht fertig. Die Sonntage verbringen ſie im Orange-Zimmer und Pappel-Zimmer. Im Orange-Zimmer ſtellen wir uns gar nicht geputzt vor, weil die Farben zu ſchön ſind. Da iſt Niemand ſchön als der Mohr, der ſieht wirklich ſuperb aus, und ſticht ſo ſchön ab. Bei allem Prächtigen aber iſt es einem doch behaglich darin, weil der Raum zu überſehen iſt, und die kleine Anzahl der jetzigen Societät iſt gerade hinreichend das Zimmer zu füllen.

In ihren Wohnzimmern hat die Herzogin embarras des richesses, denn alles iſt ihr zu gut, und ſie hat gewiß manche Sorge mehr, um ihre ſchönen Meubles rein zu erhalten, wir andern würden es mit mehr Leichtſinn genießen glaub ich. Die Prinzeß, deren Zufriedenheit mir ſehr am Herzen liegt, iſt ſehr glücklich in ihrer Wohnung, auch die Hofdamen. Da anfangs der Drang der Fremden zu groß war und man nicht wußte wer im Schloß zu thun hatte oder nicht, und noch manches gearbeitet wird was man ſchonen will, ſo wurden Billets vom Hofamt ausgetheilt, und da neue Soldaten von Eiſenach hier ſind, derentwegen es wohl hauptſächlich auch geſchah, ſo bekam jedes Haus ein Billet, ohne das man nicht hineinkam; wer kein Billet hatte, mußte von der Hauptwache einen Soldaten zur Begleitung nehmen. Die Frau Ruzewadel wollte auch Viſite geben an einem ſchönen Morgen, und ließ einen Soldaten aus der Wache ſich holen, da kam der Unterofficier heraus und ſagte, es ginge jetzt nicht an, denn es wäre kein Soldat da, weil einer Spießruthen laufen müßte, und es

mußte der Beſuch aufgeſchoben werden. Wir ſtehen jetzt alſo alle unter ſtrengem militäriſchen Commando, dies magſt Du Dir merken. Doch ſoll man jetzt ſchon wieder nachlaſſen, hab' ich gehört. Doch will ich bemerken, daß Equipagen und Portechaiſen ohne Militär hineinkommen. Als den erſten Tag im Schloß gegeſſen wurde, wobei die Herzogin ſehr munter war, führte der Herzog ſie nach dem Eſſen im ganzen Schloß herum, und ſo auch in die Küche, da kam eine alte garſtige Scheuerfrau heraus, und war ſo entzückt, daß ſie den Herzog küßte. Kurz, es war ein wahres Feſt an dieſem Tage. Der alte Schmidt ergoß ſeine Entzückungen in das Wochenblatt in einem Gedicht, die Bürger brachten Ständchens, in allen Gaſſen wurde getanzt. Die Arbeiter bekamen jede Claſſe einen Ball; am ſchönſten aber war der Himmel, denn ſo ſchön wie der Mond über dem langen Gebäude an dieſem Abend, über den Bäumen im Stern hervorkam, habe ich lange nichts geſehen.

Von dem neuern evènement, der Anweſenheit des Königs von Schweden wird Dir Schiller ſchreiben, und von dem ſchönen Ring, den er bekommen, die Art war ſehr artig. Obriſtlieutenant Helvig, der Amelie* ihr Gemahl, ſagte mir, die Schweden hielten Schiller beſonders in Ehren, weil er der erſte Schriftſteller wäre, der ſie in einem vortheilhaften Lichte gezeigt habe. — Daß die Amelie nun endlich ihre Hand verſchenkt hat, wird Dir auch lieb ſein, denn die Sorge um ſie wuchs mit jedem Jahr, auch glaube ich iſt's der rechte Zeit-

* Amalie v. Imhoff.

punkt, den ſie getroffen, und der rechte Mann, den ſie gewählt hat, denn er iſt ſehr gefällig und gutmüthig; er iſt wirklich ein braver Menſch, er iſt mir jetzt lieber als ſonſt, er iſt ernſthafter, einfacher und ruhiger. Aber unter uns geſagt, klug ſcheint er mir nicht mehr ſo ſehr wie ſonſt. Ich wünſche, daß ihn die Amelie glücklich macht, und es thäte mir ſehr leid, wenn ſie ihre Wahl bereuen könnte. Der König hat ſie ſehr artig gefunden, und geäußert, er freue ſich, daß ſie nach Schweden käme. Sie reiſt erſt nächſtes Frühjahr nach Stockholm. Auch Baron Budberg war hier, die Frau und Schwägerin habe ich nicht geſehen; er wußte gar nicht daß Schiller verheirathet wäre, und meinte, Du hätteſt ſeine Schweſter zur Frau. Als ich ins Zimmer kam, war er ganz verwundert. Er hat es der Knebeln erzählt, daß er meine Exiſtenz nicht gewußt hätte. Er iſt ein artiger Mann, mit dem ſich gut ſprechen läßt, und der gut ſpricht.

Daß Lawrence ſeine Mutter hier iſt, um bei dem Herzog die Befreiung ihres Sohnes zu erbitten, weißt Du wohl auch nicht? Es iſt ordentlich eine hohe tragiſche Perſon, aus einer alten Tragödie, aber es wird ſich gut entwickeln zum Glück für ſie. Denn der Herzog hat bei dem franzöſiſchen Geſandten negotiirt, und dieſer hat ihm verſichert, wenn man erführe, daß Lawrence ſo lange nicht in England geweſen, und nicht dahin zurückwolle, ſo würde es keine Schwierigkeit haben. Er iſt mit ſeinem Vater in Valenciennes, und letzterer wäre ganz frei geblieben, wenn er geſagt hätte daß er 60 Jahr alt iſt, er hat ſich für 57 ausgegeben, und muß für ſeine Eitelkeit

nun büßen. Die Mutter iſt trocken, ſteif und langweilig, ſoll aber herzensgut ſein. Ihren Sohn vergöttert ſie, und härmt ſich nur ſeinetwegen; kannſt Du Dir das Herz vorſtellen, worin dieſer Orang Utang das Höchſte iſt? Ihr Mann ſoll brav und liebenswürdig ſein. Die Lawrenceſche Brut wird ſich hier etabliren. Der Frau wird dieſes ein großer Troſt ſein, denn ſie ſchreibt ordentlich kläglich über die Gefangenſchaft ihres Hausthiers.

Die Frau wird ſich auch freuen über Deine glücklichen Nachrichten. Ich wollte wohl ſie käme den Winter wieder zu zu uns, aber ich wage es nicht ihr zuzureden, denn meine Wünſche ſollen nicht ihre Wahl beſtimmen. Aber ich dächte, ſie könnte hier leben wie es ihr gut dünkt. Das Neue iſt ſelten beſſer, iſt mein Wahlſpruch. Meine Reiſeplane werden ſich dieſes Jahr nur bis Rudolſtadt erſtrecken. Im Ganzen waren wir dieſen Sommer ſo ziemlich wohl, außer daß uns die Hitze ſehr plagte und alle Luſt und Freude etwas zu thun einem raubte. Ich ſchickte mich ſchlecht nach Italien. Schiller will das Packet zu machen, ich habe nur noch die Bitte, mich dem Prinzen zu Gnaden zu empfehlen, ſage ihm daß ich warmen Antheil an ſeinem Glück nehme. Auch Pappenheim empfiehl mich. Wir bleiben wo wir ſind Freunde, mein guter Alter, die Kinder ſagen dem Onkel tauſend Schönes. Carl fragt ſehr, ob der Erbprinz ſein Regiment Ruſſen mitbrächte. Sie ſind wohl und gut, und machen uns Freude. Adieu, adieu.

Lotte.

Weimar, 31. October 1803.

Heute kam erſt Dein Brief vom 20. Septbr. an, lieber Alter, da wir ſeitdem Nachrichten von Dir haben, ſo hoffe ich auch, iſt jede trübe Stimmung vorüber. Da Ihr von Glück und Schickſal getragen worden, im Laufe Eures Eheſtandes, ſo hoffe ich auch, daß Ihr recht ruhig zuſammen in Zukunft leben werdet; wenn Deine Reiſen nicht mehr nothwendig ſind, ſo wird hoffe ich auch Carolinens Reiſeluſt ſich legen, und Ihr werdet zuſammen finden, daß man in ſeinen vier Wänden in Frieden mit ſich und ſeinen Wünſchen auch die Welt um ſich her anders und gleichgültiger anſehen lernen kann. Es gibt ſo viel eingebildete Übel in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, die ein einziger ruhiger Blick in ſich ſelbſt könnte vertreiben. Ich weiß wohl, daß hier der Himmel nicht iſt, aber wo iſt er?

Ich war vom 3. Octb. bis den 17. bei der chère Mère in Rudolſtadt und habe ſehr vergnügte Tage dort zugebracht. Die Fürſtin hat ſo artig beobachtet und erzählt ſo ſchön von dem, was ſie ſah, daß man recht lebendige Anſchauungen bekommt. — Die gute chère Mère iſt wohl, und es macht mir immer Freude ſie in R. in ihrer Lage zu ſehen, weil ſie ſehr glücklich dort leben kann, und geliebt wird, und fühlt, daß ſie durch ihre Anhänglichkeit und Treue die Liebe vergelten kann, die man für ſie hat. — Der K. war ſehr krank an einem hitzigen Nervenfieber, und hat das Gedächtniß verloren, ſo daß er von ſeiner Reiſe wenig weiß. Der Himmel rächt ſeinen Unverſtand und ſeine Kälte, denn er iſt wie ein Klotz in

dem ſchönen Lande herumgewandelt. — In dieſer Woche wird Carolinchen nach Rudolſtadt reiſen, die chère Mère will ſie ein paar Monate bei ſich haben. Der chère Mère gebe ich ſie gern, ſonſt werde ich ſie wohl vermiſſen, — aber ſie iſt dort wie im Elyſium, weil die Kinder da alles gelten.

Von hier weiß ich wenig neues. Etwas unerfreuliches iſt mir die Geſchäftigkeit in der Esplanade, denn man will ein Haus bauen, in der Gegend der Herzogin Mutter; ich fürchte, es geht weiter, und es iſt ſündlich die Anlage, die doch erfreulich iſt für die Einwohner, ohne Zweck zu zerſtören, da es ſo viel unbebaute Plätze noch gibt. Kann man es denn nicht ändern? oder Vorſtellungen machen? Wenn ich die Bäume vor meinen Fenſtern verlöre, ſo wär' es mir nicht halb ſo heimlich mehr in meinem Hauſe. Man wird auch weniger an die Stadt erinnert im Sommer, und hat das Gefühl des Landes doch in kleinem Grade.

Die Frau hoffe ich kommt zu Ende November ſpäteſtens wieder. Adolf iſt viel beſſer, als ich mir vorſtellte, weil er in Bauerbach doch Anfälle von den Würmern hatte. Er ſah munter und heiter aus, als er hier war. Er ſehnt ſich nach Carl ſchreibt Caroline.

Die traurigen Begebenheiten in Mecklenburg wird man nun in Petersburg wiſſen, und ſehr betrübt ſein. Ich warte ſehnlich auf Nachrichten darüber von Dir. Die Kaiſerin, die ihre Kinder ſo liebt, wird dieſen Schlag ſchwer verſchmerzen. Als ich in Rudolſtadt war, kamen Briefe vom Erbprinzen an, an ſeine Tante und Vettern, er iſt untröſtlich, und ſchreibt

ſo gerührt und ſo ſchmerzlich, daß wir alle mitweinten. Die Zeit allein kann ſolche Schmerzen verlöſchen, aber austilgen nie, glaube ich.

Wir hatten einige Tage große Sorgen um Herder, er war ſehr krank, geſtern aber ließ er ſagen, es ginge beſſer. Der Sohn ſelbſt war ſehr beſorgt und muthlos.

Graf Reuß iſt wieder mit Sack und Pack hier, und wird ſein Weſen wieder hier treiben. Ich wäre geſtern ſehr gern am Hof geweſen, ich habe aber einen heftigen Katarrh. Es hätte mich beluſtigt zu ſehen, wie ſie ſich in den prächtigen Zimmern umſehen würden, und wie ſie alle Pracht mit der ihrigen vergleichen. Die Brüder Seebach waren dieſen Sommer in Köſtritz, der Graf war krank, da hat ſich kein Menſch von der Familie ſehen laſſen, man hat ihnen ein Frühſtück geſchickt, und ſie im Schloß herum führen laſſen. Man ſieht was die Freunde zu erwarten haben, denn ſie haben hier ihnen immer den Hof gemacht, und ſich etwas darauf eingebildet. — Die Herzogin Mutter iſt ſehr vergnügt in Dresden geweſen, und der Churfürſt hat ſie ausgezeichnet empfangen und ſehr viel ſich mit ihr abgegeben. Er hat ihr geſagt, ſein allerliebſtes Stück wäre die Jungfrau von Orleans. — Einſiedel iſt auch wieder hier, und iſt viel ſchöner geworden, als er ſonſt war. Die Wiener Reiſe, über die er ſehr ſchimpfte, hat doch gute Wirkung auf ihn gemacht, ſcheint es. Nun lebe wohl lieber Freund, erhalte Dich heiter und ruhig, und gib oft Nachrichten. Die Kinder küſſen den Onkel, und Carolinchen läßt ſagen, der Onkel ſollte die Mama nicht mehr ſchla-

gen, wenn er wiederkäme. Carl wird alle Tage größer. Ernſt beſucht jetzt die Schule. — Adieu, adieu.

Empfiehl mich dem Erbprinz zu Gnaden.

Weimar, 24. November 1803.

Deine Aufträge, lieber Freund, haben wir hoffe ich zu Deiner Zufriedenheit beſorgt, und der Herr Faudel wird auch auf meinen höflichen Brief ſein Beſtes thun und das Packet bald beſorgen. Wir ſind ſo ziemlich wohl, und bereiten uns vor den Winter zu ertragen, jetzt ſind die kurzen ſtürmiſchen Tage recht traurig. In Rußland muß das viel beſſer ſein, daß es gleich beſtimmte Witterung iſt. Nächſte Woche erwarte ich die Frau. In Eurem Hauſe iſt es recht freundlich, und die neuen Thüren und Fußböden machen ein ganz andres Anſehen. Seit 14 Tagen beinahe iſt das kleine Carolinchen bei der chère Mère, ſie iſt ſehr glücklich dort, und die chère Mère hat ſie ſehr lieb, und eine große Freude an ihr. Es iſt ſonderbar, daß es mir jetzt erſt auffällt, wie verſchieden die Mädchens und Jungens auf das Gemüth wirken, es iſt mir als wäre etwas von mir genommen was mein Gemüth freundlich ſtimmte, und als wäre ich weniger heiter, weil ich das ſanfte freundliche Geſicht nicht ſehe. Die Jungens kündigen ſich mehr als eine Macht an, und wirken meiſtens zerſtörend. Dieſen Winter wird Carl recht fleißig ſein, nach einem ernſthaften Geſpräch mit Eiſert und einer Übereinkunft mit ihn, hat er die Kinder beinah 6 Stunden bei ſich des Tags. Carl lernt Geometrie bei ihm, und dabei treibt er

ernſtlich auch Naturgeſchichte. Ernſt iſt auch ſo lange mit bei ihm, er lieſt bald, er hat ſo eine Luſt zum Lernen die mir ein Wunder ſcheint. Eiſert bekommt 100 Thaler dafür. Wenn die Kinder alles bei ihm lernen, ſo iſt es nicht viel, und ihm iſt es doch eine beſtimmte Einnahme. Ich habe auch die Stunden Ruhe, die mir wohl thut. Und ich bin mit dieſem Arrangement ſehr zufrieden.

Schiller iſt wohl und fleißig, er macht jetzt Wilhelm Tell, dies Sujet freut mich ſehr. Daß man in Petersburg auch Freude an ſeinen Werken findet, freut mich. Es hat mich intereſſirt, daß die Kaiſerin Mutter auf eine ſo edle Art ſucht den Schmerz zu lindern, indem ſie ihren Geiſt beſchäftigt. Möchte Schiller ihr tröſtend geweſen ſein!

Von hier weiß ich eigentlich wenig zu ſagen, es geht Alles ſeinen Gang fort. Die Herzogin iſt wohl, ſie wünſcht ſehr daß ſie öfter Nachrichten von Euch bekäme, und ich finde dieſen Wunſch ganz natürlich. Kannſt Du es nicht ſo einrichten, daß ſie alle 14 Tage etwas hört? Pappenheim kann ja auch ſchreiben, wenn Ihr Euch eintheilt und nicht auf einmal ſchreibt, ſo erfahren ſie immer etwas. Die Herzogin hat ſich neulich recht geängſtigt, als ſo lange keine Briefe kamen. Es wird Dir ſehr hoch angerechnet werden, wenn Du dieſen Wunſch erfüllſt. Die Prinzeß iſt wohl und ſehr glücklich in ihrer Wohnung. Denke nur daß neulich bald des Herzogs Zimmer angebrannt wären, man hatte einige Tage einen ungewöhlichen Rauch bemerkt, und nur durch die Wachſamkeit ſeines Kammerdieners hat man den Ausbruch verhütet,

denn wie er in der Eſſe nachſehen ließ, ſo geht ein Balken mitten durch die Mauer, der glühte, das Ganze hätte ſchnell ausbrechen können. — Voigts habe ich lange nicht geſehen, ich hatte keine Zeit, ſeit ich von Rudolſtadt bin, ich gehe aber nächſtens hin. Es iſt jetzt eine Liefländiſche Dame mit zwei Töchtern hier, Frau von Löwenwalde, die eine Tochter iſt verheirathet und heißt Frau von Helmerſen. Sie leben ſehr ſtill und ſcheinen timide, wenn man mit ihnen ſpricht, ſo ſind ſie freundlich. Die verheirathete Tochter iſt recht hübſch. Kennſt Du die Familie vielleicht? — Die Herzogin Mutter iſt ganz verjüngt wieder von Dresden gekommen, der Churfürſt und die ganze Familie haben ſie ſehr ausgezeichnet aufgenommen.

Einſiedel iſt wohl und luſtig von Wien zurückgekommen. Denke Dir, daß er in Wien gehungert hat. Lawrence iſt noch immer gefangen, ſeine Mutter die noch hier iſt, untröſtlich.

Die hieſigen Wochenblätter werden Dir den Zuſtand der Stadt verkündigen; wir haben recht gelacht wenn wir uns vorſtellten, wie Du unſre Neuigkeiten aufnehmen wirſt. — Schreib bald und ſage recht viel von Dir, zumal daß Du an uns denkſt. Die Kinder fragen oft ob der Onkel nicht käme, und freuen ſich wenn Du ſie grüßen läßt. Bleib recht wohl und nimm Dich recht in Acht, und glaube, daß wir immer mit Theilnahme und Freundſchaft an Dich denken.

Deine Lotte.

Weimar, 28. Januar 1804.

Ich wollte Dir immer ſchreiben, lieber Alter, da ich aber erſt einen Brief von Dir erwartete, wegen der Ankunft der Kupferſtiche, ſo verſchob ich es immer. Es iſt unbegreiflich, wie langſam die Communication iſt, den 18. November iſt ein Packet von hier aus fort, und einige Tage ſpäter eins von Leipzig. Da die Frau noch in Dresden iſt, ſo habe ich alle Sachen in Empfang genommen, und auch den armen Steuben ſo freundlich wie möglich aufgenommen, er dauerte mich aber erſchrecklich, denn wie er ankam, ſehnte er ſich ſo nach ſeiner Mutter, und war ſo angegriffen, daß ich fürchtete, er würde krank. Da er im Elephanten abgeſtiegen war, ſo wollte ich ihn dort laſſen und ihn defrayiren, aber der Forſtmeiſter Stein hat ihn zu ſich geholt, weil er ſeinen Vater ſo gut kannte; er iſt noch hier, und eben wie ich ſchreibe, habe ich ihn in die Comödie geſchickt, wo Hugo Grotius gegeben wird, Carl iſt mit ihm und Ernſt. Den 30. geht er mit dem Poſtwagen nach Eiſenach, wo ihn Herr Röſe aufnehmen ſoll, ich werde eiligſt noch um einen Brief bitten, da die Frau wohl ſchwerlich noch kommt, ehe er abgeht. Es hat mich aber ordentlich unglücklich gemacht, und ich möchte ſo was nicht erleben, ein Kind von mir ſo von mir zu laſſen und ſo allein in der Welt zu wiſſen. Ich habe gar keine Ruhe noch Raſt gehabt, und habe ihn ſo offen wie mein Kind behandelt, damit es ihm wohl werden ſollte. Er iſt auch ein bischen heiterer jetzt, wenn die arme Mutter ſich auch ſo ſehnt, ſo dauert ſie mich unendlich. Ich gebe ihm einen Brief an

Harbauer mit, der auf ſeine Geſundheit ſehen ſoll, ich habe ſonſt ordentlich Angſt um ihn, denn er ſieht ſchwächlich aus. Hat er denn wirklich Talent? es ſcheint mir noch alles ſo eingewickelt, daß ich mich nicht in ihn finden kann, und ich fürchte, er kommt zu früh in eine ſo große Welt, und ſieht zu viel in der Kunſt, ehe er es verarbeiten kann, und er könnte daher auf einen falſchen Weg kommen; ein halbes Talent iſt mir das traurigſte was ich mir denken kann — und da er zu ſeine Exiſtenz die Kunſt braucht, ſo iſt etwas Halbes noch ſchwerer mit dem Leben zu vereinigen. Ich hoffe Ihr habt ihn geprüft, und wenn er ſieht daß er nichts leiſtet, und ſtärker wird, bleibt das Militär freilich noch. Ich hab' ihm gerathen ſich ja auf Architektur zu legen, meine Gründe hab' ich nicht ausgeſprochen, natürlich.

Es iſt recht ſchön, daß es Euch ſo glücklich und gut geht, denn es iſt ſo eine traurige Zeit, wo man gern ſich mit Hoffnung tröſtet. Alles iſt krank und alles ſtirbt; Herder hat mich unendlich geſchmerzt, ich liebte ihn ſehr. — Ich ſchicke Dir das Wochenblatt mit, wo ſeine Todesanzeige ſteht. Er iſt gerade am kürzeſten Tag in der Stadtkirche begraben worden! Die Familie dauert mich unbeſchreiblich, die Frau iſt jetzt beſchäftigt, ſeine Schriften zu ordnen zum Beſten der Familie. Wenn ſich doch ſo ein hoher Freund fände unter den Königen, und Herders Andenken in ſeiner Familie ehrte, und ſeiner Wittwe Penſion gäbe, 4 Kinder ſind noch ohne Ausſicht, der Doctor iſt auch in einer Lage, wo man nicht viel hoffen kann, da er luſtig lebt, und Du kennſt ſeine Frau.

Der Herzog, hoffe ich, wird etwas thun, aber viel kann nicht geſchehen, und einige hundert Thaler ſind doch nicht viel für ſo eine Familie. Der Tod des Herzogs von Meiningen wird Dich auch ſehr frappirt haben, er iſt nur 5 Tage krank geweſen an einem hitzigen Nervenfieber, alles beklagt ihn, denn er ſoll immer beſſer geworden ſein. Man ſagt er habe ſich auf der Jagd erkältet, und geärgert, weil er 60000 Fl. der Ritterſchaft Entſchädigung zu geben vom Kaiſer ſei beordert worden. Köniz ſoll jetzt an der Spitze der Geſchäfte ſtehen, und die Herzogin iſt Obervormünderin. — Die Chriſtel hat auch ſterben wollen, und die chère Mère hatte ihre große Noth.

Nun zu den Lebenden. Wir ſind in einer ewigen Spannung des Geiſtes, während unſre Gemüther lieber zum ſtillen Nachdenken geneigt wären, müſſen wir auf der Spitze ſtehen und Witz und Scharfſinn aufbieten, um der witzig belebten Staël die Spitze zu bieten. Sie iſt in ewiger Bewegung und will alles wiſſen, alles ſehen und prüfen. Bei dieſem Ernſt in ihrem Geiſte hat ſie doch das ſuperficielle Weſen der Franzoſen, und ich möchte ſagen, beinahe eine Frechheit in ihren Urtheilen, die uns Deutſchen, die lieber alles zum Beſten legen möchten, zuweilen anſtößt, aber bei ihr aus keiner ſchlimmen Quelle kommt, und aus einer edlen Liebe zur Wahrheit entſpringt. Aber in der Societät iſt das Runde doch willkommer als die Spitze, und immer auf der Lauer ſein zu müſſen, die ſcheinbaren Blößen zuzudecken, iſt angreifend. Die Franzoſen ſind viel ſtrenger und kühler als

wir, und laſſen nichts ſo leicht hingehen, was wir entweder aus Vernunft oder aus Reſignation tragen, und es lieber zudecken als aufdecken. Bei der Staël hört man alles nicht ungern, weil ſie eine ſchöne Sprache hat und kein unbedeutendes Wort ſagt. Aber das Räſonniren über die deutſchen Kunſtwerke, über die Meiſterwerke der Franzoſen, über ihre Einheit des Orts u. ſ. w. und ihren peuple, würde mir in Paris ſelbſt und von leeren unbedeutenden Menſchen äußerſt fatal ſein. Die Volubilität der Zunge iſt unbeſchreiblich. Humboldt iſt gar nichts gegen die Staël, und der kann manchmal doch recht ſchwatzen. — Sie ſchreibt über ihre Reiſe, über Deutſchland, über die Philoſophie, die ſie ſehr beſchäftigt, über die deutſche Literatur überhaupt ein großes Werk. Der Herzog iſt ſehr von ihr eingenommen und hat allen esprit aufgeboten, und iſt ſehr artig, ſie findet ihn auch ſo. Die Herzogin hat ſie auch ſehr gern, und iſt von ihrem Wiſſen enchantirt. Wir waren den erſten Abend zum Thee und Soupé am Hofe, als die Staël da war, da iſt wohl zum erſtenmal über Kant ein Wort erſchollen in den ſchönen Zimmern. Die Herzogin war ſehr artig, und zeigte ſich als eine unterrichtete deutſche Fürſtin, der ihre Landsleute nicht fremd ſind, und die ihre Nation ſchätzt. Im Palais iſt die St. auch oft, dort betet ſie die Göchhauſen am meiſten an; Böttiger macht ordentlich den Petit maitre und iſt zum Todtlachen wenn er franzöſiſch ſpricht. Daß wir dieſen verlieren ohne daß ihn der Tod fällt, iſt ein gutes evènement, er kommt nach Dresden zu den Pagen. Göthe war wohl

3 Wochen krank, da mußten Schiller und Wieland allein die Ehre der Gelehrten retten, dann war aber Schiller auch beinahe 11 Tage krank, jetzt iſt er wieder beſſer und wird zum Geburtstag ausgehen.

Daß die Helvig ihre Mutter verloren hat, weißt Du wohl? Ihr Tod war längſt vorauszuſehen, aber der arme Ernſt Imhoff iſt auch auf der Inſel St. Vincent geſtorben, mit den ſchönſten Ausſichten für ſein künftiges Leben. Die Amelie wußte den Tod des Bruders, hat ihn aber der Mutter glücklich verborgen, und ſie ſtarb immer in der Hoffnung, daß er lebe und geſund ſei. Die Stein hat ſich über die Schweſter ſehr, aber über den armen Neveu noch mehr betrübt, weil ihr dieſe Nachricht ſo unerwartet kam. Die Amelie Helvig macht der Schmerz recht widrig, ſie wird ſo pretentieuse und unzufrieden, die Coquetterie macht ihr ſonſt leichtes Blut, jetzt iſt ſie eine Penelope, aber nicht auf eine gefällige Art. Man ſagt ſie ſei guter Hoffnung. — Sonſt iſt nichts neues hier vorgefallen, wie mich dünkt. Das Haus in der Esplanade iſt das eine bei dem Palais, und man tröſtet uns, daß es dabei bleiben ſolle, gegen uns über iſt auch keine gute Stelle weil der Graben zu nahe iſt. — Ich habe heut Steuben zur Prinzeß geführt, die gern von ihrem Bruder hören wollte, und habe ihm auch laſſen den Saal und einige Zimmer ſehen.

Die chère Mère ſelbſt iſt wohl, und Carolinchen iſt noch bei ihr, es geht ihr ſehr wohl dort. Zu Weihnachten haben ihr alle Herrſchaften auch beſcheert. Daß Gleichens einen

Sohn haben, und der wohl sein soll, freut mich unendlich, sie sind sehr glücklich die guten Leute. — Meine Kinder sind wohl und lernen jetzt ernstlich, Carl treibt Latein recht ordentlich und Geometrie fängt er auch an. Sie dürfen nicht mehr schwänzen, und gehen 5—6 Stunden täglich in die Schule, Ernst liest recht ordentlich und schreibt auch, und geht erst seit 2 Monaten in die Schule. Er liebt das Lernen, und übt sich sehr vor sich. Jetzt liest er alle Wochenblätter und Comödienzettel, die er habhaft werden kann, auch die Landkarte studirt er fleißig. Sie haben sich gefreut vom alten Onkel zu hören. — Die Frau bleibt recht lange aus, die Staël hätte sie gern gesehen; ich hoffe doch sie hätte es nicht wie die Amelie gemacht, die die Staël vermeidet, und meint sie müsse ihre Reputation schonen, man gäbe so Achtung auf sie in der Welt. — Ich glaube sie interessirte die Frau, und sie würde die Ehre unserer gelehrten Damen retten.

Sonntag den 5. Februar [1804.]

Diesen Morgen habe ich mit dem Bayerischen Officier Caffee getrunken, der mich aus dem süßesten Schlaf aufwecken lassen, Schiller darf einmal nicht aufgeweckt werden, das ist die Regel im Haus — da er eins von uns sprechen wollte, so weckte man mich. Ich habe mir halb im Schlaf von Dir erzählen lassen, und von seiner Reise, er ist ein artiger Mann, ich wollte der gute Carl Steuben hätte mit ihm die Reise machen können. Montag den 30. ist er fort. Sage nur der Mutter, daß ich hier recht für ihn gesorgt

habe, und ihn gepflegt, und daß ich ihn auch in Paris an einen Arzt mit empfohlen hätte, der unser Freund wäre, und ihn gewiß pflegen wird, wenn ihm das Mindeste zustoßen kann. Der Bayerische Officier hat Dich sehr gelobt, Deine Art Dich zu betragen, und mir versichert, der Graf Rechberg hielt große Stücke auf Dich. Hier ein Brief von Göthe, er hat ihn offen geschickt, mit der ersten fahrenden Post soll der Brief und das Geld nach Mannheim abgehen. Es ist traurig, daß die Familie bei dem Vermögen in Noth gerathen konnte. Die Waldungen und Trabesdorf sollen Kalbs wieder haben, da ist es doch garstig daß sie die Schwester in solcher Noth lassen. Von der Majorin höre ich gar nichts, ich fürchte mich auch von ihr zu hören, denn es ist ihr auch nicht zu helfen. Ich glaube aber es geht ihr wohl, sonst schrieb sie am ersten.

Die Novelle ist nicht von Schiller, so etwas kurzes hat er in seinem Leben nicht gemacht, auch kennt er nicht einmal den Namen. — Die Frau wollte doch den 28. Januar abreisen, aber sie bekam den Schnupfen, ich habe noch keinen Glauben, daß sie kommt, ich will aber doch noch warten den Zobel abzusenden, denn er möchte sie verfehlen.

Der Schweizer Geschichtschreiber Müller ist uns eine bedeutende Erscheinung, es ist ein sehr kluger Mann, und spricht mit Lebhaftigkeit und weiß unendlich viel. Sein Äußeres ist nicht empfehlend. Aber seine Einfachheit und ich möchte sagen sein kindliches Wesen erwecken Vertrauen.

Es sind sehr schöne italienische Landschaften von Hackert angekommen, eine Gegend von Florenz, so eine schöne, reiche

Landſchaft ſo ausgeführt, und doch ſo genialiſch iſt mir nicht leicht etwas vorgekommen; die andre iſt eine Gegend bei Rom, wo die Beleuchtung und die Ferne vortrefflich iſt, die glühenden Berge, der lichte Himmel und das durchſichtige Waſſer ſind prächtig, es iſt die Tiber die man ſieht, und das Waſſer iſt ſo ſchön gemacht, daß als ich's ſah, wie eben die Sonne darauf fiel, ich wie einen Spiegel ſah. Man ſagt, die zwei Landſchaften ſollen in der Großfürſtin ihre Zimmer kommen. — Das Schloß hält ſich ſehr gut, in der ärgſten Kälte im December war es ſo warm in den Zimmern, ohne viel Feuer, daß man am Courtage ſich vor Hitze nicht zu laſſen wußte. Da Du die Eſſen wohl angegeben, ſo muß ich Dich loben, auch der Herzogin ihr Zimmer heizt ſich ſehr gut mit wenig Holz. Der Saal iſt auch beinahe fertig, oder vielmehr die Zimmer daneben, der Saal war es längſt, ſieht ſehr gut aus. Ich hoffe, dieſer Brief findet Dich wohl, lieber Alter. Empfiehl mich dem Erbprinzen zu Gnaden, und ſag ihm wie viel Antheil wir an ſeinem Glück nehmen. Die Kinder küſſen den Onkel. Sage der Mutter von Carl Steuben ja, daß ich hier für ihren Carl geſorgt habe, wie für mein Kind, damit ſie ruhig wird. Du biſt herzlich gegrüßt.

Deine treue Schweſter Lotte.

IV.

Briefe Guſtavs v. Schlabrendorf*

an

Frau v. Wolzogen.

[Paris] 11. Thermidor X.

Ihre ſchmeichelhaften Äußerungen ſind es um deſto mehr für mich, weil ich mir jedesmal im Weggehen ſelbſt ſagte, ich habe Sie wohl geſehen und geſprochen, aber es ſei doch nicht eigentlich zwiſchen uns zum Umgange gekommen, wie er zwiſchen ſelbſtdenkenden und wohlwollenden Weſen ganz natürlich beim erſten Zuſammentreffen Statt finden ſollte. Daß ich bei dieſer Bemerkung auch ſtets mein eigener Ankläger

* Graf Guſtav v. Schlabrendorf, geb. zu Stettin 1750, geſt. zu Paris 1824, der edle deutſche Sonderling in Paris, erſt durch Varnhagens von Enſe plaſtiſches Bild (in Raumers hiſt. Taſchenbuch) im Vaterlande bekannt und anerkannt. Die kleinen Zettel aus der erſten Zeit dieſes Briefwechſels, deren wir viele zurückgelegt haben, nur Zu- oder Abſagen auf Einladungen, gehören dem erſten Pariſer Aufenthalte der Frau v. Wolzogen im Sommer 1802 (vgl. B. I. S. 37). Einige dieſer Billets mögen an Herrn v. Wolzogen gerichtet ſein, doch diejenigen, deren Aufſchrift noch erhalten, ſind alle adreſſirt: à Madame la Baronne de Wollzogen.

war, darf ich wohl kaum hinzufügen, denn man ſieht es mir leicht genug, glaub' ich, an, daß ich mit meinen eignen Fehlern längſt bekannt bin, aber daß ich auch die Hoffnung verloren, eine erkleckliche Umformung zu bewirken. Übrigens hat der erbärmliche Wirrwarr unſres Zeitalters und dieſes moderne Babylon nicht nur überhaupt einen unſeligen Einfluß auf mich ausgeübt, ſondern er zerdrückt mich jetzt oft, und that es wenn ich verſuchte Ihnen etwas vorzuſchwatzen. Doch ſchon zu viel.

Eliſa bedarf um ſo mehr Hülfe, weil ich ſie wirklich für ganz unfähig halte ſelbſt zu handeln. Gewiß verdient eine Reihe beſtändig ſich ſelbſt widerſprechender Entſchlüſſe nicht den Namen von Handlungen. Wie es anzufangen ſei, will ich gern mit Ihnen überlegen und deßhalb ſo zeitig mich einſtellen als es der heutige für mich noch ziemlich ſtark beſetzte Tag zulaſſen wird. Ungern höre ich von Beſchleunigung Ihrer Abreiſe. Schlabrendorf.

Eben meldet mir Sophie, daß Sie uns treulos werden, und daß Sie uns gar noch beſtechen wollen. Es ſcheint aber daß Sophie ſich nicht beſtechen läßt, und dennoch mir den Apfel wie eine wahre Tochter Evens anbietet. Was ſoll ich machen? Wir leben einmal in einem ſehr corruptibeln Zeitalter und wenn ich es geradezu nie ſein wollte, müßte ich am Ende geſteinigt werden. Aber Sie müſſen uns auch eine volle ernſte Conferenz wegen Eliſen gewähren, denn ich kann und will einmal nicht die Reſponſabilität für dieſe verſchrobene

gute Seele und ihre Kleinen auf mich nehmen. Alſo — Zug um Zug!

Schlabrendorf.

Ich weiß nicht ob das Muſeum heute andern als Fremden offen ſei? Übrigens weiß ich auch nicht ob ich ein Franzmann oder einer von den angeblichen Deutſchen ſei? Unter allen dieſen Ungewißheiten überlaſſe ich mich Ihrer Führung.

Schl.

— —. Beſonders wäre es mir recht eigentlich fatal, wenn dieſe Kunſt in Charlatanerie ausartete, ehe noch das Publikum ihren ächten Nutzen einſehen lernen konnte; und von der allgemeinen Richtung unſrer Zeit zu ſchweigen, die faſt Alles nach Art der Taſchenſpieler treibt, ſo iſt bereits unter dem ſchwankenden Sinne des Wortes Stereotype der Windbeutelei genug verſteckt worden.

Was mein Schwatzen betrifft, ſo ſtellt ſich das natürlich genug ein, ſo oft Sie mich nur hören mögen; nur vorher und nachher finde ich ſelbſt es unnatürlich, und ich ahne daß meine Rückreiſe nach Deutſchland dieſen Ergießungen ein ſeliges Ende machen werde. Mit einzelnen Menſchen vor mir gebiete ich meiner ohnehin gar leiſe proteſtirenden Klugheit leicht Stillſchweigen, aber mit unſern Landsleuten in Maſſe habe ich nichts zu ſprechen was mir auf dem Herzen läge. Wenn man den deutſchen Hang zur Abgötterei kennt, und die Gallerie ihrer abgeſetzten und regierenden Götter beſchaut, ſo erſtarrt das Wort im Munde. —

Wenn es wie ungesucht käme, meiner zu erwähnen, wie eines zwar durch langen Aufenthalt einheimisch gewordenen, aber wegen Unlust an den Menschen des Tages lieber einsam lebenden, und dadurch etwas Sonderling gewordenen, aber dennoch gutmüthigen Menschen, der, wenn er auf biedere Menschen stößt, sie schätzt und liebt, so wäre es nicht übel. Aber alles Posaunenlob, und geschähe es pianissimo, suche ich aus mannichfaltigen Gründen ungern. Man wird ja aus der Antwort abnehmen, ob sie vielleicht schon den Namen und auf welche Weise etwa gehört, auch ob sie wohl Lust oder höfliche Gleichgültigkeit blicken lassen.

Abends komme ich. Tausend Dank.

Es war mir leid genug gestern Abend das Zimmer hüten zu müssen, einer zwar nicht bedeutenden Unpäßlichkeit wegen, die aber das Ausgehen dennoch verbot. Mein Magen, glaub' ich, fordert auch heute einige Schonung; daher, denk' ich, ist es besser wenn ich nicht zum Essen, sondern nach demselben, zwischen 6 und 7 komme. Fast komme ich mir wie ein verwöhntes Kind vor, das durch zu viele Güte täglich noch mehr verwöhnt wird.

Zu dieser berühmten Oper bin ich in der That ein sehr unpassender, mißgelaunter Liebhaber, und in einer Opernloge bin ich noch weniger als irgendwo ein guter Gesellschafter. Alles das geb' ich Ihnen zu überlegen. Wollen Sie aber

dennoch, nun ſo will ich ſogar die Pferde am Thriumphwagen führen helfen. Immer lieber als in dem Wagen ſelbſt ſitzen.

Ich komme zum Eſſen. Alles was ein Menſch ſagen kann, das glaub' ich faſt anhören zu können, denn es wird mir nicht ſchwer meine Stelle mit andern zu wechſeln, weil Natur und meine erſte Bildung mich nicht unempfänglich ſchuf. Aber von meiner eignen Lage am ſpäten Abende meines Lebens vermag ich deßfalls gar keine anſchauliche Vorſtellung mitzutheilen, weil es kein leidenſchaftlicher Zuſtand iſt, keine Verzweiflung, kein Ingrimm, kein Trübſinn, wenn dieſer letztere freilich wohl in gewiſſen Augenblicken ſich anmeldet, doch bald wieder die Herrſchaft aufgibt. Nein es iſt eine Art von gezwungner, nicht mehr heilbarer Verzichtleiſtung, die mit einer körperlichen Abſpannung begleitet iſt, welche ich ſogar für Seelenabſpannung halten würde, wenn nicht gewiſſe Vorſtellungen in mir ihre Herrſchaft behalten hätten. So etwas läßt ſich nicht beſchreiben.

Es ſollte ſich nun einmal geſtern unglücklich fügen, und zwar vom frühen Morgen an, denn anhaltender ward ich nie unterbrochen. Heute glaub' ich gegen acht Uhr ganz frei zu ſein. Geſetzt Ihre Viſiten wären nicht beendigt, ſo warte ich. Hätten wir Abrechnung zu halten, wie ſtünde es da mit mir, aber die Güte, mit der ich's zu thun habe, leidet kein Berechnen.

Ich darf heute nicht über meinen ganzen Abend ſchalten, weil entweder der frühere oder ſpätere Theil ſchon verſagt iſt. Wiſſen Sie wohl, daß das erſte Stück, letzthin im Theater Feydeau, les évènements imprévus hieß, und zu den berühmteſten gehört? Marie Antoinette liebte es vorzüglich, und beſonders die Arie des Marquis: Voilà, voilà, ce qu'elle m'a dit — de ses yeux! Ein ſo übel unterrichteter Liebhaber des hieſigen Theaters bin ich.

Etwas früher oder ſpäter werde ich nachfragen, ob Sie vielleicht noch heute Abend zu ſehen ſind, und wenigſtens das erborgte Buch zurückbringen.

Für mein Ich iſt die Nachricht der Verlängerung eine gar erfreuliche, und was den guten Adolf betrifft, ſo mag der Himmel der es einrichtet, daß die Mamas und Großmamas ihre Kinder gern verzärteln, auch dem Unheil wieder abhelfen. Sagen wie es geſchehen könne, aber freilich nicht ſelbſt ausführen, iſt das mir vom Himmel beſchiedene Talent.

Eigentlich vermiſſe ich in dem lieben Zettelchen wie die Nacht zugebracht ward. Ferber aber verſichert wenigſtens nicht ſchlimm.

Alexander Humboldt und Lecoq ſind ehegeſtern Abend angekommen. Letzterer war ſo eben bei mir, und meldete jenen an. Der Prinz hat um Päſſe nach Paris anhalten laſſen. Mögen ſie nicht etwa gar abgeſchlagen werden. Über das Gerücht daß der ältere Humboldt Rom verlaſſe, wußte Lecoq durchaus nichts Beſtimmtes.

Ich ward gestern Abend ganz unvermuthet abgehalten, heute muß ich in steifer Gesellschaft speisen, und weiß nicht, ob ohne sie zu beleidigen ich bald werde fortgehen können. Sonst geht es ohngefähr wie es mir zu gehen pflegt; ich lebe, ohne mehr recht bestimmt zu wissen wozu.

Tausend Grüße an die herzliche Magdalena, die unveränderliche. Sollte ich ja nicht heute Abend kommen, so ist es, weil langweilige Leute mich festhalten.

Ich blieb gestern Abends zu Hause, weil ich zuerst späten Besuch hatte, und nachmals glaubte wohl zu thun, wenn ich im Bette durch warmes Getränk in mir eine vermehrte Ausdünstung beförderte. Heute werde ich ausgehen, mithin auch Abends erscheinen. Ruhe im Betragen ist nicht immer Kälte. Die erste ist was ich ganz vorzüglich zu suchen habe, denn sonst wüßte ich unter den heutigen Umständen das Leben kaum zu ertragen, und ich befördre sogar eine Art von leichtsinniger Zerstreuung in mir, um mit stets erneuerten Empfindungen herber Natur vorläufig fertig zu werden. Ob andere so etwas in mir nicht zuweilen anders auslegen, kann ich selbst nicht beurtheilen.

Der Himmel ist eben recht hübsch, doch will ich zugeben daß uns diese Ansicht für heute Abend acht Uhr nichts gewisses verspricht. Indeß bin ich jederzeit in Verlegenheit wenn ich im Voraus Ort und Stunde verheirathen soll. Denn gewöhnlich bin ich Abends nicht zu Hause, und muß also zurück

oder meine Beſuche darnach einſchränken. Kommen werd' ich gewiß, aber ob ich vorher zu Hauſe ſein werde, bleibt zu ungewiß, daß Sie deßhalb einen Umweg machen ſollten.

Ich ſpeiſe bei einem Danziger wo vermuthlich ein Theil oder das Ganze der beklagenswürdigen Preuß. Geſandtſchaft ſein wird. Vielleicht komme ich zu rechter Zeit ab, und etwa mit Lecoq, Sie zu beſuchen. Geſtern war Beſchlag auf meine beſcheiden ſtolze Wenigkeit gelegt worden.

Unvermuthet ward ich geſtern abgehalten, und werde um ſo mehr für heute Abend auf der Hut ſein. Kann ich einen Augenblick finden, denn ich war heute noch nicht allein, und erwarte noch fernere Unterbrechung, ſo ſchreib' ich unſerer Caroline. Über die Nöthigkeit eines Erinnerns lieber mündlich, denn es ſchmält ſich nicht gut auf dem Papiere.

Ich muß den Abend in Faubg. St. Germain zubringen, werde aber zu rechter Zeit der lieben Einladung folgen. Über die Zeit der Wünſche für mich ſelbſt bin ich nun ſchon hinaus. Möchten meine Wünſche für andre ſo glücklich eintreffen, als ſie redlich gemeint ſind.

Beikommend ein Heft, in welchem die Girardſche Lampe ihrem Innern nach erklärt wird, welches ich geſtern Abend mitzutheilen verſprach.

Ich habe die erſte gemilderte Nacht gehabt, und hoffe daß das Übelſte überſtanden ſei.

Meine häusliche oder ſtübliche Exiſtenz iſt nicht für Krankheit dieſer Art eingerichtet. Manche Perſonen kann ich nicht wohl abweiſen laſſen, andre will ich gern annehmen, mithin muß ich für alle zu Hauſe ſein, und jemandem ſagen: Sie bleiben zu lange, ſetzt voraus daß man ihn duzen könne, oder daß er, auch wo ſein eignes Gefühl nicht hinreicht, nicht zürne, wenn man ihn belehrt. Darf man das vielen zutrauen?

Daß L. nicht fortgegangen ſei beim prinzlichen Beſuch, verſteht ſich ſchon von ſelbſt. Möge ſie nicht etwa den Prinzen haben überführen wollen, daß wenn man L. zum auswärtigen Miniſter gemacht hätte, die ganze Welt nunmehr glücklich wäre.

Mit mir würde es beſſer gehen, träte nicht Heiſerkeit an die Stelle, ſo daß mir das Reden beſchwerlich wird.

Von St...s coloſſalen Planen iſt mir nichts bekannt. Alexander hab' ich lange nicht geſehn, und er hat nur in einem Punkte Unrecht, nehmlich ſich zu entſchuldigen, wenn wir uns begegnen, denn ich bin ganz ohne Anſpruch auf die Beſuche eines Mannes, der ohnehin ſeine Zeit zwar zu verdoppeln oder zu verzehnfachen verſteht, aber ohne dadurch ſich Zeit genug für ſeine vielfachen Zwecke zu verſchaffen.

Was mir, ſowie dem guten Lecoq ſelbſt, etwas auffällt, iſt daß man unerwartet dieſen zurückruft; auch erwähnte er

gegen mich, daß St... im Grunde des Herzens noch einige Hoffnung auf den hiesigen Heiland nähre. Möge sie ebenso gegründet ausfallen als sie mir ungegründet scheint.

Ich werde das Übersandte in Anschauung nehmen. — Der gute Adolf konnte etwas besseres besuchen in dieser Pariser Welt, als die Krankenstube eines abgelebten Mannes.

Es geht wenigstens nicht schlechter, aber gar langsam vorwärts. Lecoq wird Anfangs nächster Woche nach Berlin gehen.

Meinen Gruß an Ritter Adolf. Wäre ich nur auf den Beinen, wir sollten uns wohl etwas näher kennen lernen.

Es ist heute gegen Abend ganz leidlich, obgleich die eingenommene bittere Gallert den Auswurf eben nicht vermehrt hat. Ich denke nicht gar lange ein Gefangener zu bleiben.

Heute erhielt ich unterm 12. April vom einzig hinterlaßnen Sohne die Nachricht, daß mein älterer Bruder nehmlicher Ehe am 16. Januar auf seinem Gute Seggau bei Glogau verstorben sei. Friede mit seiner Asche! Er galt für den ersten Einfädler der gegen mich vorgenommenen Procedduren. Wie dem auch sein mag, ich war entschlossen keine Fehde mit ihm zu haben, nur wußte ich nicht genau, auf welchem Fuße wir eigentlich als Nachbarn gelebt haben möchten. Der der Vertraulichkeit wäre schwer gewesen. Friede mit ihm!

Wäre der Tag nicht so rauh gewesen, so hätte ich wohl ausgehen dürfen; denn mein Übel ist, wenn gleich nicht völlig verschwunden, doch in seinem heftigen Gange gebrochen. Allein der eingefallene Regen verspricht eine Abänderung im Zustande der Luft, so daß ich hoffe der morgende Tag werde mir das Ausgehen nicht länger verweigern.

Möge die umändernde Witterung auch im Hôtel des Princes heilsam wirken.

Es ist des Wetters wegen daß meine Bekannten mir widerriethen auszugehen, denn sonst ist mein Schnupfenzustand nicht mehr schlimmer als er zuweilen ziemlich anhaltend zu sein pflegt. Ich wünsche selbst wieder in Berührung mit der Luft und mit Menschen zu kommen. Glücklicherweise werden die Leute meiner Art durch eine junge Welt verdrängt, die noch nicht Zeit hatte sich zu grämen. Möge Adolf alles genießen und ins Werk stellen was ich träumte.

Ich zweifle, ob ich wohl thue außerm Hause zu essen. Käme die Sonne ein wenig warm zum Vorschein, so hätte ich allerdings Lust auszugehen, und könnte Euch gleich nach Tische besuchen. Wenn nicht ein Schreibfehler vorgegangen ist, so sehe ich keinen Aufschub in der Reise, denn Sonntag war ja der bestimmte Tag der Abfahrt. Alles andre mündlich.

---

1. Sept.

Für dieſes Mal müſſen Sie nicht erwarten daß ich das Schickſal ausſchimpfe. Wenn's nicht ſchlimmer kommt, rathe ich Ihnen ſtille zu halten. Überdem wäre es auch unhöflich von Ihnen, ſo pünktlich am erſten angeſetzten Tage abzureiſen, wie noch kein rechtlicher Reiſender je von Paris abging. Sein Sie lieber nicht mehr und nicht weniger als ſo viele andre; das wird mir Herz machen in Ihrer Gegenwart zu ſein wie ich bin.

Schlabrendorf.

[Paris.] *

Ob es meine Schuld ſei, daß ich ſeit einiger Zeit Sie weniger ſah, habe ich mich nicht einmal gefragt. Das weiß ich nur, daß es nicht vorſätzlich geſchah. Seitdem ich die Hoffnung aufgab, eigentlich an meinem rechten Flecke zu ſtehen — und dieſer Fleck bedurfte keineswegs etwas gar Hohes, noch weniger etwas Außerordentliches zu ſein; nur manches um mich her müßte einer allmäligen Unterſuchung und vernünftigen Abänderung fähig ſein — ſeitdem habe ich das Intereſſe nicht in der Sache, die mich beſchäftigt, ſondern in der Art, wie ich ſie treibe, mithin in meiner Aufopferung geſucht, weil auf dieſe Art das Intereſſe von ſelbſt entſteht, und wer könnte ohne Intereſſe leben, wenn er vorher je gelebt

* Dieſer und der folgende Brief wahrſcheinlich nach der Zeit des zweiten Aufenthalts der Frau v. Wolzogen in Paris im Winter 1807 [B. I. S. 42].

hat? Daher treibe ich, zur Verwunderung anderer und ohne genau zu wiſſen warum, faſt alles mit einer Heftigkeit, die ausſchließend ſcheint, und doch gerade die Folge davon iſt, daß ich müßig am Markte ſtehe, und den Müßiggang fürchte wie der phyſiſche Menſch den Tod. Gleichviel alſo welche Kleinigkeiten mich ſo beſchäftigten, daß ich keine Zeit zu erübrigen wußte unſern Umgang durch Gewohnheit — dieſes mächtigſte aller Mittel — in Vertraulichkeit zu verwandeln. Meine eben erklärte Berufsilluſion abgerechnet, dürfte es wohl noch einen andern Grund geben. Was ich in dieſer oder jener Hinſicht verdienen dürfte, weiß ich wohl, durch Hülfe langer Erfahrung, zu berechnen; aber was ich fordern darf, das weiß ich oft weniger als das unerfahrenſte Kind zu beſtimmen. Daraus entſteht zuweilen Verlegenheit, weil ohne Forderungen kein Umgang, beſonders nicht, wo Verſchiedenheit des Geſchlechts ſo manche zarte Verhältniſſe veranlaßt, eigentlich beſtimmt werden und ſo einen ſichern, einen ungeſtört befriedigenden Gang nehmen kann. Endlich — und ich muß ſelbſt über meinen Profeſſorvortrag lachen — endlich aber gehört die Schuld, wenn doch Schuld aufgeſucht werden muß, nicht einem Theile allein, ſondern beiden. Denn was der eine nicht kann, gibt ihm oft der leiſeſte Wunſch des andern in einem einzigen Augenblick. Wie der ſchüchterne Jüngling — denken Sie an Rouſſeau, um Avignons Mauern ſeine Schöne führend, und über ihre unbeſiegbare Grauſamkeit verzweifelnd, als eine ſtille Umarmung ihm eine neue Welt öffnete — wie beim erſten Eintritt unſre heißeſten

Begierden in ſich ſelbſt einen unüberwindlich ſcheinenden Widerſtand finden, ſo kann auch am Abende des Lebens ein Mann von Empfindung oft nicht glauben, daß ihm werden könne was nur die freieſte Gabe ihm zu ſchenken vermag. Ja es kann eine Lage geben, in welcher ſolch ein Mann weit entfernter als der Jüngling Rouſſeau iſt, zu wähnen, daß er Schöpfer eines Verhältniſſes werden könne, das für beide vollkommen anpaſſend wäre. Denn unſre Sprache kennt nur allgemeine Claſſen, wie Liebe, Freundſchaft, Wolluſt u. ſ. w., aber für gebildete Menſchen gibt es der Umgangsarten unendlich viele. Das Vertrauen, welches in keinem Augenblicke Gränzen fände, das unaufhörlich laut Denken, mag dem jugendlichen Sinn wünſchenswerth erſcheinen. Wer gelebt hat, weiß am beſten ob es möglich ſei; nur weiß es der edle Menſch auf einem andern reichhaltigern Wege als der gemeine Menſch, der von Jugend auf in eigner Bruſt genug Veranlaſſung zum anhaltenden Mißtrauen fand. Können wir uns aber nicht über unſre Natur erheben, nun ſo gibt es für jedes Paar wohlwollender und leidlich ausgebildeter Menſchen auch Gränzen wie ſie ihr Wohlwollen und ihre Bildung einem jeden in Hinſicht auf den andern vorſchreibt, und innerhalb dieſer Gränzen gibt es ein weites, ein ſchönes Reich. Uns iſt es nicht geglückt dieſes unſer Reich zu kennen und Hand in Hand zu bereiſen. Den Verluſt für mich weiß ich zu ahnen; nur wäre es Heuchelei wenn ich ſagte, ich ſei deßhalb betreten. Wie könnte ich es ſein, da ich ganz anſpruchslos ſein mußte, und wirklich war. Doch bin ich ziemlich gewiß, daß wenn das

Schickſal nähere Berührungspunkte herbeiführte, Sie zwar außer den obenaufliegenden Fehlern andre Disharmonien genug finden würden, ohne daß ich dabei verlöre. So viel ich die Menſchen etwa kennen mag, und beſonders Ihr Geſchlecht, ſo vermuthe ich daß die beſſern Frauen für ächte Güte, für gemäßigte, aber unzerſtörbare Zartheit der Empfindung kaum einen Preis zu hoch achten, und ſo bin ich meiner Fehler wegen gar nicht beſorgt. Liebe und Freundſchaft, ohne Kenntniß der Fehler des geliebten Gegenſtandes, iſt ein — Sommernachtstraum, und ich will es niemand verübeln, wenn er ſich deſſen freut; nur ſollte er nicht jammern, wenn es Tag wird. Vielleicht iſt es ein glücklicher Umſtand, daß meine Hand kein größeres Papier ergriff. Zuerſt hofft man Liebe, dann ſucht man ſie, zuletzt ſchwatzt man gern davon.

Du forderſt, Liebe, daß bei der Rückgabe inliegender Blätter ich ein Wort meiner Hand dazuſetze. Was ich mündlich und abgebrochen erwiederte, ſchien Deinem Herzen wohl zu thun: ach, werden die kalten Züge der Hand, denen gebricht was Anblick, Stimme und Lage des Augenblicks an innerer Überzeugung nur allein zu geben pflegen, ach werden dieſe Züge, die ich mit ſchüchterner Eile hinwerfe, und in einem mir ſelbſt unbegreiflichen Gemiſche von fremdartigen Gefühlen und Vorſtellungen, werden ſie eben ſo wohlthätig wirken? Doch, Du willſt es!

Alles was ich gewiß nun weiß, iſt, daß die beſten Men-

ſchen ſich ſelbſt ein Räthſel bleiben. Wie wenig glauben wir zu fordern? und was vermögen wir zu leiſten? Sei offen, nur offen! Ja, das fordert ſchon der Biederſinn; ſollten die zarten Gefühle eines liebevollen Herzens nicht mindeſtens ebenſoviel fordern dürfen! Und dennoch, welche Sprache faßt den Gemüthszuſtand eines grauen Kindes nach der langen Traumjagd ſeines Lebens! Und iſt es denn wohlgethan, iſt es oft auch nur erlaubt, manchen innern Zuſtand ſelbſt dann mitzutheilen wenn er nur irre leitet, nur betrüben kann! Welchen Troſt kann der geben, der, außer dem fortdauernden Entſchluſſe Menſch zu bleiben, wo er zum möglichen Einwirken ſich aufgefordert dünkt, ſonſt keine Hoffnung, keinen ächten, ausdauernden Genuß mehr zu ahnen vermag? keinen entfernten Wunſch mehr auszuſprechen verlangt? Soll er das noch niedergebeugte Herz dadurch aufrichten, das zärtlich ſich anſchmiegende Herz dadurch belohnen, daß er ihm unaufhörlich zurufe: Alles iſt Täuſchung! Für wen es nichts mehr gibt als vergangene und kommende Schauſpiele menſchlichen Treibens ohne alles Zauberlicht, ach, der hat ſein ſchönſtes Daſein unter den Menſchen verloren, und für ihn bleibt nichts Beſſeres übrig, als Behutſamkeit, wie er um ſich her nicht jedem andern unzeitiger Weiſe ſein Bischen Täuſchung raube. Was er nicht mitgenießen, nicht erregen kann, das hat er deßhalb kein Recht zu ſtören, zu vernichten; ja, das Beſte, was er noch ſchauen kann, ſind Menſchen die auf unſchuldigem Wege ſich ſelber täuſchend vorüber hüpfen. Das einzige Glück, auf das er ſelbſt noch Anſpruch machen kann, iſt irgend

ein ſchöneres Gefühl des Augenblicks dankbar hinzunehmen. Weit ausſehende Entwürfe der Freundſchaft vermag er nicht mehr zu ergreifen. Die ſüßen Träume der Liebe ſind dahin, wie die ſchönſten Gefühle des Kindes für den ſteif gewordenen Mann dahin ſind. Unſre Natur läßt ſich nicht feſthalten; nur was ſie geben will, und wie wenig es ſei, das ſoll uns genug dünken.

So weit mein ſchüchternes Auge ſieht, hab' ich nichts Übertriebenes niedergeſchrieben, es betreffe Thatſache oder Lebensregel. Aber ſelbſt unter der Vorausſetzung hoher und mannichfaltiger Übertriebenheit, verſpricht der vorgezeichnete Weg die einzig übrigen Heilmittel. Genug alſo zur Entſchuldigung des Kranken oder Gelähmten, wenn es blos auf Entſchuldigung abgeſehen wäre: doch welche Freude, welchen Genuß ſoll dieſe Schilderung dem zarten Herzen verheißen, das ſo vielen Genuß geben möchte! O des Klagens iſt ſchon öfter und gediegener meinen Lippen entſtrömt als gut, als männlich war. Sollte nun gar die Feder noch das Klagelied feſthalten? Ich, der nur eins noch feſthalten ſoll, das Bischen übriger Kraft aus ſchönern Zeiten, für die nächſten, auch bald vorübergeflogenen Aufforderungen; ich ſollte durch ſtete Mittheilung jedes Rückblicks, jeder finſtern Laune, etwa gar dem Frohſinn gefliſſentlich entgegenarbeiten? Nein, auf dieſem Wege entſage ich lieber der Offenheit. Ja, ich fordre Dich auf, vor dieſer Offenheit mich zu warnen, zu beſchützen. Selbſt die Zukunft iſt für mich nur die Wiederholung des Vergangenen. Es empört ſich in mir, ich weiß nicht was alles,

wenn von ausgedehnten Entwürfen, von feierlichen Verabredungen für Menſchenglück, für zarte Gemüther die Rede iſt. Was ich zu geben vermag, das weiß nur eine höher waltende Kraft. Alles was dieſe in mir zulaſſen wird, nehme ich ferner dankbar hin und theile es mit, wie ich es empfange. Keine Berechnung mehr! Laß mich im ſchönſten, edelſten Sinne für den Tag leben; und ſo wird es mir vielleicht möglich, daß der Freundin eng anſchließendes Herz nicht blos gebe, ſondern auch empfange, mehr als ich hoffen durfte. Nicht auf Wünſche, auf Verheißungen laß uns bauen; auf Treue vielmehr gegen unſer beſſeres Selbſt, gegen jede erkannte Wahrheit. Nicht das Bündniß iſt es, das da bindet, aber aus edler Zuverſicht erwächſt ein nie ausgeſprochner Bund. Gelänge es mir, nicht ohne ſchönen Erfolg beſchäftigt zu ſein für unſre gedrängten Zeitgenoſſen, ſo genießeſt auch Du meines Genuſſes, oder ahneſt in mir den Willen der nicht in That überging. So theile ich mit Dir, was für Deine Lieben Du beginneſt und vollführſt.

---

18. April. [1809.]

Nur drei Worte an Dich, liebe Caroline, durch Alexander Rennenkampf. Oft habe ich an Dich als Dulderin gedacht, aber die Natur, ſagte ich, läßt den Schmerz vorübergehen, und die Erinnerung, ſeinen Empfindungen auch durch eigene Aufopferung treu geblieben zu ſein, bleibt als ſüßer Lohn zurück. Jetzt lebſt Du wohl vorzüglich für Deinen Adolf, der ſchön aufgeblüht ſein muß. Laß mich ein paar Worte

über ihn und Dich hören. Im Sommer werd' ich Schleſien beſuchen müſſen, wenn es überall dort noch etwas für mich geben ſoll. Mithin iſt die Zeit nicht weit, wo ich Dich wiederſehe. Nicht unwahrſcheinlich mit unſrer Caroline Humboldt zuſammen, von welcher und von mir Rennenkampf Dir manches erzählen kann. Aller guter Segen über Dich.

Guſtav.

Paris, 29. März. [1815.]

Tauſendfachen Dank, liebſte Caroline, für Deinen herzlichen Weihnachtsgruß. Alles Gute und Schöne, was Du mir ſagſt, geht wahrlich nicht verloren, und Du wirſt mich beim Wiederſehen zwar ſehr gealtert, aber im Grunde nicht verändert finden, vielleicht nicht einmal kritlicher oder mürriſcher, obwohl Du ſolche Launen mit derſelben liebevollen Sanftmuth zu tragen vermagſt, durch deren Milde Du wohl zuweilen dergleichen Anfälle in mir hervorgerufen haben kannſt. Ungeduldig kann ich werden, aber nicht unduldſam, geſchweige je grollend, und ſo verdiene ich auch Duldung, die ich ſelbſt unverdient von Dir empfänge, liebe Gute. Ob ich aber ein Deutſcher ſei, das, glaub' ich, vermagſt Du zu beurtheilen. Soviel iſt gewiß, daß ich nie aufhörte mich dafür zu halten, und es müßte gar wunderlich zugehen, ſollte ich bei meiner Rückkehr nicht dafür gelten. Mehrere ſcheinen dieſe zu wünſchen, und ich ſelbſt nicht minder als irgend einer von ihnen. Nicht etwa, als ſchmeichelte ich mir, irgend etwas Erhebliches, oder überall nur Sichtbares hervorzubringen; allein, darum

war es mir auch nie zu thun. Schon genug für den Biedermann, als ſolcher anmaßungslos zu fühlen, zu denken, ſich mitzutheilen und zu handeln; kommt doch alles wahrhaft gute Wirken wie von ſelbſt, und braucht auch hinterdrein nicht ängſtlich verglichen und abgewogen zu werden. Tüchtig hat unſer Volk ſich in der Noth gezeigt, und ich traue ihm zu, es werde ſo fortfahren. Aber ehe die haltbare Form, die Du mit Recht herbeiwünſcheſt, entſtehen dürfte, gibt es wohl des Taumelns auf thätigem Felde öffentlicher Geſchäftsführung noch unabſehlich viel; denn es ſcheint mir, oben wie unten, noch an aller dazu gehörigen Erfahrung zu gebrechen, und das Sprudeln unſerer rüſtigen Schriftſteller, denen man dieſen Erfahrungsmangel auch meiſtens abmerkt, thut's wahrlich nicht allein, wenn es gleich zu dem allgemeinen Taumeln wenigſtens eben ſo nothwendig ſein mag, als den Kriegsleuten ihre Trommelſchläger und Spielleute.

Über das hieſige Unweſen ſage ich, trotz dem was es jetzt eben befremdendes haben wird, heute nicht viel; denn ich wüßte kaum, wo recht anzufangen, und würde am liebſten auf vorgelegte Fragen redlich antworten. Noch vermag der Deutſche nicht die hieſige Nation, nachdem ſie 25 Jahre getummelt worden, zu begreifen. Sie liegt im Fenſter, aber meinungslos iſt ſie keineswegs. Das hat ſich zur Gnüge unter den albernen Verſuchen gezeigt, die ſie durchaus wieder rückwärts führen wollten. Die eigentliche Gefahr habe ich mehr als einem verſtändigen Deutſchen im verwichenen Frühjahr vorhergeſagt, allein es war zu ſpät, und ſchon im erſten

Zuſchnitt alles verdorben. Man führt die Völker nicht wie einen Hofkreis, aber das glaubt kein Gaukler, und gerade um deſto weniger als er auf einer höhern Stufe ſteht. Dort hört man heute zwar, billigt auch, bleibt aber wie zuvor. Nun ſo will denn Erfahrung nur erfahren ſein! Alles was hier geſchah, war ſo klar wie ein Rechnungsexempel, aber Niemand verlangte ſeine Augen zu gebrauchen, und in Wien hatten ſie ja übermäßig viel zu thun, ehe es ihnen gelang ſich vor aller Augen zu — proſtituiren. Doch wozu jetzt das Schelten! Halte mir alſo den zweckloſen Eifer zu gute. Deinem braven Adolf hab' ich Glück gewünſcht, daß er gerade beim erſten Schlagen doch wiſſe, warum; doch es kann, gegen den alten Brauch, ihm noch mancher ähnliche Fall begegnen. Möge er Deinem mütterlichen Herzen ſtets Freude gewähren; aber wenn die geſammte Tageswelt ſich tummelt, ſo muß es der gute Junge auch.

Dieſe Zeilen bringt wahrſcheinlich ein Schleſier, Baron Kloch, der im vaterländiſchen Streite nicht zurückblieb, und für den Nothfall auch wieder ſich bereit hält, übrigens ein wißbegieriger, wohlmeinend thätiger junger Mann, der in England und hier Achtung und Vertrauen erwarb. Er wird eine kleine Sammlung von Gelegenheitsreimen einhändigen oder einſenden, die ich bitte, nach gemachtem Gebrauch ſofort weiter zu ſenden an den Hauptmann Varnhagen von Enſe, Prß. Legationsrath in Berlin.

Ich leide zwar am Rheumatismus, der mich am Ankleiden und Ausziehen hindert. Aber der ſich nahende Frühling

wird helfen und mich reisefähig machen. Tausend Grüße an unsre Freundin in Berlin, deren Aussichten jetzt auch ins Stocken gerathen. Wir sehen uns aber alle gewiß wieder. Seid nur guten Muths und behaltet mich lieb.

Paris, 22. Juli (1815).

Dein Adolf ist wohlbehalten, liebe Caroline, mithin sei guten Muthes. Obrist Pfuel, ein vorzüglich geachteter Offizier vom Oberstabe des Blücherschen Heeres, nunmehr Commandant der neuen Babel, verbürgt mit seinem Ehrenworte, daß weder Adolf noch sonst ein Offizier von sächsischer Geburt unter den Todten, Verwundeten oder Vermißten sei. Deß freue ich mich doppelt, weil ich Dich nun wieder schelten darf. Wie magst Du, überkluges und übersorgliches Wesen, Dich erdreisten gegen Mich zu rebellen, wenn mein allerhöchster Wille Dir kund geworden? Bestimmt hatte ich vorgeschrieben, die eingesandten Verslein sofort an den Legationsrath B. zu befördern. Wirst gewiß überschwengliche Gefahren erträumt haben. Hart ist es für einen Graubart, der geradezu nichts Gescheites bewirken kann, auch nicht einmal unter der Larve und für den flüchtigen Augenblick, auf Einzelne gescheit einwirken zu dürfen. Kloch hat eben auch nichts gemeldet, aber der arme Junge hat trotz seines sanften Gesichts und seines geprüften Biedersinnes, doch der blindwüthigen Antigallomanie zum Opfer in Erfurt dienen müssen.

Habe die Güte nachzufragen, ob nicht ein Werk unter dem Titel: Les voilà! im Buchhandel sei? und laß mir ein

Exemplar durch Preuß. Gelegenheit zukommen. Der Drucker oder Verleger dürfte wohl in Frankfurt leben, aber nicht Luſt haben, ſich zu nennen; mithin frage lieber ohne zu merkliche Neugier, ganz unbefangen.

Über das hieſige Unweſen läßt ſich nichts Geſcheites erzählen. Iſt's doch einmal Art der Corſiſchen Erben, daß nie die Mächtigen das Nothwendige beſorgen, ſondern es durch Zufall beſtimmen laſſen, und dann ganz verblüfft auch nicht einmal Nein zu rufen wagen. Kein Menſch will das alberne Liliengeſchmeiß ſo unbedingt hergepflanzt haben. Gerade eine politiſche Null, wie der pure gute Soldat Wellington, der läppiſch erſcheint, ſobald er etwas mehr ſein will, gerade der muß ſie von ſeinem Pferdespürzel auf ihren Thron fallen laſſen. Da ſitzen ſie und wiſſen nicht aus noch ein. Preußenwuth und Coalitionsunſinn können vielleicht das Wunder herbeiführen, daß die unwürdigſten Fürſten der Erde ſich endlich in die Arme ihrer Nation werfen. Schon einigen ſich die Parteien, im Heere und in allen Ständen, zur Beſchirmung des Gemeinwohles. Der Name Preuß gilt hier durchaus ſo viel als Franzos in Deutſchland, etwas Schlimmeres als Hund, Wolf oder Tiger. Deß freuen ſich gar Viele unter ihnen, und betheuern, ſie *wollen* gehaßt ſein. Was bleibt noch zu ſagen, wenn Offiziere von Rang und Reife bejammern, daß Paris nicht erſtürmt worden, weil es berechnet war, daß nicht mehr als acht Tage dazu gehörten um die Babel gänzlich einzuäſchern? Meines Bedünkens hätten ſie durch dieſe chirurgiſche Operation einen weſentlichen, vielleicht

nothwendigen Dienſt der Nation geleiſtet, die dadurch zu einem neuen, kräftigen und harmoniſchen Leben erwachen konnte. Aber wehe jedem, der ſich berufen fühlt den Henkersknecht der Vorſehung zu ſpielen. Doch was fremde Rachſucht unvollbracht ließ, kann innere Parteiwuth noch unternehmen. Einig ſind die nachgereiſten Eroberer noch über nichts, als daß man Geld nehmen müſſe, Geld, Geld. Blücher mault, weil die ſelig Jenaiſche Brücke noch ſteht, und als ein ächter Deutſcher hätte ich ſeinen tollen Plan noch beklatſchen müſſen, weil er poetiſch war, und vielleicht auch epiſch, dramatiſch, mimiſch, weil er durch Goltz das Prinzlein Talleyrand einladen ließ, ſich vor der Sprengung auf die Brücke zu ſetzen. Wenn wir irgend einmal ſo viel geſunde Vernunft erobern, als wir Phantaſie in alle Weltgeſchäfte zu legen wiſſen, dann dürften wir uns mit Recht das größte Volk der Erde dünken; ſonſt aber dürfte unſer Vaterland wohl nur das größte Narrenhaus werden, und in dieſem der Preuß. Staat den oberſten Platz einnehmen. Ich für meinen Theil darf nichts mehr hoffen, und muß mich täglich mehr ans Tragen und Dulden gewöhnen. Für mich ſelbſt kann es eigentlich nie wahrhaft unglücklich zugehen, aber meine Verrücktheit war immer nach Gemeinwohl zu ſtreben, wovon heute ſo viel geſprochen, aber auch nur geſprochen wird. Rechne auf wenig, und lebe in Deinem Kreiſe glücklich.

Montags 20. Novemb. [Paris 1815.]

Maler Frank aus Berlin, seit 1810 in Paris, bringt Dir diese Zeilen, liebe Caroline. Es ist ein Biedermann, der ganz seiner Kunst lebt. Nur kurz wird er in Frankfurt und Heidelberg verweilen, um zu seinen Studien zurückzukehren. Daß Du ihn freundlich aufnehmest, bedarf ich nicht zu bitten; hilf ihm auch in seiner Kunst, durch Rath und Bekanntschaft mit Kunstwerken und Künstlern.

Der Anblick Deines Adolfs hat mir viel Vergnügen gemacht. Aus einem schlanken Jüngling ist ein festgebauter Mann erwachsen. Genauer würde ich bei fortgesetztem Umgange gewiß mit ihm bekannt; diesesmal war er zu kurz und in Gegenwart Andrer bei mir, um völlig die Dienstattitude eines jungen Offiziers gegen seinen Obristen los zu werden. Die zu seiner vorläufigen Equipirung verwandten 600 Franken finden sich zwischen uns gelegentlich.

Deine Schwäger haben mich besucht, der Obristlieutenant bei seiner Durchreise, der General öfter während seines Hierseins. Ersterer zeigt sich stets wie einen heitern, wohlwollenden Mann. Der General läßt auf Gehalt, Erfahrenheit und rechtliche Empfindung schließen. Deinen Adolf habe ich aufgefordert von sich hören zu lassen, wäre es auch nur durch die Mama. In Breslau gäbe es allerdings gute, und auch sehr schlechte Gesellschaft, vorzüglich diese in der ersten Klasse, namentlich im ersten Hause, nehmlich bei dem thörigten Prinzen B. Weiß ich einmal etwas Näheres über seine Art in Breslau zu leben, könnte ich ihm vielleicht einige

nützliche Bekanntschaften verschaffen, die er in gewöhnlichen Zusammenkünften nicht leicht antreffen oder doch auffinden möchte. Aber von Berlin aus wird ihm der General auch beispringen können. Passenden Umgang muß ein junger Mensch haben, sonst verfällt er fast unvermeidlich in schlimmen.

Über das schändliche Unwesen der hiesigen prahlerischen Friedensstifter, die nichts als Mord und Raub und Scheusal stiften, mag ich nicht viel schreiben. Heute soll endlich das saubere Befriedigungswerk vollzogen werden. Unter sich und gegen sich, wie gegen Alle, unredlich, scheuen sie sich blos vor dem Kothe und Steinregen, der sie zu Hause erwartet; deßhalb muß ein Geheimartikel die Schutzverbindlichkeit der auf den Thron geführten Teufelsbrut zusichern, obwohl der hiesige Hof durchaus auf Öffentlichkeit des Artikels, als seines eingeständlich einzigen Schildes drang. Nein, so tief sind Fürsten und angebliche Staatsmänner noch nie gesunken. Für ein Quentchen Redlichkeit wäre unsre ganze Tageswelt zu kaufen; aber der Geist Napoleons ist in seine vermeintlichen Überwinder gefahren, und hat sich mit ihrer angebornen Schwäche vermählt, so daß wir nichts weiter als Heuchlerschändlichkeiten erwarten dürfen, bis auch über diese erbärmlichen Beelzebübelein der Gerichtstag einbricht. Vor der Hand wird es eine schöne Jakobinerjagd geben, nicht blos hier, sondern auch bei uns. Durch deutsche und russische Bajonnette muß Herrschwillkür sich legitim zeigen; aber wie lange? Ach die Kurzsichtigen! Der unbeschreiblich gute

Jung wird Dir mit Recht ſagen, daß ich nach Deutſchland mich ſehne, obwohl nicht nach Preußen, wo mir Alles chaotiſch erſcheint, trotz der Klarheit, die ſie zu beſitzen vermeinen. Möge es beſſer kommen, als ich weiſſage. Lebe wohl, gute Seele.

Paris, 24. Sept. 1817.

Dein lieber Brief vom 17. Auguſt wurde mir zwar am 6. Sept. eingehändigt, allein erſt heute erfuhr ich, daß der Überbringer gegen Abend abgehe, und nun eile ich, durch eine ſo ſichere Hand, Dir einige Lebenszeichen zu geben.

Die unvermeidlichen Zerſtreuungen eines kurzen Aufenthaltes und meine Eingezogenheit haben beide gemeinſchaftlich verhindert, den ſo vortheilhaft von Dir geſchilderten Überbringer etwas kennen zu lernen; und ſo iſt's auch blos bei meinem guten Willen geblieben, ihm nützlich zu werden. Indeſſen iſt er, nach ſeiner Verſicherung, mit ſeiner Reiſe zufrieden.

Wenn Du, liebe Caroline, mich verſicherſt, nie zur jammernden Partei zu gehören, ſo iſt mir das herzlich lieb; denn ich gehöre ebenſo wenig dazu, habe weder an Menſchheit noch Vaterland je verzweifelt, halte auch nicht für möglich, daß es mitten im tollſten Unfuge und beim höchſten perſönlichen Unglücke ſo weit mit mir kommen könnte. Aber deßhalb fehlt doch wohl noch manches daran, daß wir den wirklichen Zuſtand des Fortſtrebens im Gemeinwohl ſtets mit gleichen Augen anſähen. Bisher iſt noch pünktlich, und

leider zum Überfluſſe, eingetroffen, was ich 1814 voraus-ſagte. Da iſt kein Fürſt, kein Miniſter, kein Mann von erheblichem und bleibendem Einfluſſe, im ganzen weiten Reiche, das wir, idealiſch träumend, unſer Vaterland ſchelten, der die wahre Lage ſähe und das Rechte mit Entſchloſſenheit wollte. Erfahrenheit, wie ſie zu ſolchen hohen Zwecken des Umformens unerläßlich iſt, wird man nirgends gewahr; ebenſo wenig irgend ein ächtes Band zwiſchen den zerſtreuten Edelgeſinnten, und das leidige Wort Conſtitution, das ſo Viele thörigt genug ſind, für einen Talisman zu halten, der uns aus aller Noth ziehen wird, iſt geradezu ein begriff-loſes Klappwort, das nichts als das allgemeine Bedürfniß einer kräftigen Erleichterung andeutet. Dabei geht die Haupt-urſache, die den nun vorhandnen tollen Zuſtand herbeiführte, immer den angewöhnten Weg fort. Dieſes Ungeheuer betitle ich noch viel zu ſchonend — Genußgier. Alles lebt für heute! Doch laß mich lieber abbrechen. Alles, was ſeit drei Jahren geſchah, beweiſt blos, daß der Zeitgeiſt, den die behaglich Gebetteten lieber wegleugnen möchten, keineswegs nachgeben werde; allein das erboßt die Gewaltigen, und welche Ge-waltigen! ſolche, die — o der Entheiligung? — eine teuf-liſche Fürſtenverſchwörung gegen Volksrechte ihren heiligen Bund heißen. Doch kurz! Solche Verblendung und Ver-ſtocktheit weicht nur einer offnen Übermacht; oder, auch dies-mal wie ſonſt, werden Vorurtheile und erdrückende Vorrechte nur durch die Fauſt überwunden. Wenn der Kampf los-breche, hängt von äußern Ereigniſſen ab, und vorzüglich von

der fernern Anhäufung schändlicher Albernheiten statt ewig erneuerter Aussichten von einer Umbesserung, die nie eintreten wird. Bis dahin ist das Schreiben, Lesen und Schwatzen über Tagesbegebenheiten und ewige Rechte ein ganz löbliches Üben des Urtheils über Gegenstände, die bisher nur meistens von Eingeweihten abgeurtheilt wurden. Diese Prüfzeit abzukürzen, wo man könnte, wäre übelgethan, denn sie ist höchst nothwendig, soll nicht der Kampf brutal werden, wozu die Natur unserer Landsleute, sobald ihr Zorn erwacht, nur zu geneigt ist.

Was mich persönlich betrifft, so könnte ich mit eignen Augen das heutige Unwesen nicht ansehen, ohne laut zu werden. Wohin aber führte dieses Lautwerden? Ein thätiger Einungspunkt der Mißvergnügten mag ich nicht werden, und auf die Mächtigen so einzuwirken, wie es mir angemessen wäre, ist geradezu unmöglich.

Allein schon mehr als genug. Du, meine Gute, erwarteſt noch vom Bundestage etwas! Wie könnten wir mit gleichen Augen sehen! Dagegen erwarteſt Du hier zu Lande gar nichts, und eben hier ist schon, nach meiner Weissagung, mehr als bei Euch geschehen, und wird auch fernerhin noch mehr geschehen. Hier ist's wenigstens möglich, bürgerliche Freiheit ohne Bürgerkrieg zu erkämpfen, und sollte auch dieser wirklich eintreten, so wird er gewiß kürzer abgemacht als in Deutschland. Sollten aber fremde Höfe in den hiesigen Bürgerkrieg sich mischen, o dann hat ihre Stunde geschlagen.

Daß Du mit Deinem Adolf zusammenkommſt, freut

mich innig. Mach ihn auf den Ernſt der kommenden Zeit genugſam vorbereitet. Heute bringt's ſchwerlich gute Früchte, ſeine Jugend ſinnlich zu verträumen; bald dürfte viel von ihr gefordert werden.

Falls Humboldt nach England geht, iſt's ſchlimm für ſeinen perſönlichen Einfluß, aber für Preußen oder Deutſchland ſehe ich nichts dabei verloren. Es iſt ſchon viel, wenn er vermag hinter dem Zeitgeiſte nachzuſchleichen; wehe dem Kreiſe, der ihn zum Führer braucht.

Mein Bruder Heinrich und ſeine ganze Sippſchaft haben ſich nie im mindeſten um mich bekümmert, als wenn irgend etwas zu erhaſchen war. Nun ſie ſich in allerlei Verwirrung befinden, ſoll ich der liebe Mann ſein, der für Alles Rath ſchafft, und dabei kömmt ihnen ihre Einbildung ſtattlich zu Hülfe, die mich unermeßlich reich macht, obwohl ſie wiſſen könnten, wie vielfach und übermäßig ich beraubt worden ſei. Jetzt brauche ich nicht mehr von ihnen zu wiſſen, als ſie ehemals von mir. Des Geſchäftsträgers Brief war verrückt in jeder Hinſicht. Die angeblich beklagenswürdigen Glasmacher waren durch mehr als hinlängliche Bauten geſichert, ich aber mit Recht unwillig über einen unſinnigen Pachtcontrakt, der alle Einkünfte verbauen will, damit der Wirthſchaftsamtmann dabei reich werde. Ich habe dem Commerzienrath Ölsner in Breslau aufgetragen, ſowohl die Gutswirthſchaft als Rechnung zu prüfen.

Daß Du, meine Gute, die Beſorgung der Wirthſchaft mit literariſcher Thätigkeit verbindeſt, iſt mir natürlich ſehr

lieb zu vernehmen, denn auf dieſem Doppelwege biſt Du vor Langeweile und kleinlichem Zeitverderb hinlänglich geſichert. Mag Dein Trauerſpiel viel oder wenig Glück machen, mir wenigſtens ſoll es erwünſcht kommen. Ich habe mich in eine vor dreißig Jahren unternommene Sprachunterſuchung wieder geworfen, die mich anhaltender beſchäftigen wird, als ich wohl vermuthete. Die Politik des Tages beſchaue ich nur inſofern. als man ihr nicht fremd werden ſoll. Froriep aus Weimar hat mich öfters beſucht, und ich habe ihm meine Anſichten nicht verholen. Er ſcheint an Wieland eine gute Wahl getroffen zu haben.

Jeder gute Segen mit Dir! Guſtav.

V.

Eliſa v. d. Recke

an Frau und Herrn v. Wolzogen.

Wückſeroda, 29. April 1785.

Wie oft, meine Theure, hat mich der Gedanke an Sie beſchäftiget, denn mein Herz fühlt es zu ſehr, daß wir uns lieben würden, wenn wir bei einander leben könnten.

In wenig Tagen, liebe Lina, verlaß ich dieſen mir durch edle Freundſchaft ewig geheiligten Aufenthalt. Auch für Sie meine Theure, ſchlug mein Herz hier, eh ich Sie noch ſah mit Wärme; denn durch Ihren vortrefflichen Onkel lernte ich Sie kennen, und als ich Sie meine ſanfte Freundin ſelbſt an meine Bruſt drückte, fand ich — daß ich von Ihnen nicht zu viel erwartet hatte. Gut daß ich es weiß daß Sie ſind! — ich werde Sie auch in meinem Vaterlande fortlieben, und wenn meine Augen Sie auch nie wiederſehn, Gott danken, daß ich Sie, Ihren Gemahl, Ihre gute Mutter und Schweſter ſah, und noch andre edle Seelen kennen lernte, denn was kann dem Menſchen intereſſanter ſein, als der edlere Theil der Menſchen. — Hier liebe Lina, hier hab ich viele gefunden! — und hier — hier freue ich mich vielleicht nie

mehr mit denen, deren Ruhe und Zufriedenheit nun von der meinigen unzertrennlich ist. — Doch ich will diesem Gedanken nicht folgen! — er könnte mich trauriger machen als meine Grundsätze mir es erlauben! — Undank ist's gegen die Vorsehung, wenn wir Freuden, die sie uns gibt, zu Quellen der Schwermuth für uns machen! Liebe, liebe Lina! zum ersten und vielleicht zum letzten Male sagt meine Feder es Ihnen von hier aus, daß ich Sie liebe. — Aber kann ich es möglich machen, Ihnen in Rudolstadt von Angesicht zu Angesicht zu sagen, was Sie mir sind, so thue ich dies gewiß. Unterdessen glauben Sie auf alle Fälle, daß ich Sie und Ihre theuern Angehörigen, die ich kenne, immer unverändert schätzen und lieben werde. — Leben Sie meine sanfte edle Freundin, leben Sie recht wohl. Wenn Sie Goethen einmal schreiben, so sagen Sie ihm, daß — ob zwar wir uns nicht kennen, und nun in dieser Welt schwerlich mehr kennen lernen werden mein Herz mir es dennoch sagt, wir würden bei näherer Bekanntschaft Freunde geworden sein. — In Wohlframshausen hab ich meinen Namen in den Baum geschnitten, wo auch der Ihrige steht. — Die liebe kleine Christel ist mir, seit ich Sie kenne, um der Ähnlichkeit willen mit Ihnen noch lieber. — Wenn dies Alles es Ihnen nicht sagt, daß ich Sie liebe, so thun es Worte gewiß nie.

Charlotta Elisa von der Recke.

Carlsbad, 4. Juni 1785.*

Durch unſern Freund Wurmb hab ich Ihren willkommenen Brief in Begleitung des Veilchens erhalten, mich über beides, als Beweis Ihres freundſchaftlichen Andenkens gefreut. Aber Ihr und unſers Hartmanns Brief hat einen langen Weg gemacht, denn ſeit dem 3. Mai hab ich das liebe Wückſeroda verlaſſen, und bin über Leipzig und Dresden hier angelangt. Nun brauch ich in Geſellſchaft unſeres Göckingk und ſeiner Amalia den Sprudel, der uns allen ſehr wohl thut. Könnte ich wie ich wollte, ſo ging ich gewiß von hier nach Stuttgart, um auch dort Freunde, die ich lange ſchon in der Entfernung ehre, perſönlich kennen zu lernen, aber ich muß mich daran gnügen, daß ich bei meiner diesmaligen Reiſe durch Deutſchland ſo viele intereſſante Bekanntſchaften für Kopf und Herz gemacht habe, und hoffen, daß der gute Gott, der mir diesmal ſo viele Freuden (die gewiß länger, als dieſe kurze Spanne Zeit dauern) geſchenkt hat, auch nach einigen Jahren die perſönliche Bekanntſchaft meiner andern verehrungswürdigen Freunde ſchenken wird.

Auch an unſere Seifblaſen denk ich mit Vergnügen, denn das Andenken der Stunden, die wir in Wückſeroda lebten, hat nichts den Seifenblaſen ähnliches, — jeder von Euch, den ich dort kennen und ſchätzen lernte, gibt mir zu der Hoffnung das Recht, daß wir auch noch nach dreißig Jahren, und noch weiter hinaus Freunde ſein werden.

---

* An Wilhelm v. Wolzogen.

Göckingk, ſeine würdige Gemahlin, meine Sophie und die Reichartin empfehlen ſich Ihnen. Unſer Göckingk verſichert Sie durch mich ſeiner Achtung, und daß es ihm wehe gethan hat, und wehe thut, daß er durch unleidliche Geſchäfte behindert wurde, Ihre Bekanntſchaft ſo, wie er es wünſchte, zu machen.

So wollen Sie mich denn nicht nur durch eine Zeichnung zu meinem Stammbuche, ſondern noch durch eine dem Andenken meines ſeligen Bruders gewidmete erfreuen! Ich hoffe, meine Freude darüber wird Ihrem guten Herzen Lohn ſein. Leben Sie recht wohl, und glauben Sie gewiß, daß ich an Allem, was Sie betrifft, den aufrichtigſten Antheil nehmen werde, und daß ich ſo die Ehre habe mit wahrer Hochachtung zu ſein

Ihre ergebene Freundin und Dienerin
Charlotta Eliſa von der Recke.

Dresden, 14. Novemb. 1827.

Ihr liebevoller Brief, edle Freundin, und die huldvolle Äußerung unſerer hochverehrten Großfürſtin, ſo auch die der erhabenen Großherzogin, haben meinem Herzen innigſt wohlgethan. Haben Sie, liebe Theure, von Zeit zu Zeit Gelegenheit meinen Namen beiden ſo innig verehrten Fürſtinnen zu nennen, ſo wiederholen Sie es beiden, daß ihr Wohlwollen mein Leben beglückt. Daß der Erbgroßherzog ſehr gütige Geſinnungen gegen mich hegt, weiß ich, und daß ich dieſe

mit innigſtem Danke erkenne, ſagen Sie, edles Herz, dieſem humanen Fürſten.

Mein arger Keuchhuſten hat ſeit 10 Tagen um vieles nachgelaſſen, und iſt jetzt nur ein gewöhnlicher Katarrh; ich ſchlafe wieder gut, und meine Kräfte nehmen zu, ob zwar mein Herz durch die bedenkliche Krankheit meines edlen und ſo innig geliebten Bruders fortdauernd ſchmerzhaft bewegt wird.

Auch unſers Tiedge Befinden iſt jetzt minder leidend als es war, da wir die Freude Ihres Umganges, edle fromme Dulderin, genoſſen. Tiedge und ich, wir ſehnen uns oft nach einer traulichen Unterredung mit Ihnen, Geliebte.

Der 7. Nov. nahm Sachſen ſeinen Schutzengel durch den Tod unſerer hochverehrten helldenkenden Königin, die anſpruchslos im Stillen, doch wohlthätig wirkend, alle Tugenden ausübte. Über 40 Jahre beglückte dieſe weiſe Lebensgefährtin die Tage des geliebten Gemahles, der tief den hohen Werth ſeiner erhabenen Thereſe erkannte und liebte. Ganz Sachſen iſt in ſchmerzlicher Trauer über dieſen unerſetzlichen Verluſt, und fleht zu Gott, daß er uns noch lange unſern geliebten König Anton erhalte, und ihm die Kraft verleihe, dieſen Schmerz und den Verluſt eines ſolchen Umganges zu ertragen.

Ihre holde Nichte drücke ich in Gedanken liebend an mein Herz, und Tiedge denkt mit Innigkeit an die liebliche Erſcheinung der Tochter unſres Schillers.

Sie, edle Freundin, werden es mir, wie ich hoffe,

danken, daß ich Sie auf zwei eben erſchienene, zwar kleine, aber ſehr intereſſante Schriften aufmerkſam mache, von Prof. Krug: — was ſollen jetzt die proteſtantiſchen Katholiken in Deutſchland thun? — und dann die in dieſem Jahre von unſerm Schmalz gehaltene Predigt am Reformationstage, welche ſo eben die Preſſe verlaſſen hat.

Auf immer Ihre Sie treu liebende

Eliſa von der Recke.

Dresden, 6. Febr. 1828.

Ihr liebevoller Brief, edle Freundin, iſt mir in vielen Rückſichten tröſtlich, und die Hoffnung, Sie Geliebte in dieſem Jahre wieder bei uns in Dresden zu beſitzen, eröffnet mir und Tiedge die Ausſicht zu genußreichen Stunden.

Die huldvolle Theilnahme unſerer hochverehrten Großfürſtin über den unerſetzlichen Verluſt, den ich und mein Vaterland durch den Tod meines unvergeßlichen Bruders erlitten haben, iſt mir und ſeinen troſtloſen Kindern eine wahre Beruhigung; ſo wie dies, daß der theure Selige, ſo lange unſer vielgeliebter Kaiſer Alexander lebte, deſſen hohes Wohlwollen und Vertrauen genoß. Auch der hochſelige Kaiſer Paul hatte huldvolle Geſinnungen für meinen guten Bruder, der auch unter Kaiſer Pauls Regierung als Landesbevollmächtigter wohlthätig für das geliebte Vaterland wirken konnte. Fortdauernd herrſcht bei uns der tiefſte Schmerz über den Tod dieſes Geliebten in allen Ständen meines Vaterlandes. Daß Herr von Hahn, dieſer

verläumderiſche Verfolger meines nun ſeligen Bruders, als Vice-Gouverneur nach Riga verſetzt worden iſt, dafür danken die mehreſten Kurländer Gott! Unſer neuer Vice-Gouverneur, Herr von Brewern, hat ſich in der kurzen Zeit, daß er bei uns ſein Amt verwaltet, ſchon viel Liebe erworben.

Seit ich Sie, edle Freundin, zum letzten Mal an mein Herz drückte, bin ich ununterbrochen ſehr krank geweſen und hatte zugleich den Schmerz, Tiedgen fortdauernd leiden zu ſehen; aber ſeit 14 Tagen erholt unſer Freund ſich merklich; auch mein Befinden iſt ſeit Anfang dieſes Monats um vieles beſſer geworden. Wie lange dieſer beſſere Zuſtand fortdauern wird, iſt zu erwarten; ich aber hoffe nicht eher eine Folge guter Tage, als bis ich Carlsbad werde gebraucht haben. Sobald die Witterung es erlaubt, denke ich mit Freund Tiedge dieſe uns ſo wohlthätige Heilquelle wieder zu beſuchen.

Haben Sie, edle Seele, die Gelegenheit, mich der Huld unſerer verehrten Großfürſtin zu empfehlen, ſo unterlaſſen Sie es ja nicht, dieſer erhabenen Seele zu ſagen, wie innig ſie von mir verehrt wird, und wie tröſtend es mir iſt, daß der durchſchauende Geiſt unſerer herrlichen Großfürſtin dem innern Werth meines durchaus edlen Bruders Gerechtigkeit widerfahren läßt. Mit welcher Begeiſterung ſchrieb der theure Selige mir jedesmal, wenn er das Glück genoſſen hatte der erhabenen Schweſter unſers allgeliebten Kaiſers Alexander ſeine Verehrung zu bezeugen! Da ſagte er dann immer: „Dieſe Großfürſtin iſt die wahre Seelenſchweſter unſers eben-

ſo erhabenen, als milden Kaiſers Alexander!“ — Auch die Urtheile meiner geliebten Gräfin Henkel und Gräfin Fritſch über meinen geliebten Seligen bewegen mein Herz mit ſüßer Wehmuth. Dieſen geliebten Freundinnen habe ich die Rede zugeſtellt, die unſer würdige Profeſſor Ernſt zu Mitau am Sarge meines Bruders gehalten hat. Für Sie, Geliebte, habe ich ein Exemplar aufgehoben, welches ich Ihnen geben werde, wenn uns die Freude Ihres Wiederſehns zu Theil wird; um Porto zu erſparen, ſende ich Ihnen dieſe ſchöne Rede jetzt nicht. — Noch bitte ich Sie, liebe Theure, mich der hochverehrten Herzogin ehrfurchtsvoll zu empfehlen, und dem geliebten Erbgroßherzog zu ſagen, daß ich oft freudig daran denke, daß dieſer edle Fürſt, wie er es mir ſelbſt geſagt hat: — mich recht lieb hält.

Leben Sie wohl, edle Freundin, Ihre holde Nichte drücke ich an mein Herz. Freund Tiedge iſt Ihnen beiden recht innig ergeben, und mit Sehnſucht ſehen wir den Stunden Eures Wiederſehens entgegen. Sie verzeihen es mir gewiß, daß der Anfang meines Briefes nur diktirt iſt. Ich wollte nur ein paar Zeilen eigenhändig hinzufügen, weil das Schreiben mich angreift, aber wenn ich mich mit Ihnen, edle Seele, unterhalte, da ſpricht und ſchreibt mein Sie liebendes Herz mehr, als es meinem Schlunde und rechtem Arme und leidendem Kopfe geſtattet werden ſollte. Auf ewig Ihre Sie treu liebende Eliſa.

Dresden, 19. Auguſt 1828

Sehr leidend kam ich noch aus dem mir ſo wohlthätigen Carlsbade zurück, erſt ſeit Anfang Auguſt wird mein körperlicher Zuſtand erträglicher. Nach einer 48jährigen fortdauernden Kränklichkeit muß man in ſeinem 74. Jahre zufrieden ſein, wenn man den Körper, von Zeit zu Zeit, acht Tage außer dem Bette erhalten kann, und Geiſt und Herz ſtets fähig ſind ſich mit jugendlicher Kraft ihres Daſeins zu erfreuen, zugleich die Beſeligung erhabener Freundſchaft tief zu fühlen, und ſelbſt unter Körperleiden die Anmuth des geſelligen Lebens unter gebildeten Perſonen heiter zu genießen.

Als ich Ihren Brief vom 8. Auguſt, geliebte Freundin, erhielt, freute ich mich mit Tiedge dieſes lieben Zeugen Ihrer fortdauernden Freundſchaft für uns. Wir dankten Gott, daß Ihre liebenswürdige Nichte, die Tochter unſers gefeierten Schillers, durch einen ſo edlen Lebensgefährten beglückt ſei; und Ihre Darſtellung von der günſtigen Lage dieſes würdigen Paares hat uns entzückt. Bringen Sie, liebe Theure, dieſen Ihren trefflichen Angehörigen meine und Tiedgens Glückwünſche dar. Mit Sehnſucht ſehn wir der Zeit entgegen, in welcher wir die Bekanntſchaft Ihres geiſtreichen Neffen von Gleichen machen und ihn an der Seite ſeiner geliebten Gemahlin ſehn werden.

Die Hoffnung Sie, edle Seele, vielleicht ſchon im nächſten Monat in Dresden zu beſitzen, lächelt uns freundlich an. Unſerm Tiedge hat Carlsbad ſehr wohl gethan. Alle die ihn ſehen ſagen, dieſer intereſſante Greis habe ſich ver-

jüngt; nur sein lahm gewordenes Bein erinnert ihn stündlich daran, daß seine Körperkraft zum Theil verloren sei; desto lebendiger ist sein heller schöpferischer Geist, der nur edle Dichtungen liefert. Noch muß ich Sie, Theure, auf ein vortreffliches, höchst originelles, kleines episches Gedicht von unserm Freunde, D. Eberhard aus Halle, aufmerksam machen, dessen Sie sich freuen werden. Der erste Mensch und die Erde; es erinnert an die schöne Zeit, in welcher Wieland und Schiller lebten, wo poetische Verworrenheit der Ideen und pöbelhafte Ausdrücke nicht mit Beifall aufgenommen wurden.

Tief fühle ich es, wie der so unerwartete Tod des verehrten Großherzogs auf seine höchst verehrungswürdige Gemahlin gewirkt haben muß; aber ich weiß es auch, mit welcher Kraft diese erhabene Fürstin alle traurige Ereignisse erträgt! und nach meiner Überzeugung wird der junge Großherzog ein Vater seiner Unterthanen werden, und die verwittwete Großherzogin wird in der zarten Liebe des edlen Sohnes und seiner vortrefflichen Gemahlin nicht nur Beruhigung, sondern auch ihre Lebensfreude finden. — Haben Sie, Geliebte, Gelegenheit, so versichern Sie dieser, von mir so innig verehrten Fürstenfamilie meine ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit.

Mein fortdauernder Kopfdruck erschwert mir sehr das Schreiben; wie genußreich wird es dagegen sein, wenn wir mündlich Gedanken werden tauschen können. Elisa.

VI.

Freiherr v. Seckendorf*

an Herrn und Frau v. Wolzogen.

Regensburg, 10. Juli 1801.

Gestern kam der junge Stephani als Kurier hier an und brachte mir Ihr gütiges Andenken vom 7. v. M. Ich habe nur wenig Augenblicke Zeit, Ihnen dafür zu danken, da er sogleich heute Morgen wieder retour geht, und mich eben jetzt erst davon benachrichtigen ließ. Immer werde ich Ihnen doch sagen können, wie sehr es mich gefreut hat, daß Sie sich meiner erinnern. Sie glauben es mir, und kennen mich hinlänglich, um zu wissen, daß mein Herz an Weimar und allen seinen Freunden hängt, und daß mir meine jetzigen Verhältnisse wie ein verschnittenes Gewand passen. Hierüber muß meine Vernunft mit allen Gründen, die aus meiner vorigen

---

* Leo v. Seckendorf, geb. 1773, 1798 Regierungsassessor in Weimar und dem dortigen Kreise dichterisch befreundet, nach dem Abbrechen dieses Verhältnisses Regierungsrath in Stuttgart und als wegen Majestätsverbrechen Gefangener auf Hohenasperg, ist im Kriege gegen Frankreich als Hauptmann der Wiener Landwehr 1809 gefallen.

Lage floſſen, ſchweigen, und ich kann nur der Stimme meines Herzens folgen. Nur der Gedanke, daß ſich meine Lage in kurzem ändern muß, daß mir einſt vielleicht die Rückkehr unter günſtigern Umſtänden frei ſteht, hilft mir jene indeſſen ertragen.

Wie ſich das alles ſo plötzlich geändert hat! Wäre ich jetzt noch in Weimar, ich glaube, ich ginge nicht mehr weg. Haren iſt todt, manches kann ſich geändert haben — aber es hat nicht ſein ſollen, und dem Schickſal gefiel es, wunderlich mit mir zu ſpielen.

Daß Voigt Sie begleitet hat, habe ich ſchon aus den Zeitungen erfahren, wie ſchlägt ihm die nordiſche Luft an? Seine ſchwache Bruſt wird ſie kaum vertragen, indeſſen iſt eine ſolche Reiſe zu intereſſant, als daß man ſich nicht einige ſchlimme Folgen dafür gefallen laſſen könnte, wenn ſie nicht groß ſind. Grüßen Sie ihn recht freundſchaftlich von mir, und Rechberg.

Wir haben hier vor einigen Tagen in der Reichsfriedensmaterie ein K. K. Hofdecret erhalten, das uns alle nicht wenig intriguirt. Es iſt die Rede, das ganze Entſchädigungs-Arrangement auf dem Reichstage auszumachen, d. h. wenn es ja im Ernſt verſucht werden ſollte, ein oder ein paar Jahre mit Projekten und Zänkereien hinzubringen, und am Ende doch nichts auszurichten. In jedem Fall werden wir eine Zeitlang die Augen von ganz Deutſchland auf uns ziehen, eine Menge Reclamanten, Diplomatiker und Fremde hierher bekommen, und es gibt ſchon müßige Speculanten, welche ihre Häuſer und andere Localia zu dem Behuf einrichten laſſen.

Traurige Aussicht für's Vaterland, denn ich sehe in dem allen nichts als eine Herabwürdigung, und das ist's eben, was mir meine hiesige Lage verdüstert, da ich hier dem allen so nahe bin, alles vor meinen Augen geschehen sehe, und nichts daran ändern kann. Wie glücklich war ich vorher, wo mir alle diese Bilder aus dem Gesichtskreis gerückt waren. Jetzt habe ich nichts als die einzige Hoffnung, in dem Gewühl und Umhertreiben, das wir auf den nächsten Winter voraussehen, so viel Beschäftigung zu finden, und Abwechslung von Menschen und Gegenständen, daß ich mein Heimweh auf manchen Tag hinwegzuspülen vermag. Ganz werde ich es nie können. Leben Sie wohl und glücklich, und bringen Sie Ihr Geschäft gut zu Stande, von dem man mir schon sagen will, daß es durch die letzten Vorfälle in Rußland beträchtliche Veränderungen erleiden werde. Ich hoffe ein baldiges Wiedersehn. Ganz der Ihrige Seckendorf.

[Stuttgart] 2. Juli 1804.

In meiner Einsamkeit, wie wohl thut es mir nicht, Zeichen der Erinnerung von meinen Freunden zu empfangen! So haben mich auch Ihre Zeilen herzlich gefreut, und längst schon hätte ich Sie zu deren Wiederholung aufgefordert, hätte ich den Einschluß, dessen gefällige Besorgung ich zu übernehmen bitte, früher beschleunigen können.

O die Erinnerungen der Vergangenheit! Die Feenträume eines schönen freien Lebens, dem das Höchste zu erreichen nicht zu kühn war! das immer rege, glühende Aufstreben

zum Unendlichen! Es iſt vorübergegangen, und ich bin allein — der Wecker fehlt, die lebendige Kraft, die aus dem Schlummer hervorrufen konnte, ich bin verſchloſſen in mich ſelbſt, und man wandelt an mir vorüber, und ich bin für nichts auf der dürren Haide, wo keine meiner Blumen blühen wird. Wohl liegen noch alle dieſe Kräfte in meinem Innern, aber dem unterirdiſchen Feuer fehlt es an Luft, wo es hervorglühen könnte, und ſo verzehrt es ſich in ſich ſelbſt, unfähig Wärme zu verbreiten, da, wo man ſie nicht empfangen kann. Wohl haben Sie es mir verkündet: „Das erträumte Glück blüht uns nur in einem harmoniſchen Ganzen.“ Aber wo ſoll ich die Harmonie finden? Kann ich ſie erſchaffen in dieſer unendlichen Maſſe ſchreiender Mißlaute? Ja wenn auch nur ein Akkord mir rein entgegenklänge. Wohl bleibt mir mein Bewußtſein und das eigne Herz in tiefer Bruſt, wo ich eine Welt erſchaffen kann. Doch dazu müßte ich ruhig ſein, und dazu bin ich noch nicht reif. Allein ich fühle es, die Zeit wird kommen, ſie iſt vielleicht nicht mehr fern, und naht mir mit der Gewißheit, daß in dieſer ewig geſtaltloſen Umgebung keine Geſtalt und kein Leben zu finden iſt, und daß ich vom vergeblichen Verſuch auf mich ſelbſt zurückkehren muß. Dann erſt kann die innere Bildung voranſchreiten, wenn ich überzeugt bin, daß die Menſchen um mich her keiner in meinem Sinne fähig ſind. Ich muß es aufgeben, das Vertrauen auf die Gegenwart — ſie wird ewig hinter meinem Ideal zurückſtehen, und nur in der Zukunft können Hoffnungen aufblühen. So iſt es mir gegangen auf jedem neuen Schauplatz, ſo iſt es

hier, doch lerne ich immer mehr, und meine Kraft im ſteten Kampfe üben, denn nur das Unglück kann den Mann bewähren. Hätte ich dem Heiligen im Innern ſtets gefolgt, nie auf der Menſchen buntes Spiel vertraut und auf des Glückes leichtbewegte Welle, ſo kehrte jetzt der Friede bei mir ein, und ich wäre nicht dem ſchmerzlichen Gefühl verſchwundener Hoffnungen zum Raub gegeben. Doch lag die Welt ſo frei und offen da, es war ſo göttlich in dem ſüßen Wahn zu ſchwelgen, und wenn auch Alles nur ein Traum geweſen, ſo blieb mir doch Erinnerung zurück. Auch die deine thut mir wohl, friedliches Ufer der Ilm! Was Sie mir von den Veränderungen in dem Kreiſe ſagen, der dort wandelt, habe ich lange geahnt. Vergänglichkeit, was hat ſie je verſchont! So heimiſch ich mich einſtens dort gefühlt, ich würde mich als Fremdling wieder finden, darum gedenke ich auch der Wirklichkeit nicht mehr, bleibt mir nur ſtets das Bild von dem, was war, zurück. Doch bleibt der Boden heilig, und unwillkürlich muß man ihn verehren.

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Ihrer Freundſchaft eine neue Mitbürgerin zu empfehlen, die jetzt wahrſcheinlich den Platz der guten Keele eingenommen hat, und einſt vielleicht erſetzen wird — Louiſe Stein. Beſſer kann ich ſie nicht ankündigen. Leben Sie wohl! Seckendorf.

[1807.]

Gnädige Frau!

Frau von Löwenſtern, die kürzlich hier durch nach Wien ging, gab mir die Nachricht, Sie ſeien jetzt in Wiesbaden, nachdem ich Sie ſchon lange, auf ein früheres Gerücht, auf dem Wege nach Schwaben, oder ſchon dort vermuthet hatte. Gern ergreife ich dieſe Gelegenheit, eine wohlthätige Erinnerung wieder zu erwecken — und nicht wahr? man bedarf das Andenken beſſerer Vergangenheit neben dem Glauben an die Ferne hinaus, um nicht ganz in dem Jammer der Gegenwart unterzugehn. Welch eine Welt liegt hinter uns! Wem ſind dieſe wenigen Monate nicht Jahrhunderte! Dahin Kleinode, Hoffnungen, die für die Ewigkeit gegründet ſchienen — nichts wird bleiben als der ächt germaniſche Sinn, und der heilige Raum des Herzens! Ich verzage nicht, wenn ich gleich mit tiefem Schmerz an den Trümmern ſtehe, und nicht weiß, welche Schöpfung aus den Ruinen hervorgehen wird. Auch mein liebes Weimar iſt hinweg, daſſelbe hat es aufgehört zu bleiben — ein neues kann entſtehen, aber wird es den magiſchen Reiz des verlornen haben? Und kehrte Alles an den alten Platz — das Heiligthum ward doch entweiht, mir ging es, wie mit den Träumen meiner Kindheit — der Mann kann noch ſtreben, ſchaffen, wirken, doch der erſte ſüße Friede ſeiner Unſchuld kehrt nicht wieder! Aber ſo retten wir doch nur was noch bleiben kann — feſteres Zuſammenſchließen der Bleibenden; das gemeinſame Elend iſt ein mächtiges Band, — und das Andenken der Vergangenen.

Allmälig wenigſtens auf ein paar Jahre mag mit dieſem Frieden einige Ruhe wiederkehren, ſoviel daß man wieder bauen, vielleicht unter Dach bringen kann, ehe der neue Sturm daherrauſcht. So möchte ich denn auch an meiner Zukunft bauen. Ich dachte ſchon — vor dem letzten October mich künftig wieder in Weimar oder in der Nähe als Privatmann anzuſiedeln — nun könnte ich das nicht, aber wiederſehen möchte ich es doch, wenn es mit Fug geſchehen kann, ſo lange ich noch unabhängig bin — denn dieſe jetzige Freiheit von beſtimmten Geſchäften kann ich, wie ich fühle, nicht erhalten. Die Urſachen, warum ich nicht mehr dienen wollte, hören auf — eine blos literariſche Exiſtenz iſt jetzt in dieſen Zeiten ſtockender Betriebſamkeit nicht denkbar — gern werde ich daher jedem Wink folgen, der mir die Ausſicht zu einem beſchränkten häuslichen Glück öffnet — denn deſſen bedarf ich, ſobald es nur in rechtlichen Dienſtverhältniſſen möglich iſt — ein Zuſatz, der bei den meiſten unſrer Regierungen, wie ſie jetzt ſind, wichtig wird.

Ich habe die Idee zur Kupferſtichgallerie für Schillers Werke nicht aufgegeben — aber verſchoben muß ſie werden auf beſſere Zeiten. Kürzlich erhielt ich Abſchrift eines noch nicht gekannten Gedichts von ihm: „Was iſt der Menſch? Halb Thier, halb Engel.“ Iſt dieſes ſchon gedruckt? Und wenn nicht, darf ich es dann in meinen Muſenalmanach auf 1808 aufnehmen, an dem nächſtens gedruckt wird? Sie haben vielleicht den diesjährigen Fündling bei der Egloffſtein geſehen? Beſitzen Sie überhaupt nichts ungedrucktes von Schil-

ler zu dieſem Behuf? Ich hätte gern an Frau von Schiller directe geſchrieben, allein iſt ſie auch gerade jetzt in Weimar? und auf's Ungewiſſe verginge mir zu viel Zeit, da ich bald Antwort wünſche. Möchte Sie dieſer Brief nicht verfehlen, und Sie ſich zuweilen gütig dabei meiner erinnern.

Leo Seckendorf.

VII.

Amalie v. Imhoff*

an Frau v. Wolzogen.

Ruhla, 21. Juli 1803.

Ihr Brief, liebſte Freundin, hat mir viel Freude in einem Augenblicke gemacht, wo ich wohl, wie Sie ſagen, der heitern Gegenwart leben muß. Nicht leicht könnte ich Ihnen einen Begriff machen von dem heitern, feſten und ſanften Charakter des Freundes der mich ſo unerwartet hier getroffen; er hat ſeine Geſchäfte beinahe um einen Monat beſchleunigt, denn ich konnte ihn auf's höchſte nur im Auguſt erwarten. Ich habe die beruhigende Freude mit ihm ganz wahr geweſen zu ſein, und ſeinen Glauben an mich keinen Augenblick ſchwankend gefunden zu haben. So ſpricht die Vernunft ebenſo wohl als das Herz für ihn, und er hat meine Achtung und Dankbarkeit vermehrt, indem er mir das großmüthige Anerbieten gethan, mich für dieſen Winter noch in Weimar zu laſſen, um die Geſundheit meiner Mutter ab-

* Amalie v. Imhoff, die von Schiller und Göthe begünſtigte Dichterin der Schweſtern von Lesbos, Hofdame in Weimar, geb. 1776, vermählt mit dem ſchwediſchen General v. Helvig, geſt. 1831.

zuwarten, und bis dahin unter dem heiligſten Namen nur mein Freund und Beſchützer zu ſein. Dieſe Bedingungen, welche unter uns bleiben müſſen, machen mir den Schritt unendlich leichter, und ich habe das ſeltene Glück zu hoffen, daß ich Helvig erſt als Bruder lieben kann, bis ich in die ernſten Pflichten des Weibes trete. Bei dieſen Umſtänden müſſen wir beide wünſchen, ohne die gewöhnlichen läſtigen Ceremonien eingeſegnet zu werden, und in 2 Tagen reiſt der Freund nach Weimar, um die Einwilligung unſrer guten Mutter zu holen; ich glaube, ſie wird nichts dawider haben, da es ihr eine große Beängſtigung erſpart und ſie die Tochter gleichſam behält indem ſie unſre Wünſche erfüllt. Helvig ſoll mir Mariannen wieder zurückbringen und in Eiſenach vorher bleiben bis er mit meiner Tante von dort her kommen kann; ſo iſt unſer Plan; ich wünſchte ſchon jetzt ihn wenigſtens in Liebenſtein zu wiſſen, und er ging mit der ehrlichen Abſicht ein Quartier zu ſuchen dahin, die Menge der Fremden aber machte es ihm unmöglich dort unter zu kommen, und ich weiß nicht, wo ich ihn ſonſt hätte hin verweiſen können, da er zumal das Bad wirklich brauchen muß und Pyrmonter trinken, wegen des Übels, welches ſeine Kopfwunde ihm dieſen Winter zugezogen. Wir leſen beim Thee den Homer und den Aeſchylos, erſteigen von einem rüſtigen Jäger geleitet die Berge, und Marianne befindet ſich auch ganz wohl bei dieſen Spaziergängen. Wie glücklich wäre ich, beſte Freundin, wenn mir der Freund Sie in dieſes Thal brächte, wenn Sie ſich's gefallen ließen ein paar Tage mit uns hier zuzu-

bringen und ſo einige ängſtliche Stunden durch Ihre liebe Gegenwart erheiterten. Ihre liebe Theilnahme würde mich in Ihnen zugleich Mutter und Schweſter finden laſſen und die Freundſchaft würde ein Bündniß heiligen, das auf dem ſichern Grunde gegenſeitiger Achtung ruht. — Ich benachrichtige Sie vorher von meinem Plan, damit Helvig nur die letzten innigen Bitten Ihnen zu überbringen habe und Sie gewiſſermaßen ſchon vorbereitet finde. Sie blieben dann bei uns ſo lange Sie Freude daran hätten, indem wir ſelbſt nicht länger als bis Anfang Auguſt zu bleiben denken. Wir gehen dann nach Weimar die Mutter zu ſehen, und ich gehe in Begleitung meiner Schweſter, wo möglich, mit H. nach Dresden, wo er noch Geſchäfte hat. Dort kann er bis in die Mitte des Sept. bleiben, und iſt die Mutter leidlich, ſo bleibe ich vielleicht den ganzen Monat, um dann zu ihr zurückzukehren.

Mich däucht, dieſer Plan iſt zugleich vernünftig und angenehm. So werden wir wenigſtens ſehr vernünftige Flitterwochen begehen, und unſre erſte Trennung wird die Pflicht allein vorſchreiben. Sie ſehen, beſte Freundin, daß trotz meiner retardirenden Rolle ich dennoch faſt ohne es zu wollen zu einem Moment gelangt bin, wo ich ſchnelle und entſcheidende Schritte thun muß; aber das Schickſal erleichtert ſie mir wenigſtens, indem es alles Läſtige von mir entfernt und mich in die Arme der Natur ſanft einſchläfernd legte, ehe es die heißen Strahlen heraufführte die ich in einer andern Umgebung vielleicht nicht ſo leicht ertragen hätte.

Ich wollte wohl noch manches mit Ihnen sprechen und hauptsächlich Sie bitten einen gewissen Brief entweder zu schreiben oder noch einen von mir beizuschließen, aber so etwas läßt sich doch nur mündlich abreden, und ich mag Ihnen den meinigen nicht schicken bis ich gewiß weiß daß Sie noch in Weimar sind. Auch bringt mich meine Brunnenkur so rein um die Morgen, daß ich nichts als das höchst Nöthige thun kann und mag — aber alle Schmerzen der Vergangenheit von mir gern entfernt halte. Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre lieben Angehörigen von mir; ich brauche Ihnen nicht zu sagen was Sie von dem, was ich Ihnen von unserm Plan mitgetheilt habe, verschweigen möchten — das was den Freund am meisten ehrt, will er am meisten verheimlicht wissen.

Adieu, und möge Sie der gute Geist der Freundschaft in dies Thal bringen zu Ihrer

treuen Amalie Imhoff.

Berlin, 16. Mai 1817.

Beste Freundin!

Ich halte es gerne mit meinen Freunden so: daß ich ihnen Andre zuschicke um von mir mehr zu erzählen als es ein armer gedrängter Brief vermag — so gebe ich Legations-Rath Oelsner diese Zeilen mit, weil er Sie verehrt und mir wie ich glaube freundschaftlich gesinnt ist. Wir nennen ihn jetzt unser, und das freut mich, weil ich eine Preußin nun auch bin und also billig alles Kluge und Rechtliche in diesen

Kreis haben will. Ebenſo freue ich mich herzlich daß Ihr lieber Sohn hier iſt, da ich doch den eignen Guignon gehabt habe ihn noch nicht zu ſehen, indem er Helvig allein fand als er ihn einmal beſuchte, und ein andermal uns gar nicht. Nun will ich ihn bald einmal bitten mit uns ſpazieren zu gehn, da ich ſo gut als gar keine Geſellſchaft bei mir ſehe, und ganz verlegen mit jungen Männern bin, da ich ihnen nur ein altes Geſicht zeigen kann. In dieſem Sinne iſt mir Louiſens Abweſenheit und gänzliche Trennung von mir Veranlaſſung zu ganz verſchiedener Lebensweiſe, denn ich gehöre einem Kreiſe nicht mehr an, der ſich um Andrer willen ſonſt gerne bei mir fand. Still zu leben iſt das wohlthätigſte, wenn man Wunden an ſich trägt, welche jede leichte Bewegung ſchnell auf's neue öffnet, und die Gewohnheit hat ſogar in Schmerzen etwas ſehr mildes. Oelsner wird Ihnen ſagen, theure Freundin, daß ich fleißig male; die Dinge, welche ich in Stockholm vollendet, ſind nun auch hier, und täglich vermehren ſich die Gebilde die ich gern um mich verſammle, um immer an etwas Beſſeres erinnert zu werden als ich ſelbſt leiſten kann. Machen Sie doch daß Oelsner die Gräfin Edling kennen lernt; lange iſt mir keine ſo graziöſe Natur vorgekommen als dieſe ſtille, klare, warme Frau. Sie ſind immer ſo gütig gegen Fremde, daß ich für einen Bekannten gar nicht zu bitten brauche. Auch Louiſen ſehen Sie wohl im Laufe dieſer Tage — ich glaube Sie werden Block anſehen, daß er in ſeiner Milde und Beſcheidenheit Louiſen immer wohl thun wird — ſie liebt ihn herzlich und das iſt

ſchon ſo viel! — Auch ihre Beſtimmung iſt ſehr wohlthätig für ihre Zukunft; denn ſie iſt zu weich um unter den Stürmen eines bewegten abhängigen Lebens bei einem Manne unverwundet zu bleiben. — Laſſen Sie ſich nur recht viel von ihr erzählen, denn ſie iſt Ihnen ſehr ergeben.

Ich habe ſo wenig von hier zu ſagen, daß ich mich ſchäme; Berlin iſt mir noch ganz fremd, ſowohl dem Geiſt als dem Gefühle nach; nicht einmal ſeine ſchönen Geiſter kenne ich — morgen denke ich doch bei mir Hoffmann zu ſehen, den Compoſiteur der Undine u. ſ. w.; nur flüchtig wurde er mir einmal vorgeſtellt.

Prinzeß Wilhelm die ſo gut als ſchön iſt, ſah ich einigemal, und hoffe ihr bald meine Bilder ſelbſt bei mir zu zeigen; erſt jetzt habe ich mich, auf Gneiſenaus ernſtliches Schelten, auch bei Prinzeß Louiſe gemeldet, die noch gar nicht wußte, daß ich in Teutſchland war —! ſo habe ich gelebt; Sonntag werde ich dieſe ſehn. — Von meinem kleinen Hausgarten könnte ich Ihnen viel mehr erzählen, der unzählige Blüthenbäume in und neben ſich hat, und mir die ſandigen Haiden um Berlin erſetzt.

Helvig wird von ſeinem Kopfweh viel gequält und ſollte ein Bad brauchen, aber die großen Wechſel unſrer Verhältniſſe haben jede überflüſſige Ausgabe für eine Zeit unmöglich gemacht. Ich ſelbſt bin Gottlob meiſt wohl, aber vertrage keine geſellſchaftliche Fatigue mehr. Die Natur ſelbſt weiſt mich auf die Stille hin, welche mein Herz allem Geräuſch vorzieht.

Ich wurde mit einer Novelle nicht fertig, die in Prosa zum letzten Taschenbuche kommen sollte, ich glaube sie würde Ihnen gefallen haben. — Über die Form der Legenden ließe sich manches hin und her bewegen, doch wage ich zu sagen daß ich nicht glaube daß mich der Reim zu einer Weitschweifigkeit gezwungen, die mir selbst nicht nothwendig schien — ich reime so impertinent leicht, daß es noch impertinenter von mir wäre, diese Verse nicht so gedrungen als möglich zu machen, und so zweifle ich, daß, wenn man die Stanzen in Prosa auflöste, man viel weglassen könnte was ich nicht nothwendig gefunden und man wohl bei genauer Prüfung, wenn nicht lobenswerth doch in der Sache selbst necessitirt, stehen lassen müßte. Übrigens ist jetzt eine solche Anarchie in der Reimwelt, daß man kaum weiß, ob man teutsch liest, in den abgekürzten, artikellosen und ganz zusammengeworfnen Gedichten; da reime ich fast noch zum Wahrzeichen wie einer der es von Goethe und Schiller gelernt; überhaupt erhebt sich jetzt so weniges — nur Unkraut trägt der Parnaß. — Warum schreiben Sie denn gar nicht mehr, meine theure Wolzogen? oder vielmehr, warum lassen Sie nichts drucken, denn das Schreiben kann man wohl nicht lassen, es ist recht schade, da eine Feder wie die Ihrige etwas sehr seltnes geworden ist. In die Tiefen des Gemüths führen uns so wenige sinnig und klar wie Sie — ohne gewaltsame Bewegung und krampfhafte Anstrengung, mit sittlicher Grazie auch die Leidenschaften beherrschend, indem sie sich tobend aufbäumen; so sieht man einen starken schönen Reiter sein schäumendes Thier noch

mit Anmuth regieren. Oder fürchten Sie ſich vor den Schmerzen, die in die Bruſt treten, wenn mit den aufgezognen Schleußen der Einbildungskraft auch die vollen Wogen der gedämmten Gefühle hereinbrechen? Mir geht es faſt ſo; drum zeichne und male ich lieber. Addio, tauſend Grüße an Alle. Ihre treue Amalie v. Imhoff.

VIII.

C. L. v. Knebel

an Frau von Wolzogen,

geb. von Lengefeld.

30. Nov. 1805.

Wann ein trübes Gewölk des Himmels Antlitz
Noch ſo widrig entſtellt, ſo lacht der heitern
Phantaſie doch auf Auen und auf Wieſen
Immer ein Blümchen.

Der mit Feuer der Muſe holde Schweſter
Sanft das Auge begoß, o ſüße Freundin,
Such' ein Blümchen Du mir auf öder Haide,
Deines Geruches,

Daß ich fröhlich damit die blaſſe Stirn mir
Schmücke! Allzugeſchwind entfliehn die Stunden
Die wir heiterem Muthe ſchuldig, und die
Träger Verdruß frißt.

Allen öffnet des Lebens goldnes Thor ſich;
Ob zu Freude, zu Leid', enthüllt die Zukunft:
Wer die beſſern Minuten tauſcht an ſchlecht're,
Solcher iſt thörigt.

K.

Jena, 26. Mai 1808.

Liebe gnädige Frau!

Sie erhalten hier das reich ausgestattete Büchlein unsers seltnen und trefflichen Humboldts wieder, wofür ich und meine Freunde, denen ich es mit Ihrer Erlaubniß geliehen, herzlichst danken.

Okens Programme werden Sie durch meine Schwester erhalten haben, und ich wünsche nur, daß Sie Sich daraus erbauen mögen. An tiefen Gedanken und trefflichen Zusammenstellungen fehlt es, wie mich däucht, darin nicht, nur scheint der Verfasser das Maß noch nicht zu kennen, das jedem Schriftsteller gebührt, und wodurch seine Gedanken erst anschaulich werden und in Andere übergehen können. So liest sich manches wirklich abenteuerlich, und das Universum scheint für die paar Bogen zu groß. Ich glaube indeß, daß es ihm schwer fallen dürfte seinen Styl zu ändern, so sehr ich ihn selbst auch dazu ermahne. Unsre Naturforscher und Philosophen glauben ohne Zweifel noch mit mehrerm Recht als unsre Dichter sich des seltsamen unverständlichen Styls befleißigen zu dürfen. Unter diesen letztern, nehmlich in unserer deutschen poetischen Welt, scheint es beinahe zu einem kleinen Krieg ausschlagen zu wollen, woraus — wenn es möglich wäre! — der gute Geschmack einigen Vortheil ziehen könnte. Voß hat, wie bekannt, unsre deutsche Sprache und Versart in gar enge und etwas für sie unbequeme griechische und römische Fesseln geschlagen, und glaubte, durch die Strenge seiner Gesetze sein Reich zu befestigen. Auf der andern Seite

nehmen die weichlichen Dichter, die mit Gewalt der Sprache den südlichen Wohllaut einhauchen wollen, übermäßig zu, und lösen nicht nur jene Härte, sondern auch die Sprache selbst in Wort und Gedanken gänzlich auf — wodurch denn ein bitterer Zwist entsteht. Sonnette, Balladen und dergleichen klingende Versarten nehmen zu, wogegen denn der Aristarch zu Heidelberg den unmilden Stab erhebt, und sie nun öffentlich mit scharfer Laune züchtigt. Wahrscheinlich wird die andre Partei auch nicht schweigen, und so dürfte vielleicht aus Zusammenstellung des zu Strengen und zu Milden etwas Erträgliches herauskommen — wenn es anders möglich wäre, daß Deutsche Geschmack hätten! Diesen können wir zur Zeit fast nur allein an unsern Schriftstellerinnen rühmen, und Sie mögen wohl errathen, gnädige Frau, wem ich hier am liebsten nennte! —

Von den Reisebeschreibungen des südlichen Amerika, die ich besitze, schicke ich Ihnen einstweilen ein paar französische und eine deutsche. Sie sind freilich nicht die allerneusten, aber dennoch nicht uninteressant, da sie mehr als jene von den Umständen und Lokalitäten enthalten. Auch die Jesuiten les' ich deshalb gern, ob sie gleich ziemlich unwissend in der Naturkunde sind.

Zimmermanns neuestes Taschenbuch, welches vorzüglich die Beschreibung von Brasilien enthält, werden Sie ohne Zweifel schon besitzen; sonst kann ich solches auch schicken.

Nebſt meiner beſten Empfehlung an Ihren Herrn Gemahl bin ich

Ihr

aufrichtiger Verehrer Knebel.

An gnädige Frau von Wolzogen.

Himmliſche Mächte beherrſchen und leiten das menſchliche Schickſal,
Und ſie gaben Dir Geiſt, edles und fühlendes Herz;
Forſche weiter nicht nach im Labyrinthe des Lebens:
Hoff' und traue! die Welt ſei Dir ein göttliches Werk!

Jena, 2ten December 1826.

Knebel.

IX.

J. H. Meyer*

an Frau v. Wolzogen.

Weimar, 15. Juni 1829.

Hiermit will ich Ihnen nur Nachricht geben, daß mir geſtern Morgern das Manuſcript** von der Poſt richtig überbracht worden und ich daſſelbe ſogleich durchgeleſen, auch geſtern Abend noch an Hn. St. M. von Goethe nebſt dem an ihn gerichteten Brief überſendet habe.

Sie ſehen aus der wenigen Zeit, die ich gebraucht die Schrift ganz und zum Theil wiederholt durchzuleſen, wie feſt ſie mich gehalten und wie viel Vergnügen ich darüber empfunden: auch fand ich durchaus nichts was etwa Bedenken erregen könnte und nach meiner Meinung wegbleiben müßte. Ich möchte nur fragen, nicht entſcheiden (denn dazu habe ich keine Befugniß), ob das Hochzeitsgedicht ſoviel Gehalt hat

---

* Johann Heinrich Meyer, geb. zu Stäfa am Zürcherſee 1759, geſt. zu Jena 1832, der treue Weimariſche Kunſtfreund.

** Schillers Leben.

als man von Schiller, der doch damals ſchon die Räuber, den Fiesco u. ſ. w. geſchrieben hatte, zu erwarten berechtigt iſt? Dann wird es gut ſein, wenn nach dieſer Handſchrift gedruckt werden ſoll, ſolche nochmals mit den Original-Briefen zu vergleichen; es ſind mir nehmlich mehrere Stellen aufgefallen, wo einzelne Worte fehlen, vielleicht gibt es auch andere Stellen mit, wie ich glaube, Sprachfehlern, die Schiller nicht gemacht haben kann.

Da die Briefe aus Schillers Mannheimer Aufenthalt und dem Aufenthalt in Bauerbach ſo vieles Intereſſe haben und ſicherlich gerne geleſen werden, ſo entſteht ganz natürlich auch noch der Wunſch: es möchten ähnliche an vertraute Freunde geſchriebene Briefe von ihm ſich finden aus der Zeit ſeines Aufenthalts in Dresden, Leipzig, Rudolſtadt und als er zuerſt in Weimar erſchien. Iſt hierzu keine Hoffnung vorhanden?

Sobald ich von Goethe das Manuſcript zurückerhalte, ſende ich Ihnen ſolches wieder. Morgen gedenke ich nach Belvedere zu ziehen, komme aber alle Mittwoche und Sonnabende in die Stadt.

Der Himmel gebe Ihnen frohe Tage.

Ihr ganz ergebener Freund und Diener

Meyer.

Weimar, 21. Aug. 1829.

Indem ich Ihnen, verehrte Freundin, das Manuscript über und von Schiller wieder zurücksende, begleite ich dasselbe mit herzlichem Dank für die Mittheilung. Ein frischeres anziehenderes Bild von Schiller, seiner Liebenswürdigkeit, edelm Geist und Gesinnung habe ich nie weder aus seinen eigenen Schriften noch aus Nachrichten über ihn gewonnen. Ganz ungemein interessant ist es aus diesen Nachrichten und Briefen zu ersehen, wie der außerordentliche Mann zwar ein edles Gefühl seiner selbst hat, aber doch nur bescheidene Anforderungen an die Welt macht, und wie viele Mühe er aufwenden, wie viele Anstrengungen er sich's muß kosten lassen sich eine einigermaßen gesicherte Existenz zu erringen. Dergleichen Betrachtungen habe ich noch mehrere angestellt, allein es wäre unnütz Sie mit allen bekannt zu machen.

Zu Einwendungen habe ich nirgends Gelegenheit gefunden, vielmehr scheint mir alles sehr gut. Sollte mir indessen ein Wunsch gestattet sein, so würde solcher darin bestehen: überall wo Ihre Erinnerung ausreicht über Schillers Leben und Sein mehr Detail anzubringen. Über einen solchen Mann wie die nächste Zeit wohl schwerlich wieder einen gebären wird, ist auch der geringste Zug, die geringste Nachricht von seinem Thun, seinen gelegentlichen Äußerungen merkwürdig.

Dieses, verehrte Freundin, ist meine ganz unmaßgebliche Meinung von der Sache. Abzuändern habe ich durchaus nichts gefunden. Vielleicht finden sich ein paar Worte, die der

Abſchreiber unrichtig ſchrieb, die aber beim Druck der Corrector ſchon verbeſſern wird.

Mich Ihrem freundlichen Andenken empfehlend verbleibe mit alter Treue H. Meyer.

Weimar, 18. Sept. 1829.

Sie werden, Verehrteſte, den Empfangſchein über das Manuſcript Schiller betreffend erhalten haben und ſomit wiſſen, daß es in meinen Händen iſt. Noch habe ich dasſelbe nicht an Herrn St. M. v. Goethe abgegeben, weil Zelter und ein Berliner Maler Namens Ternite hier ſind, ich ihn alſo nicht, oder doch nur in Geſellſchaft geſehen und alſo dieſer Sache nicht füglich gedenken konnte; zudem würde er in dieſen Tagen ſchwerlich Zeit gewonnen haben das Manuſcript durchzuſehen.

Ich meines Orts bin ſehr damit zufrieden; das allmälige mühſame und unter manchen ſchweren Hinderniſſen bewerkſtelligte Emporſtreben eines ſo außerordentlichen Mannes iſt wahrhaft rührend und muß jeden der nicht ganz und gar hölzern iſt, lebhaft intereſſiren; ſo wünſchte ich auch nichts am Text weggelaſſen als allenfalls nur — doch ſei es nur ein unmaßgeblicher Rath — die Stelle wo Schillers Geſtalt mit dem Vaticaniſchen Apollo verglichen iſt und welche ich eingeklammert habe.

Mit den Überſchriften wie Sie ſolche auf das dem Manuſcript beigelegte Blatt verzeichnet, bin ich vollkommen zufrieden, nur muß noch ein allgemeiner Titel hinzukommen.

Ich empfehle mich Ihnen beſtens und will hier enden, weil ich ſonſt nur Worte des Trübſinnes ausſprechen würde; ich befinde mich, wenn nicht wohl, doch ohne große Beſchwerde, ſehr einſam und gedrückten Gemüths; das feuchte neblige Wetter iſt mir ſehr zuwider.

Unveränderlich treu Ihr Meyer.

Weimar, 15. Decemb. 1829.

Hochverehrte Freundin!

Geſtern bin ich bald nach Empfang des an mich Geſendeten zu Hn. St. M. v. Goethe gegangen, habe ihm Ihren Brief übergeben, ſowie auch das Billet der verwittweten Frau Großherzogin an Sie und das Manuſcript. Er hat in meiner Gegenwart alles geleſen und ſich mit mir weitläufig über die ganze Angelegenheit unterhalten. Das Reſultat des Geſprächs war ungefähr folgendes: Es ergebe ſich aus dem Brief des G. H. an Sie offenbar, daß derſelbe aus Gründen welche in dem Brief nicht enthalten ſind, die Aufführung der Jungfrau v. Orleans auf der hieſigen Bühne vermeiden wollte, daß er dieſes recht gefällig einkleidete und überhaupt ſeine aufrichtige Achtung und gütige Geſinnung gegen Schiller geäußert, aber doch immer den Wunſch gegen die Aufführung des Stücks vorwalten laſſe. Aus dem Billet der Frau Großherzogin Wittwe erſehe man ebenfalls, daß es ihr nicht angenehm ſein würde den Brief ihres hochſeligen Gemahls durch den Druck dem Publikum bekannt werden zu laſſen, und ſo trage er Hr. v. Goethe Bedenken Ihnen

den Druck des Briefes anzurathen, vielmehr sei er nach Überlegung der gesammten Umstände geneigt zu glauben, daß es besser sei solchen wegzulassen.* In der Correspondenz zwischen ihm und Schiller hätten sich auch manche Stellen befunden welche von Ähnlichem gehandelt hätten, und er habe solche im Druck auszulassen für gut befunden.

Ich an meinem Ort gestehe unverhohlen, daß ich Goethes Meinung den Brief nicht zu drucken beipflichte, und zwar vornehmlich, weil ich fürchte, es erhebe sich unangenehmes literarisches Geschrei in den kritischen Blättern, die gierig nach Gelegenheit haschen Papier zu machen.

Noch muß ich bemerken, daß Goethe meint, Sie müßten freilich in der Druckschrift angeben, warum die Jungfrau von Orleans zuerst in Leipzig und nicht in Weimar aufgeführt worden, allein man könnte sich in der Anzeige dieses Umstandes kurz fassen und allenfalls nur sagen: daß Theater-Verhältnisse daran Schuld gewesen seien.

Ich empfehle mich Ihrem wohlwollenden Andenken bestens. Mit der Gesundheit geht es leidlich, Carlsbad bewährt sich wieder an mir. Aber der harte Winter und die zugige Wohnung machen mir große Noth und ich weiß nicht, wie ich mich den künftigen Januar hindurch retten soll,

treu ergeben Meyer.

---

* Wir konnten diesen Brief und was zu seiner Erklärung dient jetzt unbedenklich mittheilen: B. I. S. 438 ff.

Weimar, 22. Decemb. 1829.

Den wärmſten Dank ſage ich Ihnen, verehrte Freundin, für die Mittheilung des jetzt wieder zurückkehrenden Manuſcripts; es hat mir vielſeitig großes Vergnügen gewährt und der Brief des Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg und Grafen von Schimmelmann iſt ein rechtes Ehrenmal ſowohl für dieſe edeln großmüthigen Männer als auch für Schillern ſelbſt; ich wüßte nirgends aus der Literar-Geſchichte einen ſchönern Zug anzuführen, wenigſtens von bekannt gewordenen nicht — denn daß die Herzogin Amalia einſt ihren Perlenſchmuck verkaufte um Herdern die Reiſe nach Aachen ins Bad möglich zu machen, iſt ſo viel mir bewußt wenigen bekannt und nirgends gedruckt.

Damit Sie aber ſehen wie unparteiiſch und aufmerkſam ich das ganze Manuſcript durchgeleſen, ſo werden Sie bemerken daß S. 171 die Stelle wo von einer Rezenſion Matthiſons Gedichte betreffend geredet iſt, von mir mit Bleiſtift eingeklammert worden. Meine unmaßgebliche Meinung wäre dieſe Stelle wegzulaſſen, denn es möchte ſcheinen, Schiller hätte den Matthiſon in der Rezenſion begünſtigen wollen, da doch um dieſelbe Zeit von ihm jene berühmte, aber ſtrenge Kritik von Bürgers Gedichten abgefaßt und in der Lit.-Zeitung gedruckt worden.

Ferner möchte ich die Stelle wo vom Tod des Herzogs Carl v. Würtemberg die Rede iſt — gemildert wiſſen. Ich wüßte nicht was das Vaterland viel am Sultan Carl verloren hat, noch weniger wie Schiller dazu kam zu erblaſſen

und zu jammern, daß derjenige die Schuld der Natur bezahlte, welchem er entweichen und sich verbergen mußte, und der ihm verboten hatte sich seinem Talent zur Poesie zu überlassen, der nachher, als Schiller, jetzt ein hochberühmter und Würtemberg zur Ehre gereichender Mann, wieder kam, grob genug es ihm als eine Gnade anrechnete ihn ungehudelt zu lassen und keine weitere Notiz von ihm zu nehmen.

Das, meine Verehrteste, sind meine Meinungen; ich verlange keineswegs, daß Sie denselben folgen sollen, sondern blos die erwähnten Stellen nochmals lesen und was ich darüber gesagt in Erwägung ziehen.

Leben Sie wohl und haben nochmals der Mittheilung wegen Dank und bewahren mir Ihr freundschaftliches Wohlwollen ferner. Meyer.

X.

K. G. v. Brinkmann*

an Frau v. Wolzogen.

Metz, 7. März 1798.

Der größte Beweis von dem großen Zutrauen, das Sie mir eingeflößt haben, gnädige Frau! ist die Vorausſetzung der gütigen Erlaubniß Ihnen ſo oft zu ſchreiben. Leider! bin ich ſchon ſo weit von Ihnen entfernt, daß Sie mir gar nichts Böſes dafür thun können, als mir gar nie zu ſagen, ob Sie meine Freiheit übel nehmen oder nicht? Allein ſelbſt dieſes Stillſchweigen wird mich kaum zu einem ähnlichen bewegen, und ſo ſehen Sie, daß es auch manchmal unbequem iſt zu liebenswürdig zu ſein.

Seit ich Frankfurt verließ, leb' ich gleichſam in einer ganz neuen Welt, vorzüglich in Rückſicht der Ideen und Vorſtellungen, welche alle Gegenſtände am dieſſeitigen Ufer des Rheins erwecken. Mit dem Eintritt in das Gebiet der Republick fühlt man ſich auf einen Zauberboden verſetzt, der noch unter einem zu wanken ſcheint, und wo man von einem

* Karl Guſtav v. Brinkmann, geb. 1764, geſt. 1847, ſchwediſcher Geſandter in Paris und Berlin, deutſcher und ſchwediſcher Dichter (Selmar); ihm dem Jugendfreunde hat Schleiermacher die Reden über die Religion zugeeignet.

mächtigen Gewühle tauſendfältiger Empfindungen gedrängt, mit Wehmuth und Erſtaunen die fabelhaften Begebenheiten unſrer Zeit zu wiederholen gezwungen wird. Ich betrachte, wie Sie leicht denken werden, das linke Rheinufer ſchon ſo gut als an Frankreich abgetreten, und es iſt eine außerordentliche Eroberung! Nicht bei dem flüchtigen Anblick derſelben auf der Karte, aber wenn man mit Aufmerkſamkeit dies ganze von der Natur ſo geſegnete Land ſelbſt durchreiſt, wird man von der Wichtigkeit einer ſolchen Beſitznehmung lebhaft überzeugt. Dabei ſind die Gegenden an vielen Orten entzückend, und ich bin ein paar Nächte ganze Stunden zu Fuße gegangen, um ſo viele ſeltene Maſſen von Naturſchönheiten unter der magiſchen Beleuchtung des Vollmonds mit einer Art von feierlicher Ruhe zu betrachten. Man kann ſich nichts Romantiſcheres denken als lange Bergſtrecken, die ſich oft auf der einen Seite Hügel und Fichtenwälder in mannichfaltigſter Abwechſelung erheben, indeß auf der andern ein ziemlich jäher Abſturz ein Thal bildet, das von Bächen durchſchnitten und von lebendigem Gehölze aller Art bewachſen, immer längs dem Wege fortläuft. Allein das Vergnügen, das dieſe pittoresken Betrachtungen einem gewähren, wird alleweile nicht wenig durch ganz entgegengeſetzte Empfindungen von Wehmuth und Traurigkeit verbittert, die ſich einem überall, ſo weit das Auge reicht, aufdrängen. Von Mainz bis an die Grenzen des ehemaligen Frankreichs können Sie keine Meile zurücklegen ohne Spuren der Verwüſtung und der drückendſten Noth zu entdecken, und dieſer Anblick hat mich in der

That oft in eine bittere und troſtloſe Stimmung verſetzt, die mir bisher eigentlich ganz fremd geweſen. Die Ruinen der Vorwelt erinnern uns zwar auch auf eine feierliche Weiſe an die Vergänglichkeit aller Hoheit und Größe, aber die weite Entfernung uns unbekannter Jahrhunderte benimmt den Empfindungen, die ſie erwecken, das Schmerzlich-Tragiſche, das uns hier im Innerſten erſchüttert, wenn wir die Trümmern und Schutthaufen erblicken, die ein einziger Krieg in den 6 letzten Jahren hervorgebracht! und wenn wir gleichſam an der Quelle alles des Elends verweilen, welches ſich von hier aus ſo unabſehlich über ganz Deutſchland hingewälzt hat. — Aber ſelbſt die Ruinen des wirklichen Bombardements haben nicht den empörenden Eindruck auf mich gemacht, wie muthwillig zertrümmerte und geplünderte Schlöſſer, Kirchen und Privatwohnungen, die man auf der ganzen von mir eben durchwanderten Landesſtrecke überall antrifft. Im erſten Fall, wie in der blutigſten Schlacht, verſöhnt uns die Idee von einem eiſernen, ſelbſt dazwiſchen tretenden Schickſal eher mit dem Unglück, ſtatt daß die wilde Zügelloſigkeit der kleinlichſten und niedrigſten Leidenſchaften gegen wehrloſe Flüchtlinge unſre Gefühle doppelt erbittern und unſern Glauben an die Menſchheit um ein gutes Theil ſchwächen muß. — Verzeihen Sie, wenn ich mich länger bei dieſen traurigen Betrachtungen verweile. Sie ſind eigentlich die Geſchichte meiner Reiſe, denn ſie haben mich auf dem ganzen Wege beinahe einzig beſchäftigt. Seit vorgeſtern Abends bin ich hier angekommen, und mußte ein paar Tage hier bleiben, um meinen

Wagen völlig in den Stand zu ſetzen den übrigen Theil der Reiſe auf den ſchrecklichen Wegen — mit denen man mich noch von hier bis Paris bedroht — ohne Aufenthalt fortzuſetzen. Da ich von Mainz hierher Tag und Nacht gefahren, oder vielmehr, um meine Reiſe zu beſchleunigen, zu Fuße gegangen — ſo war ich in der That ſehr ermüdet und ohnehin an den Folgen einer Verkältung nicht wohl. Ich habe hier herrlich ausgeruht; nur mit der Art die Stuben — nicht zu heizen, kann ich mich unmöglich verſöhnen. Dieſe geſchmackvollen Kamine mit einem Bischen ächt franzöſiſchen Feuers, das flammt und ſchimmert, das Zimmer erheitert, ohne es je zu erwärmen — erinnern mich gar zu lebhaft an die klaſſiſchen Dichter dieſer Nation. Aus einer Beilage an Amalien werden Sie ſehen, wie wenig ich in dieſer Rückſicht in Frankreich ein Proſelyt zu werden gedenke. — Empfehlen Sie mich Hn. v. W. auf's beſte, und wenn Sie Schillern ſehen, ſo vergeſſen Sie ja nicht, ihm meine tiefſte und gerührteſte Dankbarkeit für die herablaſſende Güte und Freundſchaft zu bezeugen, deren er mich neulich gewürdigt. Ihr ergebenſter Br.

Paris, 7. October 1798.

Es möchte ſchwer werden, meine gnädige Frau! irgend etwas hervorzubringen, das einer Entſchuldigung für mein langes Stillſchweigen nur ähnlich ſcheinen möchte. Ich werfe mich reuig zu Ihren Füßen, und bitte Sie mich nur Einmal wieder zu Gnaden aufzunehmen. Ich hoffte mich endlich mehr

mit meiner Lage auszuſöhnen und alsdann wieder Muth und Energie zu bekommen. Denn wahrlich mein bisheriger Aufenthalt in Paris hat meinen Geiſt in allen ſeinen Wirkungen ſo gelähmt, daß ich mich gefürchtet habe meiner Feder irgend etwas Anderes als langweilige Depeſchen anzuvertrauen. Mein letzter Beſuch in Weimar, kurz ehe ich Deutſchland verließ, war vorzüglich dazu geeignet, mich die ganze Flachheit und Unerträglichkeit der hieſigen Menſchheit fühlen zu laſſen. Über den Trümmern jener ſchönen Tage ſchwebt noch immer der freundliche Genius, der mich damals beſeelte, und meinen Empfindungen, Wünſchen und Ideen eine Lebendigkeit lieh, auf deren eigenthümlichen Beſitz ich leider keine Anſprüche machen darf. Wenn ich hier nicht Humboldts und die freundliche Agnes hätte, ich würde in der That ganz verlaſſen ſein, und dennoch fühle ich nicht ſelten, daß auch dieſer Umgang und dieſe Lektüre mehr Troſt eines Verbannten als Genuß einer Heimath ſei. — In der That, meine gnädige Frau! wenn das Töchterchen Ihres ſchönen Genius einſt nur die Geſellſchaft der übrigen Muſen vermehrte, in deren heiligem Tempel ich meine Andacht verrichtete, ſo hat ſie ſich jetzt wie eine liebenswürdige Sterbliche zu mir herabgelaſſen. Sie iſt die Vertraute bei meinem einſamen Theetiſchchen geworden, und Sie ſelbſt werden ſo treu von ihr repräſentirt, daß ich oft mit Thränen in den Augen das Büchelchen aus der Hand lege — voll Mißmuth freilich über meine Verbannung, aber doch auch voll Freude über den Gedanken, daß ich das Glück gehabt habe, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und wie ich mir

ſchmeicheln darf, Ihrer herablaſſenden Freundſchaft gewürdigt zu ſein. Sie wiſſen, meine Gnädigſte! welches unbegränzte Vertrauen Sie mir ſo ſchnell einflößten. Ich werde alſo auch jetzt keine Entſchuldigungen machen, daß ich ſo offenmüthig meine Klagen in Ihren Schooß ausſchütte. Ich begreife recht gut, daß Paris für viele Menſchen ein großes Intereſſe haben mag, und je mehr man gewohnt iſt, ſeine Ideen und die ganze Wirkſamkeit ſeines Geiſtes überhaupt von ſeinen Empfindungen zu iſoliren, je weniger man das Bedürfniß empfindet, das innere Heiligthum ſeines Herzens wenigſtens mit einigen Edlen zu theilen — je weniger wird man auch hier ſeine Erwartungen getäuſcht finden. Aber ich, der ich meinen Gefühlen nach immer ein Kind geblieben bin, und der ich keine Idee davon habe, wie man als Menſch glücklich ſein kann, wo gerade die beſten Kräfte in mir ſchlummern, die übrigen höchſt einſeitig beſchäftigt werden müſſen — ich fühle mich recht im eigentlichſten Sinne unglücklich, denn was mich nagt und preßt, iſt kein einzelner Umſtand, der ſich abändern ließe, es iſt das Reſultat meiner ganzen Lage, es iſt der förmliche Widerſpruch zwiſchen meiner ganzen Empfindungsweiſe und den Gegenſtänden, die von allen Seiten mein reges Gefühl täuſchen und zurückſtoßen. Ich habe überall im Umgang mehr Vertraulichkeit geſucht, als bloſe Unterhaltung, und die Eigenthümlichkeit jedes Menſchen war mir immer ſo unendlich viel mehr werth, als erworbene Vorzüge, daß man die Wahl meiner Vertrauteſten oft räthſelhaft fand, wenn man die Kraft und den Gehalt ihres innern

Weſens blos nach den Blüthen ihrer äußern Bildung beurtheilte. Ich weiß nun freilich, daß man aus der Ferne unſer hieſiges Revolutionsgewühl als eine Quelle ſeltner Originalität und der kraftvollſten Ausſtrömungen des Genies anſieht. Ich ſelbſt kam mit ähnlichen, wenn gleich gemäßigten Erwartungen hier an, und glaube für meine Beobachtung einen Standpunkt gefaßt zu haben, der hoch genug iſt, um mich vor jedem optiſchen Betrug einer vorgefaßten Meinung zu bewahren — aber dennoch hat mein forſchender Blick in dieſer Rückſicht keine Wunder entdecken können.

Der Boden, den ich hier trete, iſt Jahrhunderte lang von dem Steinpflaſter einer oberflächlichen Kultur gepreßt worden, und nichts hat auf ihm gedeihen mögen, das tiefere Wurzeln und freiere Einwirkung der Natur erheiſchte. Ein Erdbeben hat ihn endlich bis in ſeine Tiefen erſchüttert und aus dem durchwühlten Abgrund ganze Feuerſtröme emporgeſchleudert. Dieſe verwitterte Lava wird unſtreitig dereinſt, aber ſpäter vermuthlich, als man erwartet, die natürliche Fruchtbarkeit vermehren, in dieſem Augenblicke nur ſchmachtet unleugbar die verſengte Flur noch unter der glühenden Aſche.

Wundern Sie ſich alſo weniger, meine Gnädige! wenn ich dieſe ganze Zeit über keinen eigentlich außerordentlichen Mann und kaum eine recht liebenswürdige Frau entdeckt habe. Ich bin Ihnen noch einen Brief über Sieyes ſchuldig, und wahrlich, ich möchte dieſe Schuld gern nicht bezahlen, denn auch er hat von vielen Seiten meine Erwartungen ſo wenig befriedigt, daß ich um den Widerſpruch zwiſchen dem allge-

meinem Ruf und meine Überzeugung zu heben, willig zugebe, daß ich ihn ſicher noch gar nicht kenne. Ich habe ihn merkwürdig, aber keineswegs als Menſch groß gefunden; ſein Kopf verdient allerdings Bewunderung, aber auch nicht ganz ohne Einſchränkung.

Nur eine Franzöſin habe ich kennen gelernt, vor der ich mich ehrfurchtsvoll in den Staub beuge, aber dieſe Einzige gehört unſtreitig ihrem Jahrhundert eigenthümlicher an, als ihrer Nation. Brauche ich Ihnen wohl noch die Frau von Staël zu nennen? Sie wiſſen, wie groß mein Enthuſiasmus ſchon für die Schriftſtellerin war, als Menſch iſt ſie mir eine noch ſeltnere Erſcheinung, und als Franzöſin beinahe völlig unerklärbar. Das Nationalgepräge ſchöner Formen, das die unbedeutendſten Weiber dieſes Volks oft ſo angenehm zu charakteriſiren pflegt, möchte ich der Staël in ihrem ganzen Thun und Weſen, in ihrer äußern Exiſtenz überhaupt, faſt gänzlich abſprechen. Und wo ihr Geiſt dieſes Gepräge franzöſiſcher Eigenthümlichkeit am unverkennbarſten an ſich trägt, zeigt er uns auch vielleicht einen weniger treuen Abdruck ihres inneren Selbſt. Sie iſt ſo wenig ſchön, daß man dieſen Ausdruck ſchon ſchmeichelhaft nennen möchte; aber ihre Seele beherrſcht alle Züge ihres Geſichts mit einer ſolchen Lebendigkeit des Ausdrucks, und aus ihren großen Augen glüht ein ſo geiſtreiches Feuer, daß man den ſeinigen kaum mehr traut, wenn man ſie noch ſo aufmerkſam betrachtet, und wenn man ihr eben ſo zuhört, iſt an keine Unparteilichkeit mehr zu denken. Ihre Unterhaltung kommt unleugbar

dem Ideal sehr nahe, und die Leichtigkeit und Gewandtheit ihrer Gedankenverbindung wie ihrer Organe ist dabei unübertrefflich. Ihr Gespräch ist immer inhaltreich, und doch nie vorbereitet. Blitze des Genies bei den tiefsinnigsten Gegenständen, Wetterleuchten eines anmuthigen Witzes, um jeden augenblicklichen Einfall zu benutzen; eine so reine und so helle Beredtsamkeit, daß die vielfachsten Kenntnisse nur durchschimmern, nie absichtlich beleuchtet scheinen, und endlich ein unerschöpflicher Vorrath von Ideen, die auf die glücklichste Weise ihrem Genius bei dem ersten Wink zu Gebote stehen — geben ihr bei Wettkämpfen dieser Art eine Überlegenheit, welche selbst die geübtesten Sprecher unter den Franzosen ihr nicht mehr streitig machen.

Bewundert also von Seiten ihres Verstandes und ihrer Talente muß sie allgemein werden, aber was jeder, der selbst mehr als Kultur hat, schon aus ihren Schriften ahnet, daß nur tiefere Bedürfnisse des Herzens ihrem Geist eine so edle Schnellkraft ertheilen — darüber läßt ihr Umgang dem aufmerksamen Beobachter keinen Zweifel mehr übrig. Die Sehnsucht, ihrem leicht angefachten Enthusiasmus immer einen würdigen Gegenstand und ihren vielumfassenden Empfindungen Gehalt zu geben, liegt ihrer rastlosen Thätigkeit wohl immer zum Grunde. Aber viel zu jung und zu unerfahren in Verhältnisse geschleudert, wo alles dazu verschworen schien ihre glänzenden Talente und ihre Ruhmbegierde ohne ein verhältnißmäßiges Gegengewicht moralischer Selbstbeschränkung emporzutreiben, mußte sie sich bald in

Widerſprüche mit ſich ſelbſt verflechten, deren Spuren wahrſcheinlich nie ganz aus ihrem Charakter verlöſcht werden dürften. Dem reinen Diamant ihres ſchönen Herzens mag wohl manchmal die Eitelkeit, aber gewiß öfter die unbefangenſte Gutmüthigkeit die Folie fremder Thorheiten untergeſchoben haben, und nur die ſcharfſichtigſten Beurtheiler wußten alsdann den ächten Werth des Steins von dem erborgten Farbenſchimmer zu trennen.

Während die Liebe in allen ihren ſeligen Umwandelungen das zartfühlende Weib veredelte und beglückte, ward ihr emporſtrebender Genius von dem Sturmwinde der Revolution ergriffen, und von dieſem Augenblicke an laſſen ſich alle ihre Handlungen kaum mehr als der reine Abdruck ihres urſprünglichen Charakters anſehen. Durch die geheime Einwirkung des Zauberkreiſes, der ſie umſchloß, laſſen ſich vielleicht alle ihre Fehltritte erklären und gewiß manche entſchuldigen. Nur ihre eigne Vollendung iſt offenbar durch ein ſo oft zweckloſes Streben nach Außen hin aufgehalten worden; und wer ſelbſt mit mehr Ruhe ſich an ein gewiſſes Ziel hinangekämpft hat, von wo aus er das ganze Thun und Treiben der Menſchheit ohne Schwärmerei und ohne Muthloſigkeit überblickt, der muß die Staël doch noch in einiger Entfernung hiervon erblicken, ob er ſich gleich gern geſteht, daß nicht die Hälfte ihrer Energie und ihrer Anſtrengung nöthig geweſen wäre, um noch ein höheres Ziel zu erreichen. Denn ſie iſt ſtark, und eigenmächtig, und weltverachtend, und in ſich ſelbſt gewurzelt, wie ich vielleicht noch kein Weib fand. Alle Ketten

ſelbſt des höhern Vorurtheils, alle Schlagbäume der bürgerlichen Verhältniſſe hat ſie durchbrochen; ihre Leidenſchaften hat ſie durch die Kraft und die Kühnheit zu adeln gewußt, mit welcher ſie jeden Widerſtand zu Boden ſchlägt — aber bei all' dieſem thätigen Heroismus ſcheint ſie mir doch bisweilen in der Spekulation dem übermächtigen Schickſale mehr knechtiſch zu zürnen, als mit Würde zu trotzen. Selbſt ein mit ihm verbündeter perſönlicher Gott rauſcht noch in unbekannten Wolken über ihrem Haupte. Freilich iſt ihr dieſer mehr eine Naturerſcheinung als ein Ammenmährchen, aber das letztere iſt oft wenigſtens poetiſch ſchöner, und vor Gewittern kann man ſich am Ende ſo gut fürchten, wie vor Geſpenſtern, wenn man die Natur von beiden nicht einmal mit Ruhe geprüft hat.

Und gerade was der Staël ſo unleugbar mangelt, iſt dieſe Ruhe des Geiſtes, dieſe unbefangene Prüfung, der es um Nichts zu thun iſt, als um reine Reſultate, endlich dieſe höhere Freiheit, die entweder das theuerſte Kleinod einer ſpät errungenen Weisheit oder die glückliche Mitgabe jener jugendlichen Simplicität des Charakters iſt, welche die beſten Menſchen oft durch die verworrenſten Verhältniſſe des Lebens begleitet. Von heftigen Gefühlen erſchüttert, hat ihr Herz unaufhörlich ihre Vernunft in ſein Intereſſe gezogen, und durch die Perſönlichkeit, mit der ſie gleich in die vielfachſten Verbindungen ſo tief eingreift, geht die ſchöne Unabhängigkeit verloren, die ihr Geiſt bei einem beſchränkteren Gebrauche ſeiner ſeltnen Kräfte ſo glücklich behaupten

würde. Wenn dieſe Stimmung ſie nur zur Sklavin ihrer entſchiedenen Liebhaber machte, ſo möchte ſie leicht mehr Energie als Schwäche des Charakters beweiſen, aber leider! entnervt ſie nothwendig zugleich jene göttliche Kraft im Menſchen, die uns in gewiſſen Fällen ſogar von uns ſelbſt iſolirt, damit wir aus einem höhern Standpunkte freiere Anſichten gewinnen mögen. Auch hat das Unglück ſchon längſt durch ſeinen heiligen Zauber ihr Herz zermalmt, das mit ohnmächtiger Verzweiflung gegen das Bewußtſein ankämpft, ſeine Sehnſucht getäuſcht und ſeine Hoffnungen vereitelt zu finden. In ihrem Innern ſcheint der ruhige Lebensgenuß auf ewig zertrümmert. Aber über dieſen Ruinen ſchwebt noch ein jugendlich heiterer Geiſt, eine magiſche Lebendigkeit der Ideen und eine wahrhaft kindliche Gutmüthigkeit, die bei einer ſo ſeltnen Superiorität aller intellectuellen Kräfte und bei einer ſo heftigen Regſamkeit des Gefühls eben ſo erhaben wie liebenswürdig ſcheinen muß. Kurz, meine Gnädige, um nicht ungerecht zu ſein gegen dieſes außerordentliche Weib, laſſen Sie uns nur darüber ſeufzen, daß ohne ihre Schuld nur Göthe ihre Schriften, nicht ſie die ſeinigen in ihrer Eigenthümlichkeit zu leſen vermag, denn vielleicht hat nur dieſer einzige Neid des Schickſals, der ſie verhinderte eine Deutſche zu werden, ihre äußerſte Vervollkommnung verhindert.

Wie werden Sie aber auch dieſe fürchterlich lange Depeſche verzeihen, meine Gnädigſte! denn ich fühle ſelbſt, daß es hart ſei, Ihnen die Durchleſung derſelben zuzumuthen.

Ich ſchmeichle mir indeſſen mit der Hoffnung, daß das Original Sie hinlänglich intereſſire, um ſelbſt ein mittelmäßiges Gemälde Ihnen erträglich zu machen, und dann haben Sie mir ſo beſtimmt befohlen, Ihnen ausführlich über Frau v. Staël zu ſchreiben.

Haben Sie die Gnade mich der Hofr. Schiller unterth. zu empfehlen. Ich habe neulich mit innigſter Freude in einem Briefe an Fr. v. Humboldt einige ſehr freundliche Zeilen für mich geleſen. Meine ehrfurchtsvollſten und freundlichſten Empfehlungen an Schiller und Herder, wenn Sie Gelegenheit finden, und vorzüglich an Hn. v. Wolzogen

Ihr Br.

XI.

Frau v. Staël

zu Handen von Frau v. Wolzogen.

Coppet, le 3. Juillet.

Je suis très reconnaissante Monsieur, des regrets que vous voulez bien me témoigner. J'en ai beaucoup moi même, car ayant pris l'habitude de trouver un ami dans l'instituteur de mes enfants, il m'eut été très doux de la continuer avec vous — mais puisque vous avez la bonté de vouloir me rendre service, vous le pouvez encori si vous vous occupez avec un peu de soin de me trouver un homme qui me convienne. Je peux promettre à celui que je choisirois un sort assez doux car après l'éducation de mes enfants terminée, c'est à dire dans 8 ou 9 ans, je le garderois toujours chez moi avec les mêmes appointements, si c'était un homme assez distingué pour partager avec moi des études littéraires et peut-être s'en occuper pour lui même à Paris — j'imaginois donc que M. votre père connaîtroit peut-être à Strassbourg un homme qui me convint et sur-

tout je pensois que Mad. de Wohlzogen* aurait peut-être l'extréme bonté d'écrire à Shiller ou à quelques professeurs de Veimar à ce sujet. Agnes de Lilien est après Verther le roman allemand qui m'a fait le plus de plaisir, c'est le premier livre que j'aye lu dans l'original et l'esprit qu'il y a m'a fait deviner la langue. Parmi les admirateurs du beau génie de Shiller et du rare talent de Mad. de Wohlzogen il y aurait peut-être un jeune homme sans fortune qui voulut lier son sort à celui de ma famille ; maintenant que je suis veuve un homme distingué qui s'établirait chez moi aurait presque la direction de mes affaires et ne sentiroit sûrement pas l'ombre de la dépendance dans sa situation. Tout ce que je dis là suppose toujours qu'on se convienne, mais comme je me chargerois des frais du voyage nous nous jugerions reciproquement — si après nous être écrit nous nous accordions — ce que je désire en fait de connaissances est ce qui se rencontre chez tous les allemands éclairés, les langues mortes et le francais. Mais je voudrais de plus la musique c'est la première des ressources dans la retraite. — Ai-je été assez ennuyeuse ce n'est pas tout encore : si d'ici à l'hyver je ne trouvois pas ce que je veux, puisque vous n'allez en Italie qu'au printems voudriez vous demeurer chez moi,

---

* Wir haben die deutſche und franzöſiſche Orthographie der berühmten Verfaſſerin nicht alteriren wollen.

et vous charger de mon fils ainé qui est si avancé pour son age qu'il vous laisseroit beaucoup de tems de libre je n'amenera que lui à Paris — cette proposition ci ne vous lie point, mais je voudrois savoir sie je pouvais réussir dans cette nouvelle idée si je l'essayois. Trouver un instituteur s'il se peut tel que celui que j'ai perdu ce serait un grand moyen de bonheur pour moi, me pardonnerez vous de vous en occuper quand c'est un des premiers intérêts de ma vie. M. de Humboltz m'écrit qu'il ne passera pas par la Suisse je m'en afflige beaucoup j'irais peut-être le voir en Italie l'année prochaine. Votre plan d'ouvrage me séduit beaucoup, ces premiers tems sont tout à fait inconnus à la philosophie et l'érudition dirigée par les lumières est un trésor — vous avez bien fait de renoncer à traduire mon roman — donnez moi des nouvelles s'il y en a — je finis sans cérémonie.

XII.

Oberhofmeiſter v. Einſiedel*

an Frau v. Wolzogen.

Weimar, 29. Juli 1805.

Sehr ſpät eigne ich mir die gnädige Erlaubniß zu, Ihnen zu ſchreiben. Dieſe wohlthätige Beſchäftigung hätte mir ein Erſatz ſein ſollen für die verlornen ſchönen Tage und Wochen, die mir als dem Reiſegefährten und Brunnengaſt einer Geſundheitsquelle in Ihrer Geſellſchaft würden zu Theil geworden ſein: doch empfand ich ſtatt eines beruhigenden Gefühles mehr einen reuigen Unmuth über meine Unentſchlüſſigkeit und Banden, ſo oft ich von Ihrer Güte, gnädige und verehrteſte Frau, Gebrauch machen wollte. Doch durch ein noch längeres Schweigen würde ich derſelben unwürdig werden.

Ich überreiche Ihnen dies Blatt durch Hn. Oberhofgerichts-Aſſeſſor Erhardt aus Leipzig, der nach Wiesbaden reiſt. Es iſt ein allgemein geachteter Mann. Ich darf ihn

---

* Fried. Hildebr. v. Einſiedel, geb. 1750, geſt. 1828, in ſeinen guten Tagen der liebenswürdige und zerſtreute Kammerherr der großen Literaturepoche von Weimar.

um ſo dreiſter bei Ihnen einführen, da er ein Freund unſers verewigten Schillers war, und ein herzlicher Verehrer von ihm.

Ihre Frau Mutter und Frau Schweſter hatte ich das Vergnügen vor einigen Tagen zu ſehen und mich zu freuen, daß Beide ſich mit Recht des guten Erfolgs ihrer Badereiſe erfreuen – und dieſen Erfolg ſichtbar ankündigen. Wenn meine Sie begleitenden Wünſche vor den Geſundheitsgöttinnen des Lebensquelles, den Sie bewallfahrtet, Gehör fanden — wie ich es mit vollem Glauben hoffe — ſo werde ich auch von Ihnen eine gleiche Zufriedenheit hören, und ich wünſche, daß mir dieſes Glück recht bald zu Theil werde; denn es ſind nun wohl die Wochen, die man einem Bade widmet, in kurzem vorüber.

Noch bin ich hier und in Tieffurt anweſend und immobil, obwohl ich eine Reiſe nach Sachſen noch im Sinne habe und nicht füglich ganz vermeiden kann.

Heut ſahen wir den Doctor Gall zu Tieffurt, er war eben erſt angekommen. Wenn er bis zur Rückkehr unſerer Herrſchaften, die den 6. Auguſt feſtgeſetzt iſt, in Gotha verweilen kann, ſo werden wir ſeine Vorleſungen hören. Er hat ſich bereden laſſen, täglich Vormittags in Jena und Nachmittags in Weimar ſeine Lehre vorzutragen. Da dieſe Vorleſungen wohl erſt den 8. Auguſt anfangen werden, ſo hoffe ich Sie, gnädige Frau, auch in unſerm Kreiſe ſeiner Zuhörer zu finden.

Noch ein bekannter Mann anderer Art war vor acht

Tagen in Weimar: der Biſchof (jetzt Senator) Gregoire aus Paris, der die ganze Revolutionszeit in allerlei Epochen durchlebt hat. Es iſt ein gewandter Mann, der viel Freundliches ankündigt, er hat auch wirklich mitten im Terrorismus viel Moderatismus zu äußern gewagt. Seine Reiſen haben keinen politiſchen, ſondern blos gelehrten Zweck, auch intereſſirt ihn, außer der Kultur des Geiſtes, das Geſchäft des Feld-Cultivateurs. Er hat über Weimar uns viel Schönes in ſchönen Worten geſagt: „il n'a pas quitté Tiefkourt, mais il s' en est arraché.“

Baron Valberg zu Aſchaffenburg hat mir geſchrieben. Er intereſſirt ſich ſehr für den Abbé Sterkel und ſeine Anſtellung in Weimar. Ich habe ihm nichts Beſtimmtes zu antworten gewußt, bis ich das Glück habe Sie und Ihren Herrn Gemahl zu ſehen. Vielleicht haben Sie Hn. von Valberg ſelbſt in Aſchaffenburg geſprochen.

Sie haben das Vergnügen gehabt, Ihren Herrn Gemahl in Wiesbaden zu ſehen: dieſe Vereinigung mit ihm wird Ihnen um ſo angenehmer geweſen ſein, wenn deſſen Geſundheit, wie ich herzlich wünſche, dem Bade viel Dank als verdientes Opfer ſchuldig iſt. Es war ein ſehr guter Entſchluß, etwas Entſcheidendes dafür zu thun.

In der ſchönen Hoffnung Sie bald wieder zu ſehen, empfehle ich mich Ihrem gnädigen Andenken und Ihrer wohlwollenden Freundſchaft! Einſiedel.

Weimar, 29. Januar 1816.

Gnädige und verehrteſte Freundin!

Mit dem Beginnen eines neuen Jahres erwachen in mir allerlei gute Vorſätze, die ich zu bethätigen ſuche, um mit freierem Gewiſſen dem erneuerten Sonnenlaufe entgegen zu leben: erlauben Sie mir daher, daß ich mein langes Stillſchweigen beſſere und dies Blatt Ihnen zuſende. Empfangen Sie vor allem meine treueſten und innigſten Glückwünſche, die Ihnen zu jeder Zeit gewidmet ſind, und die Sie überall begleiten! Der Genius des Friedens, der ſich unſerm Vaterlande befeſtigter zugewendet hat, iſt der ächteſte Bürge aller guten Wünſche und ſchönen Hoffnungen — und doppelt geſegnet ſei er, da er Ihrem Herzen ſo manche bange Sorge entnimmt!

Sehr lange iſt es, meine gnädige und verehrteſte Frau! daß Sie aus unſeren Gegenden entfernt ſind: die Ufer des Rheins haben Sie zwar verlaſſen, aber Sie verweilen noch — gegen die hergebrachte Sitte — mitten im Winter in einem ländlichen Aufenthalte, den ich einſam nennen würde, wenn ich Ihre Umgebungen und Gefährtinnen nicht ahnete, die ſich zu der Vollendung irgend einer geiſtigen Schöpfung um Sie verſammeln.

Faſt möchte ich den eigennützigen Wunſch mir erlauben, daß es keine thätigeren Correſpondenten gäbe als mich, und daß Sie von allem, was ich Ihnen von uns an Neuigkeiten ſagen könnte, noch nicht unterrichtet wären; doch unſere Vergrößerungen, Staatsveränderungen, Organiſationen und

Decorationen ſind Ihnen ſchon berichtet worden — auch die Obmacht, durch welche der Gott der Ehen ſich bei uns verherrlichet, iſt Ihnen nicht unbekannt.

Wir feiern morgen den Geburtstag unſerer Großherzogin, doch im Stillen; das Ableben der Prinzeſſin Caroline, die uns ſtets angehörte und unvergeßlich war durch Liebe und Verehrung, trübt dieſen feſtlichen Tag.

Dies Blatt, meine gnädige theuerſte Freundin! ſoll Sie mit keiner Antwort beſchweren: ich hoffe mit Wunſch und Sehnen dieſelbe bald mündlich von Ihnen zu vernehmen. Zu dieſem Wunſche und dieſer Erwartung geſellige ich die Bitte um Ihr gnädiges mir ſo theures Andenken!

Einſiedel.

XIII.

Wieland

an Frau v. Wolzogen.

[Weimar, Sept. 1807.]

Gnädige Frau,

Ich nehme den lebhafteſten Antheil an dem reichhaltigen und unerſchöpflichen Vergnügen, welches Sie Sich von Ihrer bevorſtehenden Reiſe und von einem mehrmonatlichen Aufenthalt in der dermaligen Hauptſtadt der Welt verſprechen können. Wie preiſe ich Sie glücklich, gnädige Frau, daß Sie eine Augenzeugin der Wunder ſein werden, welche Napoleon ſchon gethan hat und noch täglich thut und thun wird, um ſeinen Kaiſerſitz eines Monarchen würdig zu machen, der blos aus eigner Kraft den höchſten Gipfel menſchlicher Größe erſtiegen hat, und der, wenn er zu dem Ruhme, (wie unſer Klopſtock ſagt)

viel zu theuer durch's Blut blühender Jünglinge
und der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkauft,

zum Ruhme der größte Feldherr aller Jahrhunderte zu ſein, nun auch (wie ich nicht zweifle) alle Glorien eines völkerbeglückenden Friedensfürſten hinzuthut — und auch unſerm armen Germanien, was es ſich nicht ſelbſt geben konnte,

innere und äußere Ruhe und eine den allgemeinen Wohlstand begründende Verfassung schenkt, den Namen Napoleon der Einzige von allen künftigen Jahrhunderten verdienen und erhalten wird.

Sie, meine gnädige Frau, stehen im Tempel der Musen, deren erste Priesterin Sie unter uns sind, auf einem zu erhabenen Gesichtspunkte, als daß Sie die Ansicht der Dinge, die mir diese weltbürgerlichen Zeilen eingegeben hat, nicht mit Ihren eigenen Ideen und Gefühlen übereinstimmend finden sollten, und bei Ihnen bedürfen sie keiner Apologie.

Mögen alle guten Genien Ihnen, Verehrteste, auf Ihrer Reise zur Seite schweben, und Sie seiner Zeit, mit tausend schönen und großen Erinnerungen und Bildern bereichert, wieder zu Ihren Freunden und Verehrern, unter welchen Sie mir auch mich zu zählen erlauben, zurückgeleiten! — Ich will indeß in dem angenehmen Herbstaufenthalt zu Belvedere, den ich der zuvorkommenden, auf die angenehmste Art verbindlichen Güte Sr. Excellenz Dero Herrn Gemahls und auf dessen Vorwort einem sehr graziösen Handschreiben unsers Durchlaucht. Herrn Erbprinzen zu danken habe, so viel Provision von Gesundheit und guter Laune machen, daß ich mir schmeicheln darf, noch im Stande zu sein, nach Ew. Gnaden glücklicher Wiederkunft auch meinen bescheidenen Theil an den Geistesschätzen hinzunehmen, welche Sie aus dem wahren neuen Athen zurückbringen werden.

Wieland.

XIV.

F. Hartmann*

an Frau v. Wolzogen.

Dresden, 18. März 1806.

Gnädige Frau Geheimeräthin!

Unendlich hat mich das gnädige Andenken Euer Excellenz erfreut, und gern hätte ich Ihnen in den ersten Momenten meiner Empfindung geantwortet, wenn mich nicht die Besorgung Ihrer Aufträge zurückgehalten und meine Antwort so lange verzögert hätte. In der That war es diesen ganzen Winter über mein Vorsatz, mein Andenken bei Ihnen wieder einmal zu erneuern; allein man gedenkt der edlen theuern Menschen wohl sehr oft, schreibt ihnen aber darum gerade am allerwenigsten, weil für wahre Empfindung und selbst für Gedanken das Schreiben ein etwas langweiliger Weg ist. Zudem war ich diesen ganzen Winter fast ununterbrochen krank, und habe besonders an den Zähnen gelitten,

* Ferdinand Hartmann, geb. 1777, gest. 1842, Professor und Director der Akademie der Künste in Dresden.

was meine ganzen Vorsätze und die Pläne, die ich mir für die diesjährige Winterszeit machte, völlig vereitelte.

Ihre Aufträge habe ich unverzüglich mit größter Angelegenheit zu besorgen gesucht, aber eben nicht so schnell Antwort erhalten, als ich es gewünscht hätte. Seydelmann ist schon seit dem Herbst in Italien und hat von Zeichnungen gar nichts vorräthig hinterlassen, als eine Madonna mit dem Kinde, nach dem Bilde Raphaels aus hiesiger Gallerie. Diese Zeichnung ist zwar von dem Fürst Reuß bestellt, da sich aber Seydelmann die kluge Regel gemacht hat, nichts aus den Händen zu geben, was nicht voraus bezahlt ist, und die hochfürstlichen Dukaten bis jetzt noch nicht angekommen sind, so sagte mir Mad. Seydelmann, daß sie die Zeichnung nun wohl ablassen wollte. Die Größe der Zeichnung und Breite des Rahmens lege ich Ihnen hier bei, der Preis ist sammt dem schön gearbeiteten und gut vergoldeten Rahmen und Spiegelglas 80 Dukaten.

Die Thüren von Ghiberti sind hier nicht zu haben, und so viel ich weiß, noch gar nicht in Handel gekommen, wenigstens habe ich schon einmal Frauenholz für die Fürstin von Dessau und für Ürkühl Commission darauf gegeben, und sie nicht erhalten können. Ich mache mir aber ein Vergnügen daraus, Herrn von Wolzogen mein Exemplar zu überſenden; wenn es schon nicht mehr ganz neu ist, so sind doch wenigstens die Abdrücke von den Ersten, und unverbesserlich.

Von meinen Arbeiten, nach denen Sie Sich mit so gnädigem Antheil erkundigen, werde ich Ihnen nächstens ausführ-

lich ſchreiben. Meinen Eros und Anteros habe ich von Oertzen wieder an mich gekauft, weil ich auf keine Weiſe zu dem Rückſtand meiner Forderung gelangen konnte.

Empfehlen Sie mich, wenn ich Sie bitten darf, Herrn von Wolzogen, und behalten Sie mich in gnädigem Andenken. Mit Verehrung und Ergebenheit

Euer Excellenz

unterthäniger Diener
Ferdinand Hartmann.

Dresden, 2. Jan. 1808.

Hochwohlgeborne, gnädige Frau!

Schon im verfloſſenen Sommer ſagte mir mein Freund Kügelchen, daß er dieſen Winter eine Reiſe nach Weimar zu machen gedenke, und ich hatte mir vorgenommen, eine kleine Gabe, die ich ſchon vor einigen Jahren angefangen habe, zu vollenden, um mein Andenken bei Euer Excellenz damit zu erneuern; aber Abhaltungen mancherlei Art hinderten mich inzwiſchen daran, und jetzt überraſcht mich die Nachricht, daß Kügelchen ſchon morgen von hier abreiſen will, ſo ſehr, daß ich kaum Zeit gewinnen kann, dieſe Zeilen zu ſchreiben und mich Ihrer Gnade zu empfehlen.

Ich habe inzwiſchen immer in der Hoffnung gelebt, daß Euer Excellenz wieder einmal auf einige Zeit hierher kommen würden, und beſonders habe ich, als ich hörte, daß der Erbprinz hierher kommen werde, mit Zuverſicht auf das Ver-

gnügen gerechnet, Herrn von Wolzogen bei ihm zu ſehen; inzwiſchen habe ich durch ihn wenigſtens die Verſicherung erhalten, daß Sie Sich beiderſeits recht wohl befinden, und mich darüber von ganzem Herzen gefreut.

Mein Leben und Treiben hier iſt noch immer ungefähr daſſelbe, nur daß ich mich noch mehr, als es anfangs der Fall war, von den Menſchen zurückgezogen habe. Auch malte ich ſeit Ihrer Abweſenheit von hier, der traurigen Zeit ungeachtet, wieder einige größere Bilder, und wenn es ſchon meine Verhältniſſe nicht erlaubten, die gehörige Zeit und das nöthige Studium darauf zu verwenden, ſo glaube ich doch, wenn ich das Vergnügen haben könnte ſie Ihnen zu zeigen, daß Sie Fortſchritte darin bemerken würden. Auch jetzt bin ich wieder im Begriff ein großes Bild anzufangen, Chriſtus auf dem Ölberge.

Herr von Wolzogen war ſo gütig mir vor einiger Zeit, als ich eben das Bild der Marien, die das Grab Chriſti beſuchen, anfing, ein Kupfer von Caracci von demſelben Gegenſtande zuzuſchicken; er glaubte, daß es Ähnlichkeit mit meiner Darſtellung habe; der ſchlechte beigefügte Umriß wird Sie in den Stand ſetzen, ſelbſt darüber zu urtheilen. Übrigens war mir die Caracci'ſche Darſtellung außerordentlich intereſſant, und beſonders zog mich die große edle impoſante Geſtaltung der Figuren an. In meiner Darſtellung tritt das plaſtiſche Element ganz zurück, und die Idee dämmert gleichſam nur aus der Farbe und dem clair obscur hervor. Kügelchen wird Euer Excellenz das Blatt einhändigen, und

ich bitte Sie, es Herrn von Wolzogen nebſt meinem unterthänigen Danke wieder zuzuſtellen.

Ich habe ſo eben ein kleines Bildchen, das ich ſchon vor einiger Zeit gemalt habe, nach Berlin ſchicken ſollen; es iſt eine treue Copie nach einer Skizze von Schidoni, ein kleines Marienbildchen voll Heiligkeit, Innigkeit und Liebe; ich gebe es Kügelchen mit und bitte Euer Excellenz, es als ein Andenken von mir mit Güte und Nachſicht aufzunehmen. Ich habe ihm zugleich den Auftrag gegeben, den ſchlechten ſtaubig gewordenen Firniß abzunehmen und einen andern darauf zu ziehen.

Ich denke nächſtes Frühjahr eine kleine Reiſe nach Stuttgart zu machen, indem ich meiner Sehnſucht, meinen alten Vater und meine Geſchwiſter wiederzuſehen, nicht länger widerſtehen kann, und hoffe bei dieſer Gelegenheit in Weimar Ihnen die Verehrung und Ergebenheit zu bezeugen, mit der ich die Ehre habe zu ſein

Euer Excellenz

unterthäniger Diener Ferd. Hartmann.

XV.

J. G. Ebel *

an Frau v. Wolzogen.

Frankfurt, 27. Jenner 1809.

Ich habe mich unterstanden, dem Hn. von Wolzogen ein Packet mit der fahrenden Post zu senden und ihn mit der Weiterbeförderung zu beläſtigen, deßwegen eile ich, ihn durch Sie, die beſte Fürſprecherin, um Vergebung zu bitten. Es ſind nehmlich in dieſem Packet zwei verſchiedene Packete nach Petersburg beſtimmt: das kleinere iſt für den Präſidenten der Akademie, das größere iſt für den Kaiſer Alexander. Da ich nicht wußte, auf welche bequemſte Art ſolche Packete den Kourieren mitgegeben werden können, ſo habe ich geglaubt, daß es am beſten ſei, ſelbſt die Adreſſen nicht aufzuheften, ſondern es dem Sekretär des Hn. von Wolzogen nach ſeinem Befehl zu überlaſſen. Mein Wunſch iſt, daß dieſe Packete mit erſter ſchnellen Gelegenheit nach Petersburg abgehen.

---

* Joh. Gottfr. Ebel, geb. 1761, geſt. 1830, Arzt und Naturforſcher, der kundige Führer durch die Schweiz.

Da es keine Regierung und keine Akademie auf der Erde giebt, welcher ein größerer Wirkungs- und Beobachtungskreis geöffnet wäre, als der ruſſiſchen, da nicht blos die Oberfläche des ganzen nördlichen Aſiens, ſondern auch die bisher immer noch in Dunkel gehüllten ungeheuren Gebirge Mittel-Aſiens von ruſſiſchen Naturforſchern am ſicherſten und bequemſten bereiſet und erforſcht werden können, und es nur von dem Eifer der Regierung und der Akademie abhängt, die mineraliſche geognoſtiſche Beſchaffenheit dieſes wichtigen Erdtheils in einer gewiſſen Reihe von Jahren auf's genaueſte unterſuchen zu laſſen, und dadurch ſich den unvergänglichen Ruhm zu erwerben, das Weſentlichſte zur Kenntniß des Baues der Erde beigetragen zu haben, ſo dachte ich, daß vielleicht das Werk* nebſt dem Inhalt der beigelegten Briefe ſowohl den Kaiſer als die Akademie auf dieſe Geſichtspunkte aufmerkſam machen könnte. Während der Regierung des jetzigen Kaiſers ſind ſchon viele naturhiſtoriſche Reiſen veranſtaltet worden, allein es ſcheint mir, daß die großen Geſichtspunkte, den Bau der Erde in den außerordentlichen Gebirgen des Nord- und Mittel-Aſiens zu erforſchen, gänzlich aus der Acht gelaſſen worden ſind. Es iſt ſonderbar, jedes Pflänzchen wird in den bisher unbetretenen Gegenden aufgeſucht und umſtändlich beſchrieben, und die andern ſo ins Große gehenden Beobachtungen werden ganz unterlaſſen. Wie ſchwer iſt es alſo ſelbſt

---

* Über den Bau der Erde in den Alpengebirgen. Zürich 1808.

für den wiſſenſchaftlichen Kopf, die ſinnliche Beſchränktheit des Menſchen zu überragen!

Alle kritiſch-gelehrten Blätter beobachten bis jetzt ein allgemeines Stillſchweigen über mein Werk, welches deßwegen eine ſonderbare Erſcheinung iſt, da ich doch ſeither durch Briefe von allen Seiten und von den bedeutendſten Männern in Philoſophie und Naturwiſſenſchaften den größten Beifall erhielt und die Münchener Akademie und andere naturforſchende Geſellſchaften mir Diplome zuſandten.

Für die Bekanntſchaft des Grafen Korkovski aus Galizien, den Sie mir empfahlen, danke ich ſehr. Außer ſeinen mineralogiſchen Kenntniſſen beſitzt er noch ſehr lebendiges Gefühl für's Schöne der Kunſt, und ſcheint ein trefflicher Charakter zu ſein. Er war gerade hier, als Henriette Hendel ihre pantomimiſchen Vorſtellungen gab, welche auch ihn, wie jeden gebildeten und alles Schöne fühlenden Menſchen, in Erſtaunen und Entzücken verſetzten. Die mimiſche Kunſt dieſer Frau übertrifft ihr dramatiſches Talent unendlich nicht allein, ſondern ſie iſt einzig und für Jeden, der ſie nicht geſehen hat, unglaublich und unbegreiflich. Was die Griechen beſaßen, und was ſeit ihrem Untergange verloren war, hebt mit dieſer Frau in der höchſten Vollkommenheit wieder an; die Lady Hamilton machte blos Stellungen, allein die Hendelſche Kunſt iſt fortgehendes Leben; es iſt die außerordentlichſte und höchſte menſchliche Kunſt, von der ich keinen Begriff hatte. Noch nie habe ich ſo hohen Genuß gehabt als bei dieſen pantomimiſchen Vorſtellungen. Ich wünſchte, daß Sie hier geweſen wären.

Der Dichter Baggesen war auch einige Monate hier, und ist nun in Stuttgart, wo er bei Cotta seinen Faust drucken läßt, eine meisterhafte genialische Satyre auf das literarische Unwesen der Neu-Philosophen und Poetiker in Deutschland; diese werden damit zum Gelächter der Gassenbuben und also vernichtet.

Werner ist wieder bei Ihnen. Ich möchte doch wohl wissen, was die Reise in der Schweiz und in Frankreich für einen Einfluß auf sein inneres Leben gehabt hat; ich glaube, er ist ganz der nehmliche geblieben. Vor kurzem schrieb mir aus der Schweiz ein Greis, an den ich Wernern empfohlen hatte: „es ist ein sonderbarer Kauz — große, zum Theil wüste Sinnlichkeit scheint ihn dann doch zu prädominiren." Dasselbe Urtheil mußte ich nach meiner kurzen Bekanntschaft über ihn fällen; aber es fällt mir sehr auf, wie er sich in Gegenwart eines Greises so benommen hat, daß dieser ein gleiches Urtheil fällen mußte.

Den Landgraf v. Homburg sehe ich zuweilen; er lebt fast wie ein Einsiedler; die Prinzessin Auguste sahe ich in einer Hendelschen Vorstellung; sie war von ihrer Schweizerreise entzückt.

Wie geht es dem Kranken, von dem Sie mir meldeten, er habe doch noch mehr Lebenskraft gezeigt, als man vermuthet hätte? Ist nicht zu hoffen, daß er sich wieder gegen das Frühjahr herstellt? Ich habe für ihn und andere ähnliche Kranke die vollste Hoffnung, denn ich finde in meiner Praxis bei solchen Kranken in diesem Jahrgange solche

Symptome, die mir die Hoffnung ihrer Geneſung durchaus immer lebendiger machen.

Ich wünſche herzlichſt, daß Hr. v. Wolzogen ſich wohl und munter befinden möge. Mit den Geſinnungen der innigſten Hochachtung und Freundſchaft unveränderlich

Ihr

ergebenſter
Dr. Ebel.

XVI.

Pfeffel

an Frau v. Wolzogen.

Kolmar, 4. Fruktidor 10.

Ihre gütige Zuschrift, edle, innigst verehrte Frau! hat mir einen schönen Tag gemacht, der mir noch oft wieder neu aufgehen wird.

Durch meinen Neffen, den damaligen Churbairischen Geschäftsträger in Dresden, erhielt ich das erste Zeugniß Ihres Andenkens, und von meiner Freundin, Oktavie von Stein, mit der ich Agnes von Lilien zum erstenmal gelesen hatte, erfuhr ich aus Nordheim, daß diese Geschichte, die uns Beide so mächtig anzog, die Frau von Wolzogen zur Verfasserin habe.

So haben Sie beinahe zu gleicher Zeit mein Herz und meinen Geist an unsere erste Zusammenkunft in Olten erinnert und mir das Andenken derselben, das mir schon so theuer war, noch unaussprechlich theurer gemacht.

Lese ich nun Agnes von Lilien zum Viertenmale wieder — und das soll in meinen ersten Feierstunden geschehen — so thue ich es an Ihrer Seite, wie wir in Olten

auf der Bank vor dem Gaſthofe beiſammen ſaßen; und jede Scene der reinen lieblichen Compoſition wird dann für mein Auge ein noch höheres Colorit und für mein Gefühl ein perſönlicheres Intereſſe erhalten. Einen noch reichern Genuß würde der Beſuch mir gewähren, zu dem Sie mir einige Hoffnung machen; dann würde ich die Hand, welche den Pinſel zu dieſem herrlichen Gemälde führte, an mein Herz drücken.

Ich weiß, edle, theure Wolzogen! Sie ahnen die Freude, die Ihre Erſcheinung — wenn ſie auch nur das wäre — mir verurſachen würde, und eben darum will ich mehr nicht davon ſagen. Gern hätte ich Ihnen mit rückgehender Poſt, das iſt vor 12 Tagen, geantwortet, hätte nicht eine Reihe niederdrückender Arbeiten mich in Feſſeln gehalten.

Ihre würdige Frau Schweſter verſichern Sie meiner Verehrung; ſie muß Ihnen an Güte gleichen, weil auch ſie ſich meiner erinnert.

Fahren Sie fort in den zahlloſen Kreis Ihrer Freunde die holden Blüthen Ihres Genius auszuſtreuen. So oft ich etwas von Ihnen leſe, werde ich zu mir ſelbſt ſagen: „ſie weiß, daß ſie auch dir wohl thut, daß auch du unter die Zahl ihrer wärmſten Verehrer gehöreſt.“ Pfeffel.

XVII.

K. L. v. der Kettenburg*

an Frau v. Wolzogen.

Heidelberg, 30. April 1810.

Gnädige Frau!

Ihre Befehle wegen des Sponeckſchen Forſtinſtituts habe ich ausgerichtet; bis jetzt iſt dies Inſtitut blos ein Projekt. Alles was geſchehn iſt, beſchränkt ſich auf die Anſtellung des Grafen Sponeck als Profeſſor; dieſer lieſt Collegia über alle Zweige der Forſtwiſſenſchaft, den Studenten, welche ſich dieſer widmen. Die jungen Leute ſind alſo ganz ſich ſelber überlaſſen. Auf keiner Univerſität Deutſchlands aber iſt die akademiſche Freiheit wohl je ſo gemißbraucht worden als in Heidelberg. Erlaſſen Sie mir, Ihnen dies Bild auszumalen; mir iſt ſehr unangenehm meine Illuſion über Jugendkraft und Jugendfreiheit zerſtört worden, und ich erkenne es wieder recht lebhaft, daß auch das Herrlichſte, wenn es die Menſchen

* Wir kennen nur die beiden in dieſen Briefen genannten Tragödien von ihm, er iſt jung geſtorben, 14. Jan. 1814.

berühren, eben ſo leicht in die Erde den finſtern Mächten zuſchlagen kann, als es zum Himmel ſtrebt. Das Ärgſte iſt noch, daß alles im böſen Willen des akademiſchen Senates liegt.

Am Ettersberge ſind noch wohl keine Blüthen und Nachtigallen, und der Nordoſt ſauſt noch über die kahlen Gipfel? Hier iſt Alles in voller Herrlichkeit und ich wandle umher wie ein Trunkner und jede Blume und jeden Käfer und jede Abendröthe bete ich an. Sie haben ſehr Unrecht gehabt, Ihre Reiſe ſo lange zu verſchieben; wenn Sie kommen, ſind alle Blumen abgefallen oder ſitzen vertrocknet als Todtenkopf auf der Frucht.

Ich bin einige Male in Mannheim geweſen und gehe heute wieder hin, und das blos eines Schauſpielers wegen, in dem ich wirklich das immer ſeltnere Talent zu entdecken glaube. Ach, unſere Bühnen ſind doch in recht kläglichem Zuſtande; ſo ſah ich in Frankfurt Don Carlos. Ich kann keine Worte finden, die erbärmlichſte Erbärmlichkeit und das gänzliche Nichtverſtehen dieſer Bande auszudrücken. Hätte man Kutſcher und Bedienten hingeſtellt, ſie hätten es beſſer gemacht. Und dazu noch der Unverſtand der Cenſur: der Großinquiſitor war ganz weggelaſſen und der Beichtvater Dominicaner in einen Staatsſecretär verwandelt. Eine ſolche Kunſtſchändung ſchändet nur den Primas, und es beweiſt eine unglaubliche Beſchränktheit, wenn er den Großinquiſitor und den liſtigen Pfaffen anzüglich findet, als wäre er etwas Ähnliches. Sehen doch alle Könige Tyrannen auf der Bühne;

oder iſt der Prieſterfürſt mehr? Ich ergrimme im Geiſt, wenn ich nur an die Unvernunft denke.

Wenn Sie hierher kommen, ſo vergeſſen Sie nicht die Hn. Boiſſerés zu beſuchen; ſie haben hier einige ganz vortreffliche Bilder aus ihrer Sammlung deutſcher Gemälde und der Byzantiniſch-Cölniſchen Schule. Außerdem herrliche Aufriſſe und Zeichnungen des Cölniſchen Doms, die über die gothiſche Baukunſt ganz neues Licht verbreiten; dieſe Herren werden im Winter nach Weimar kommen, um den Rath des Hn. v. Goethe zu hören und den Ausſpruch dieſer dunklen Macht.

Wenn ich Ihnen alle Urtheile wiedergeben wollte, die ich ſo im Fluge nur über die Wahlverwandtſchaften gehört habe, ich könnte Bogen mit Unverſtand anfüllen. Wie wenige verſtehen den erhabenen Genius ganz! Er ſteht wirklich wie ein Gebirge Gottes über ſeiner Zeit und doch hat er ſie ſo lebendig begriffen. Selbſt Voß. Ihren Brief, gnädige Frau, habe ich ihm gegeben und bei der Gelegenheit ſeine Bekanntſchaft gemacht. Man klagt hier über ihn.

Ich ſende Ihnen hier die letzte Scene aus dem Diego, welche unmittelbar dem erſten Chor voraufgeht: „Schnell wie die Schatten der Wolken ꝛc.“ Profeſſor Schulz wollte dieſen Auftritt haben, um denſelben mit dem Chor in das Pantheon rücken zu laſſen. Ich bitte Sie aber, leſen Sie beides noch vorher einmal recht ſtreng unparteiiſch, und wenn Sie es dann noch würdig finden, ſo geben Sie es Schulzen, daß auch er es noch vorher auf die Capelle bringe, und erſt

dann das kalligraphiſchere Abſchreiben und Hinſenden freundſchaftlich beſorge. Ohne Affectation, je länger ich das Product betrachte, je weniger gefällt es mir. Den Chor habe ich nicht wieder abgeſchrieben, weil Sie ihn ſchon beſitzen.

Ich habe hier die Bekanntſchaft der Frau von Dörnberg gemacht und ihrer lieben Kinder; die arme Frau wankt dem Grabe zu; Mamſel Rudolphi, bei der ſie iſt, gebietet durch dieſe edle Handlung allein die allgemeine Achtung. In Stuttgart, wohin ich in einigen Tagen gehe, hoffe ich Nachricht über Türk zu finden. Wollen Sie mir einige Worte ſchenken, ſo bitte ich, den Brief an den Hrn. Miniſter von Jasmund in Stuttgart abgeben zu laſſen.

Mit wahrhaft begründeter Achtung nenne ich mich Ew. Gnaden

gehorſamſter Diener
Kettenburg.

Ludwigsluſt, 20. Mai 1812.

Gnädige Frau!

Es iſt eine ſolche Ewigkeit, daß mir keine unmittelbare Kunde von Ihnen geworden, daß Sie es mir ſchon verzeihen müſſen, wenn ich mich Ihrem Gedächtniß ſelbſt zurückrufe.

Sie, gnädige Frau, waren die Erſte, welche mich auf der Schriftſtellerbahn durch Ihr Lob ermunterten, mir den Muth gaben, darauf fortzuwandeln. Sie werden es daher natürlich finden, wenn ich Ihnen von meinem Schickſale dort erzähle.

Diego iſt in Berlin gegeben; nach langem Kampf mit Iffland; erſt wollte er faſt den ganzen Chor ſtreichen, nachher ſuchte er alles auf die Aufführung zu verhindern, ja ganz gemeine Klatſchereien über die Perſon des Königs wandte er an; nur meine Bekanntſchaft mit Mitgliedern der königlichen Familie konnte dies Gewebe zerreißen, und der ausgeſprochene Zorn des Monarchen ſetzte endlich Iffland in Bewegung. Jetzt gab er das Stück, und wirklich ſo gut er es vermag; die Beſetzung war außer Hn. Bethmann als Diego vortrefflich. Aber ſeine Rache wußte er dennoch zu nehmen: trotz des lärmendſten Beifalls und Rufens des Publikums gab er das Stück nicht wieder am andern Tage, ſondern er wählte einen Tag, wo der beliebte Möſer ſein erſtes Concert gab. Nachher wußte er den Staats-Kanzler in ſein Intereſſe zu ziehen, und Diego wurde beim Einmarſch der Franzoſen als unpaſſend verboten. Kann man ſich etwas Abgeſchmackteres denken? Aber dies Alles genügte ihm noch nicht; er bewog einen gewiſſen Gubitz, die Recenſion ins Morgenblatt zu rücken, die freilich durch übermäßiges Schimpfen das eigne Ziel überſpringt und eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbringt.

Iffland hat mich zu ſehr gekränkt, als daß ich weiter über ſeinen tiefen Unwerth als Menſch, Director und Dramaturg reden könnte.

Jetzt habe ich den Julianus Apoſtata drucken laſſen; ich hätte Ihnen ſelben geſchickt, wenn Sie mir nicht ſo entfernt wären; ich bitte um Ihre mir ſo oft bewieſene Gnade, leſen

Sie das Gedicht und sagen Sie mir Ihr Urtheil. Nichts wornach ich mich sehne, wie nach einer gründlichen Beurtheilung competenter Richter, ohne Liebe und Haß, nichts was mich glücklicher machen könnte, als eine solche Recension öffentlich erschienen; ich habe deßhalb an Freund Schulz gedacht, der doch jetzt mit Ihnen an einem Orte ist. Veranlassen Sie ihn hierzu, über Diego oder Julianus, oder über beide, wie er will; ich selber mag ihn nicht bitten, weil es doch offenbar als ein bloses Betteln um Lob erschiene, und das wie das gemeine Recensenten-Unwesen ist mir verhaßt.

Diego sandte ich im vorigen Jahre an Goethe mit einem demuthsvollen Schreiben voll Weihrauch und Excellenz, erhielt aber keine Antwort; den Julianus habe ich ihm durch Major v. Knebel zustellen lassen; ob ich wohl gleiches Schicksal haben werde?

Jetzt beschäftige ich mich mit den Nibelungen; ich hoffe darin Stoff zu einem ächten Trauerspiel zu finden, oder vielmehr ich habe ihn schon gefunden, es kommt nur auf meine Arbeit an; dies und die Nançy-Schlacht wird mir auf Jahre Beschäftigung geben.

Unsere vortreffliche Prinzessin ist hier mein einziger Trost und Hort, die Stimme in der Wüsten, Iphigenia auf Tauris; sonst wäre es gar nicht zum Ertragen, die Gemeinheit ist zu unaussprechlich; ich wünsche nichts so sehr als, unter welchen Bedingungen es auch sei, eine andere Bestimmung; wenn je der Zufall Ihnen dergleichen entgegenführt, denken Sie an mich.

Fräulein Knebel macht auch eine ehrenvolle Ausnahme; dieſe und vielleicht noch wenige Andere ſehe ich aber faſt gar nicht.

Die wildbewegte Zeit hält übrigens Alles, die Weiſen und die Dummen, in Spannung. Mir kann es nicht zu arg kommen; Bewegung iſt Leben, und ewiglich ſoll man nicht innerlich ſchwelgen in der Phantaſie.

Ich werde es als ein Zeichen Ihrer noch fortdauernden Gnade anſehen, wenn Sie einige Zeilen ſchenken Ew. Excellenz

gehorſamſtem Diener
Kuno von der Kettenburg.

XVIII.

Heinrich Voß

an Frau v. Wolzogen.

[Heidelberg 1806.]

Verehrte gnädige Frau!

Ihrem Wunſche gemäß und meinem Verſprechen, benutze ich die erſte freie Stunde in Heidelberg, um Ihnen vom traurigen Ende der Fräulein von Günderode einige nähere Nachrichten mitzutheilen, die ich zu Frankfurt erfahren habe, wo noch alle Herzen mit Theilnahme für die Unglückliche erfüllt ſind.*

Zwei Jahre ſind's, als die Fräulein von G. den hieſigen Profeſſor Creuzer kennen lernte; ſeine Liebenswürdigkeit feſſelte ihr Herz, die Reichhaltigkeit ſeines Geiſtes gab dem ihrigen Nahrung, ſie ward ſeine Freundin; Beide traten in Correſpondenz mit einander und theilten ſich mit, was ſie für einander empfanden. Unter den Gedichten, die mit dem Namen Tian herausgekommen ſind, befinden ſich mehrere, die dieſem Verhältniſſe ihren Urſprung verdanken; mehrere

* Vgl. ihr hochpoetiſches Denkmal durch Bettina von Arnim: die Günderode. Grünberg 1840. 2 B. Auch in den Briefen eines Kindes. B. I. S. 875 ff.

dieſer Gedichte hat Creuzer in ſeine Studien aufgenommen. Die Tian ſoll oft erklärt haben, nichts als der Tod könne ſie von Cr. und dem Beſitze ſeines Herzens trennen. Aber Creuzern hemmten traurige Feſſeln, er lebt ſchon viele Jahre an der Seite einer Frau, die er nicht aus Liebe, ſondern aus Achtung und aus Dankbarkeit für mütterliche Krankenpflege geheirathet hatte. Sie iſt faſt zwanzig Jahr älter als er. Seit ſeiner Bekanntſchaft mit Tian iſt das Glück dieſer Ehe völlig geſtört, Mann und Frau leben ſehr geſpannt mit einander und erſcheinen nie zuſammen in Geſellſchaften. Creuzer verlangt Eheſcheidung, und ſeine gutherzige Frau, die ihm ein glücklicheres Loos wünſcht, als ſie ihm zu geben im Stande iſt, ergibt ſich mit Demuth in ſeinen Willen. In der Mitte dieſes Sommers fällt Creuzer in ein Nervenfieber, ſeine Frau verpflegt ihn mit aller erſinnlichen Treue und kommt ihm beſonders in den Tagen, wo ſein Leben in Gefahr ſtand, nicht von der Seite. Dieſe Anhänglichkeit und durchaus uneigennützige Liebe rührt Creuzern, er fühlt ſich im Herzen ſchuldig, er beſchließt ſich von Tian loszureißen und ſeiner Frau die alten Anſprüche an ſeinen Beſitz wiederzuſchenken. In den erſten Tagen des wiederkehrenden hellen Bewußtſeins verſammelt er ſeine Freunde um ſich, erklärt ihnen feierlich: ſeine Seele habe vor Gott geſtanden, jetzt erſchienen ihm ſeine irdiſchen Verhältniſſe in einer ganz andern Geſtalt, er wolle in ihrer Gegenwart ſeiner Frau das ihr widerfahrene Unrecht abbitten. Daub erhält den Auftrag, den Losſagungsbrief an Tian oder an eine Freundin der Tian zu ſchreiben;

Creuzer fügt die Bitte hinzu, man ſolle ihm nie von der Wirkung dieſes Briefes etwas mittheilen, ihr Name ſolle nie wieder über ſeine Zunge kommen noch in ſein Ohr dringen.

Daub ſchreibt hierauf an eine Freundin der Tian, die vor Frankfurt auf einem Landgute wohnt. Der unglückliche Brief, der an die Freundin adreſſirt iſt, fällt der Tian in die Hände. Sie, ohne etwas von dem Inhalte zu ahnen, erbricht ihn, lieſt ihr Schickſal, und die Warnungsworte am Schluſſe des Briefes: „Hüten Sie die Günderode vor dem Main und vor Dolchen," geben ihr wahrſcheinlich das Mittel an die Hand, es auszuführen. — Mit großer Faſſung ſchreibt ſie einige Briefe, und ißt dann zu Abend in Geſellſchaft von mehreren Perſonen. Nach dem Eſſen ruft ſie ihrer Freundin mit großer Heftigkeit „gute Nacht!" zu und eilt dann mit haſtigen Schritten einem Garten zu, der am Main liegt. Man hat hieraus kein Arges, denn es war ihrer Gewohnheit gemäß, vor dem Schlafengehn noch einen Spaziergang zu machen. Als ſie aber um 11 Uhr noch nicht heimgekehrt iſt, fängt die Freundin an, unbeſchreiblich bange zu werden. Das ganze Haus ſtellt Nachſuchung an; aber vergebens. Erſt den andern Morgen um 10 Uhr findet man den Körper, durch drei Dolchſtiche entſeelt, und das Todesinſtrument neben ihr liegend. Um den Leib hat ſie mehrere mit Steinen angefüllte porzellanene Schaalen feſtgebunden gehabt, wahrſcheinlich um ſich im Fall der Noth noch zu ertränken und des Unterſinkens gewiß zu ſein.

Dies iſt kürzlich die Geſchichte der unglücklichen Tian;

ich habe ſie, ohne zu richten, erzählt. Ein edles Gemüth iſt zu Grunde gegangen. Die Freundinnen der Tian behaupten einſtimmig, ſie habe länger leben nicht können. Creuzer iſt geneſen; er iſt der Einzige in der ganzen Gegend, der vom Schickſal der Tian nichts weiß, und wenn das Beſtreben ſeiner Freunde gelingt, auch nichts erfahren ſoll. — Gott gebe es, denn er überlebt ſie nicht, ſobald er erfährt, wie ſie ihm vorangegangen. Er iſt ein liebenswürdiger Mann, von faſt unwiderſtehlicher Anmuth, wenn man ihn aus der Fülle ſeines Herzens reden hört.

Unter den Gedichten der Tian iſt eins, Ariadne, welches eine furchtbare Ahnung ihres eigenen Schickſals enthält. Ich werde es Ihnen mitbringen, wenn Sie, gnädige Frau, es ſelber nicht beſitzen.

Dieſe Worte habe ich in zuſammengeleſenen Augenblicken geſchrieben; denn ich mag es mir in Heidelberg nicht merken laſſen, daß ich über dieſe unglückliche Geſchichte Nachrichten niederſchreibe.

Darf ich Sie, gnädige Frau, bitten, dieſen Brief der Frau von Wolzogen zuzuſchicken. Sie war es, die in Ihrem Namen und in ihrem eigenen dieſe Nachrichten von mir forderte. Ich empfehle mich Ihrem Andenken und grüße die Kinder herzlich. Meine Ältern, denen ich viel von Ihnen und der Frau von Wolzogen erzähle, grüßen von ganzem Herzen.

Heinrich Voß.

XIX.

Graf Geßler*

an Frau v. Wolzogen.

[Dresden] 24. Sept. 1805.

Wohl habe ich aus Wiesbaden Ihr Schreiben erhalten, da ich aber nicht wußte, wohin ich Ihnen antworten ſollte, habe ich (verzeihen Sie es mir dies einzige und letzte Mal) zu lange die Antwort aufgeſchoben.

Ich erinnere mich nicht, verehrteſte Freundin, daß ich verſchiedener Meinung über irgend jemand mit Ihnen geweſen wäre. Sollte mir dies jetzt widerfahren ſein, ſo entſchuldigen Sie meinen Irrthum, denn ich habe zuverläſſig unrecht. Ich leugne Ihnen nicht, daß mir Ihre gegründete Beſorgniß wegen der Manuſcripte nicht eingefallen war, und ich kann ſie nicht widerlegen. In jedem Menſchen iſt etwas, woran ſeine beſten Vorſätze ſcheitern, was ſtärker iſt als Vernunft, Tugend, Religion, wogegen wir im Vaterunſer beten: „und bewahre uns vor Verſuchung.“ Dies iſt bei unſern

* Von der Zeit her wo er in Dresden Preußiſcher Geſandter war, der treue Freund Körners und durch ihn dem Schillerſchen Kreiſe verbunden. Vgl. die Körnerſchen Briefe unter XX.

Freundinnen die Sucht etwas zu erzählen, was niemand ſonſt weiß. Sie ſind für diejenigen, denen ſie wohl wollen, nicht gemeiner Aufopferungen fähig, nur muß ſie nicht darin beſtehen, zu ſchweigen. Sie ſind auf mich im ganzen Ernſt böſe, weil ich ihre Herrſchertalente zwar von Herzen ehre, aber mich durchaus nicht unter ihrem Zepter duckte. Es iſt immer ſeit dem Abentheuer mit der Uhr nur ein halber Friede unter uns geweſen, und ich habe freilich ſtatt zu lachen, oft ernſthaft ausgeſehen, wenn die Damen etwas ungraziös waren. Körner und Schönberg, die nur die Erlaubniß haben zu denken, was den Damen gefällt, ſind auch, wenn gleich nicht kalt, doch kühl. **Pazienza**! Sie werden das wohl in Dresden gewahr werden. Leider kann ich nicht da ſein, wenn ich es am meiſten wünſche. Stolberg iſt ſchon ſeit 4 Wochen krank und macht mir ſehr bange. Ich verlaſſe ihn keinen Augenblick und glaube ihm nöthig und nützlich zu ſein. Seine Frau ſoll auch bald in die Wochen kommen, iſt auch von keiner Rieſen-Geſundheit, und vermehrt noch meine Beſorgniſſe. Ich weiß zwar, daß es eine Thorheit iſt zu fürchten, aber ich bin doch ungefähr in derſelben Stimmung, wie man in Neapel bei den erſten Erſchütterungen geweſen ſein mag. So weit bin ich jetzt, daß ich die Überzeugung, der Menſch gehe ſeinem Schickſal entgegen u. ſ. w., auf Alles anwenden kann, was mich angeht. Man ſitzt vor dem Schachbrett und muß ſpielen. Wer gewinnen wird, iſt aus einem einzelnen Zuge nicht zu beſtimmen, und da ſo viel Zufälliges in dem Spiel meiner Organe iſt, dürfte ich ſelbſt wohl bei

irgend einer kleinen Modification derſelben zu einer andern Zeit anders geſpielt haben, folglich entweder jetzt oder damals unrecht gezogen haben. Wie ſelten iſt ein Zug ſo nothwendig durch die Umſtände beſtimmt, daß er entſchieden der einzige wird; faſt immer bleibt uns die Wahl unter ſo vielen, daß es den Aufmerkſamſten ermüdet und verwirrt. Da ſpielt alsdann Monseigneur le hasard, das Schickſal oder wie Sie es nennen wollen mit. Einer meiner Freunde, Graf Dohna, war ſehr glücklich an ein vortreffliches Weſen verheirathet, die ihn ganz glücklich machte; er iſt ein einfacher, äußerſt rechtlicher Menſch, heiter und gutmüthig, vielleicht etwas poetiſch in ſeinen Begriffen über die Pflichten gegen Gott, ſtreng in ſeinen Forderungen gegen ſich, aber mit einem friſchen fröhlichen Herzen, immer thätig und beſchäftigt für Andere, beſonders für die, deren niemand ſich annimmt. Seine Frau wird zu ſeinem unausſprechlichen Vergnügen ſchwanger, und da er ein Quartier in Dresden hatte, ſeine Frau ſehr ſchwächlich war, vermuthete Jeder, daß er in die Stadt ziehen würde. Es muß ſich aber ein querköpfiger Teufel gefunden haben, der ihnen in den Kopf geſetzt hatte, daß Gräfin Dohna zwei Meilen von Dresden auf dem Lande niederkommen ſollte, und nun kam ſie da ohne Hülfe nieder, das Kind war todt und ſie ſtarb zwei Tage darauf. Ich hatte ihm Vorſtellungen darüber gemacht, ließ mich aber aus einer ſchändlichen Weichheit durch einen Haufen Gründe, die nicht Stich hielten, zum Schweigen bringen, und ſchäme mich jetzt meiner nichtswürdigen Feigheit. Hätte ich geradezu

diejenigen die u. ſ. w. für den Erfolg dieſer verkehrten Maßregel reſponſabel gemacht, ſo würde die Furcht vor der Verantwortlichkeit ſie vielleicht zur Vernunft gebracht haben. Sie werden darüber in Dresden Klatſchen genug hören, beſonders von denen, die gegen die Perſonen, von denen alles abhing, nicht das Maul aufmachten. Gottlob daß ich es nicht hören darf, es würde mich ungeduldig machen. Ich habe jetzt keinen Sinn für die Empfindung ſo vieler Leute, die das Leben zu kurz finden. Mich däucht es erbärmlich lang für die wenige Freude, lange Beſorgniß und noch längern Kampf gegen Gram und Kummer über ſolche Begebenheiten, die keine menſchliche Klugheit vorausſehen, und wenn ſie ſie auch vorausſah, abwenden kann. Ich ſchließe von dem herzlichen innigen Antheil an dem, was Sie angeht, auf Ihre Theilnahme an dem, was mich heftig ergreift, und rechne alſo auf Ihre Nachſicht gegen Ihren Freund Geßler.

Dresden, 26. . . . 1810.

Ich ſaß Abends mit meinem Freund Schönberg in meiner Stube und der freudige Ausruf, mit dem ich Ihren Brief empfing, unterbrach unſer trauliches Geſpräch. Leider habe ich das Recht verloren mich über die Frage, ob ich Ihre Handſchrift noch kenne, zu beklagen. Aber niemand wird ſo wie Sie dem Schmerz verzeihen und Nachſicht mit der Troſtloſigkeit haben. Sie haben gefühlt, daß nur die Zeit Eindrücke der Art mildern kann, und werden mir verzeihen, daß ich das Geſetz der Nothwendigkeit nicht eher habe ehren gelernt.

Ihre Leiden haben so lange gedauert, sind so ausgesucht bitter gewesen, daß Ihnen die gänzliche Abspannung, die Leere, die sie im Gemüthe zurücklassen, nicht unbekannt sein kann. Ich bin großentheils um mich zu zerstreuen hergekommen und ich habe hier mancherlei gefunden, das in dieser Direction wohlthätig auf mich gewirkt hat, zum Exempel eine Kopfgicht, die mich fast 2 Monate halb blind (und etwas drüber) erhalten hat und mich noch etwas plagt. Dieses drastische Mittel hat mir aber sehr wohl gethan, so wie ich mich sonst meiner Schwäche schämte, so lache ich mich jetzt mit meinem unendlichen Schmerz aus; ich komme mir vor wie der Gastwirth von dem Shakespeare einen Kärner sagen läßt: der Mann hätte angefangen zu kränkeln, da der Preis des Hafers gestiegen wäre, und könnte das nicht vermindern. Sie, verehrteste Freundin, haben in Adolf ein Band, das Sie auf's angenehmste an das Leben fesselt. Körners haben mir gesagt, daß sie sehr viel Gutes von ihm gehört haben. Sie sind eine glückliche Mutter, genießen Sie dankbar diesen Segen des Himmels, und lange möge er Sie erfreuen.

Wer aufhören kann Theil an Ihren Leiden und Freuden zu nehmen, der war nicht werth Sie zu kennen. Mich däucht jeder, dem dies Glück zu Theil geworden ist, muß sich immer lebhafter, inniger, herzlicher für Alles interessiren, was Sie betrifft, wenn ich sonst die Empfindungen Anderer einigermaßen richtig nach den meinigen beurtheilt habe. Freilich besticht mich so manches in meiner individuellen Lage. Ich bin so herzlich dankbar für das freundliche Andenken, das Sie

mir erhalten haben, und das ich nicht zu verdienen schien. Ich hätte Ihnen gern geschrieben, aber ich traute mir es nicht, und Ihr Brief befreite mich aus einer peinlichen Ungewißheit. Körners und Schönberg empfehlen sich angelegentlichst. Minna kränkelt in Einem fort, sieht elend aus, und ich weiß nicht, wie ihre Krankheit endigen wird. Ihr Arzt versichert, er sähe keine Gefahr, aber ich bin nicht dafür bezahlt die Wahrheitsliebe dieser Herren zu loben. Sie hat enge Gränzen wie ihre Kunst.

Unter den Staatspapieren sind die Sächsischen immer noch die besten, und so lange der König leben bleibt, als Staatspapiere betrachtet, recht gut. Aber erlauben Sie mir eine Frage? Kommt Ihnen das Unterbringen eines Kapitals bei einem reichen, ordentlichen, sehr rechtlichen Manne, auf die sicherste Hypothek, zwei Meilen von Dresden, à 5 pCt. nicht besser als Staatspapiere vor, da diese überall durch einen Bankerott bezahlt worden sind? 10,000 Thlr. kann ich bei einem Freunde unterbringen, dem ich alles anvertrauen würde, was ich habe. Wenden Sie mir, wenn Sie können, das Verdienst zu, Ihnen nützlich gewesen zu sein.

Um die Post nicht zu versäumen, kann ich meinen Brief, der mir beim schnellen Überlesen so confus vorkommt, als wenn mir ihn der Herzog von Gotha dictirt hätte, nicht umschreiben. Vergeben Sie ihn der Eile und der Kopfgicht. Ich bin mit der herzlichsten Verehrung

Ihr unterthänigster Diener Geßler.

Halle, 7. Aug. 1811.

Eine größere Freude, als mir Ihr Brief vom 28. Juli gemacht hatte, konnte mir nichts gewähren. Bei so vielen (freilich ziemlich unbedeutenden Personen aus Weimar, ich nehme hierbei Ihre Theater-Heroen nicht aus) ich mich auch nach Ihnen erkundigt hatte, konnte ich von niemand erfahren, ob Sie, verehrteste Freundin, in Weimar auf ihren Gütern, oder wieder zurückgekehrt wären. Man hoffte Goethe hier zu sehen, und ich freute mich, wieder vergeblich, etwas von Ihnen zu hören.

Jetzt muß ich Ihnen mündlich für Ihren Brief danken, und ich wäre gleich nach Weimar geeilt, Reil und die Soolbäder im Stiche gelassen, wenn ich nicht hoffte, Sie in Jena, wo kein Hof ist, ungestörter zu sehen. Auch kann ich über nichts einigermaßen im Zusammenhange schreiben, als daß ich wünsche, Sie baldmöglichst zu sehen, ich habe sonst nichts im Kopf und Herzen. Verzeihen Sie mir, wenn in meinem Briefe keine Spur von Ordnung, Menschenverstand, Sinn oder dergleichen ist. Bis Montag den 12. bin ich mit meiner Kur fertig. Dienstag packe ich ein und Mittwoch, den 14., wenn ich so glücklich bin bis dahin Ihre Befehle zu erhalten, kann ich fort. Ich werde hier erwarten, wohin ich kommen soll. Es ist in Ihrem Briefe so vieles, worüber man nur sprechen, nicht schreiben kann. Körners haben in Carlsbad Er die Rose, Dora schlimme Augen, Emma heftigen Husten und Zufälle, die die Mittel veranlaßt hatten, wodurch sie einen dicken Hals vertreiben wollte, und Carl das kalte Fieber

gehabt. Minna iſt alſo höchſt wahrſcheinlich kränker von da zurückgekehrt, als ſie hingereiſt iſt.

Eben erfahre ich, daß ich Ihren Brief nicht mit der Poſt beantworten kann, da ſie erſt in 3 Tagen geht. Ich ſchicke alſo einen Boten, durch den ich ſicher zu rechter Zeit Antwort erhalten muß. Sollte er Ihnen auch auf's Land nachgehen müſſen, iſt er doch Montag oder Dienſtag wieder hier und ich bin Mittwoch auf dem Wege zu Ihnen. Bis dahin habe ich Zeit mich zu ſammeln, welches ich in der That nöthig habe, denn es würde Sie reuen müſſen, jemanden verſchrieben zu haben, um mit ihm über ernſthafte Verhältniſſe zu reden, der vor Freude über die Hoffnung Sie zu ſehen unterdeſſen jeder vernünftigen Mittheilung unfähig geworden iſt. Ich werde mir das Wort Sossiego recht oft wiederholen, um mich hernach, wenn mein Bote zurück ſein wird, ohne Maß zu freuen. Denn (ich will Ihnen gleich vielleicht einen excentriſchen Beweis der Aufrichtigkeit geben, die Sie von mir forderten) ich glaubte, Sie hätten Ihre Dresdener Freunde vergeſſen. Man erwartet jetzt nichts mehr als Löſung aller lieblichen, heiligen Bande, Verluſt auf allen Seiten. Ich fühlte mich ſo aufgelegt, nachdem mich ſo ziemlich alles nach und nach zu verlaſſen drohte, dem allem einen Reſt von Leben ohne Geſundheit nachzuwerfen, und ich bin ziemlich in der Stimmung der Matroſen, die auf einem Schiffe, das ſich nicht über dem Waſſer halten kann, allen Rum ausſaufen, um wenigſtens luſtig zu ſterben. Fremd bin ich Ihnen doch mehr oder weniger geworden, das fühle ich an der Unſicher-

heit, mit der Sie von meiner herzlichen Anhänglichkeit an Sie reden, und ich fühle es noch weit mehr an der Stimmung, in der ich bin. Es ist nur noch ein Mensch, das ist Ferdinand Stolberg, übrig geblieben, der mit mir Hand in Hand fortgehen kann, weil wir Beide an derselben Krankheit unheilbar leiden. Wir tragen Beide dieselbe Kappe, keiner darf den andern einen Narren heißen. Leider fängt er auch an vernünftig zu werden.

Ich werde meinen Boten mit neidischen Augen aus dem Thore gehen sehen und die Stunden bis zu seiner Wiederkunft zählen. Ich antworte auf nichts, worüber Sie mir schreiben, weil ich eigentlich nichts recht deutlich denke, als daß ich hoffe kommenden Donnerstag Sie zu sehen. Gottlob! der lang erwartete Bote ist da, er geht, begleitet mit den besten Wünschen

Ihres

treuen Freundes
Geßler.

[Dresden] 25. Aug. 1811.

Seit Donnerstag, da ich nach einer prosaischen Reise ohne die geringste Fatalität hier ankam, bin ich keinen Tag zu Hause gewesen. Die armen Dohnas waren wieder in Gefahr eine befreundete Leiche im Hause zu haben. Die Minister Rek wurde bedenklich krank, und meine Unruhe darüber ließ mich nicht zu Hause, bis die Gefahr vorüber war. Körners sind leidlich, Minna ausgenommen, die mir

nicht gefällt. Emma und Körner erholen ſich; Dora wird immer ſäuerlicher, wie eine alte Mamſel gewöhnlich wird. Young hopefull ißt bokane Hähndel in Wien. Voilà tout. Vorgefallen iſt bis jetzt hier nichts, und wollte Gott, es wäre überall die Loſung wie hier.

Seit etwa einem halben Jahr kommt mir mein ganzes Leben wie ein Traum vor, wovon ich zu erwachen wünſche, und ich lache mich ſelbſt aus, wenn ſich mir etwas als Wirklichkeit aufdringt, und ich mich dieſem Eindruck überlaſſe. Da dies etwas naturphiloſophiſch klingt, ſo bitte ich, daß dies unter uns bleiben mag. Es macht mich ungemein heiter, wie Leopold Stolberg der Katholicismus oder die Verbindlichkeit, allerlei von Menſchen ausgedachtes tolles Zeug bei Strafe des hölliſchen Feuers glauben zu müſſen.

Lange habe ich keine ſo liebliche, freundliche Erſcheinung gehabt, als meine paar in Weimar zugebrachten Tage, weil ich mich herzlich freuen konnte und nichts mich ſtörte. Es iſt bei weitem die wohlthätigſte aller Illuſionen, Freundſchaft und Anhänglichkeit und Wohlwollen erwiedert zu fühlen. Den erſten Tag war wie ein leichtes Wölkchen um Ihr Auge und Stirne, aber es verſchwand mit dieſem Tage und Sie Selbſt waren es die andern Tage.

Warum Sie bei allem Anſchein von Geſundheit von Ihrem Tode reden, als wenn er Ihnen in der Kategorie der möglichen Dinge nahe vorkäme, verſtehe ich nicht. Aber man kann nicht Alles verſtehen, und braucht es auch nicht. Allem Anſcheine nach könnte ich, der ich eine ganze Weile länger

gelebt habe und von Arznei lebe, Sie um die Gefälligkeit bitten, den Text zu meiner Leichenpredigt zu bestimmen. Da Sie aber glauben wollen, daß ich mein Leben hoch bringen werde, so lasse ich mir dieses als eine Redensart wohl gefallen. — In allen möglichen Fällen hat Adolf keinen, der so wie ich sein geborner Freund ist. Daß es ihm in katholischer Herren Landen, wo man freilich besser ißt, nicht gefallen mag, gefällt mir sehr an ihm. Wer jung ist und mit den Menschen leben will, findet sich zu oft von solchen zurückgeschreckt, die in nos otros Ketzer sehen. In 20 Jahren wird er toleranter, das heißt gleichgültiger sein. Denn das Alter gibt mit der einen Hand, indem es mit der andern nimmt. Noch habe ich in Tarant nicht Nachfrage halten können. Aber ich werde Ihnen, verehrteste Freundin, ausführliche und zuverlässige Nachricht geben. Vielleicht ist Adolfs Acatholicität nicht so ganz entschieden. — Se. Durchlaucht hatten also meine Handschuhe. Wenn doch alle große Herren so gewissenhaft wiedergäben, was sie genommen haben.

Körnern hatte ich schon vorher davon unterhalten, daß Sie mit seiner Arbeit zufrieden wären, und es hat ihm viel Freude gemacht. Den Weiblein war das Stillschweigen Ihrer Frau Schwester darüber schon in die Nase gefahren. Erinnern Sie sie doch an meine herzliche Bitte, mit Cotta baldmöglichst abschließen zu lassen. Sie wird sagen: che seccatura. Aber ich habe doch recht und meine es mit niemand besser als mit Ihnen und was Ihnen angehört. Ihr

unterthäniger Geßler.

R. bei S. 12. März 1813.

Sehr gewünſcht habe ich freilich zu wiſſen, wie es Ihnen geht, aber gewundert hat mich Ihr Stillſchweigen nicht, denn ich weiß wohl, daß man nur Frachtbriefe in jeder Stimmung des Lebens ſchreiben kann. Herzlich bedaure ich Sie, verehrteſte Freundin, wenn Sie *jetzt* nöthig haben, Ihre Anſichten der Weltbegebenheiten hochherzigen Menſchen mitzutheilen. Haben Sie denn vergeſſen, daß der große Moment ein kleines Geſchlecht findet? Unſer Herr Gott hat ein halbes Wunder gethan, 400000 Menſchen, die uns in Deutſchland aufgefreſſen hätten, ſind auf eine in der Geſchichte beiſpielloſe Art von der Erde vertilgt, und drei Monate nachher ſtehn die Franzoſen noch bei Berlin und Frankfurt, Küſtrin, Glogau, und prahlen. Wir rüſten uns hier, treiben alles junge Volk zuſammen, aber anſtatt die Streitkraft zu brauchen, die wir haben, ſammeln wir immer noch mehr, laſſen den Feind ſich verſtärken, unſer Land ausfreſſen. Die einzigen Koſaken ſind in Activität. Sie ſtreifen in unſerm ganzen Lande herum, haben die verſprengten Reſte des Reymerſchen Corps bis in die Lauſitz hinein aufgefangen, und führen ſich *muſterhaft* auf, weit beſſer als unſere eigenen Leute in unſerm eigenen Lande. Sie ſcheinen eine Witterung der Geldwagen, Feldkaſſen etc. zu haben. Ihre Keckheit iſt unbegränzt, 70 Mann ſind in Berlin geweſen, haben da die Franzoſen gehudelt, und ſind mit einem Verluſt von 2 Mann wieder hinausgeritten. Sie werden überall mit Jubel empfangen. Überhaupt iſt die Stimmung bei uns vortrefflich, ſelbſt unter

dieſem ſchlaffen Volke iſt ſo eine Art von Erbitterung gegen die Franzoſen. Deſto weniger iſt es denen, die das dessous des cartes nicht kennen, begreiflich, warum man das Alles nicht nutzt. Sie werden bemerken, daß in allen Kriegen gegen K. Napoleon die Zurüſtungen gegen ihn möglichſt ſpät, und alsdann möglichſt langſam gemacht worden ſind, und man hat ja nicht eher losgeſchlagen, bis der Kaiſer Napoleon fertig war. Dies iſt einer von den Zufällen, der ſich jedesmal in dem gegebenen Fall ereignete. Ich kann mir nichts Köſtlicheres denken, als 30 Jahre und geſund zu ſein. Wäre ich das, würde ich Koſak, aber nicht von denen, die ewig die Säbel ſchleifen, ſondern unter denen, die ſie brauchen. Es iſt bei weitem das poetiſche Leben par excellence. Kennte es Adolf wie ich —! Es wäre mit 1000 Koſaken eine Expedition zu machen, die bei mir zur fixen Idee geworden iſt. Pazienza. Hätte ich nur nicht meine Augenkrankheit, mit dem Übrigen hätte es nichts zu ſagen. Gottes Racheſchwert zu führen, unterwinde ich mich nicht, das iſt das elende Pack auch nicht werth; aber den Kantſchuh ſeiner Diener möchte ich wohl führen können. Gern ginge ich aus der Welt, wenn ich das Lumpenzeug alle auspeitſchen könnte, wie die Hunde. Daß es bei uns wirklich Ernſt wird, können Sie daraus ſehen, daß unter alleiniger allerhöchſter Unterſchrift in der Breslauer Zeitung allen preußiſchen Unterthanen befohlen worden, die preußiſche Cocarde zu tragen, diejenigen ausgenommen, die den Staubbeſen bekommen und auf dem Zuchthauſe geſeſſen haben. Wäre dieſes vor 4 Wochen befohlen

worden, und wären wir gleich mit dem, was wir auf den Beinen hatten, dem Feinde auf den Hals gegangen, so wäre jetzt die Elbe frei und Deutschland auf den Beinen. Aber nun auch kein Wort über Politik mehr. Aussprechen darf man sich doch nicht. — Leider kann man jetzt nichts aussprechen als seine Wünsche; unter diese gehört eine Reise nach Carlsbad, die meiner Gesundheit nöthig ist, und die ich machen werde, König Midas mag sich dazu anstellen, wie er will. Lange hoffe ich ohnehin nicht zu leben, und die Freude Sie zu sehen will ich mir, sobald es möglich ist, verschaffen. — Mit einiger Verwunderung sehe ich, daß Sie Fouqué nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich begreife recht wohl, daß sein Sigurd, der Zauberring etc. den Damen nicht zusagt, aber daß Sie das poetische Verdienst darin nicht erkennen, wundert mich. Mich hat es wunderbar ergriffen. Ich hatte diesen Herbst mich fast ausschließlich mit den alten griechischen Tragikern geplagt, denn ohne alle Hülfe (meine Heydamaken hier können kaum Deutsch) ist es nicht leicht, den Aeschylus und Euripides zu verstehen. Sollten wir Beide, Sie durch Ihre Spanier und ich durch die Griechen, nicht uns verstimmt oder gestimmt haben, wie Sie wollen. Wenn man Wein auskosten will, ist es nicht gleichgültig, was man vorher gegessen hat. Schwerlich würden Sie nach dem Ajax von Sophokles die Andacht am Kreuz mit Vergnügen gelesen haben, wohl aber Shakespeare, Schiller, Goethens Prometheus und mehreres von ihm.

Wielands Tod hat mich gefreut. Sein ganzes Dasein

war fröhlich, wenn er es auch nicht immer war. Es iſt ihm nie übel gegangen. Alles, was er geſchrieben hat, iſt heiter. Es wird einem wohl, wenn man ihn lieſt; wie wohl muß er ſich gefühlt haben, als er dichtete. Ich weiß keinen, deſſen Herbſt ſo glücklich geweſen wäre. Vor dem eigentlichen ſtrengen Winter hat ihn ſein guter Genius bewahrt, wie auch davor, daß er nie dem Götzen des Tages Weihrauch geſtreut, und nie feil oder feig das Knie gebeugt hat vor dem Unterdrücker ſeines Volks. Nie werde ich die wenigen Tage in Weimar und den Abend, da ich den heitern Greis ſah und ſeinen hübſchen Muthwillen, „das herüber und hinüber,“ vergeſſen.

Haben Sie nicht Theil an der Freude unſerer Freunde über Carlchen, nunmehr Theodorchen, genommen?* Iſt es nicht wahr, was Boileau parodirt, que

dans les ames bien nées
la rime n'attends pas le nombre des années.

Voltaire ſchrieb im 80. Jahr noch für's Theater, aber ein beſoldeter Theater-Dichter ohne Bart iſt wohl in den Annalen der Schauſpielkunſt noch nicht vorgekommen. Kleine Theaterſtücke von Körner habe ich geleſen, in denen die Diction recht artig war. Aber ein großes Stück, wie z. E. ſein Zriny, iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen. Der Beifall, den es in Wien gehabt hat, blendet mich nicht, da es

* Theodor Körner, wiefern er ſelbſt erſt dieſen Taufnamen angenommen hat.

gewiſſermaßen ein National-Schauſpiel iſt und das Publikum durch ſo manches anſpricht, was den, der kein Ungar, und nicht einmal ein Öſterreicher iſt, ſehr gleichgültig läßt, zu geſchweigen, daß man in Wien von Paſteten beſſer judiciren kann, als vom hohen tragiſchen Pathos, und das Land der Fajaken ſchwerlich die hohe Schule des Geſchmacks iſt. — Ich fürchte ſehr für Ihren Hof und wollte, Sie wären weit weg. Gott gebe, daß meine Beſorgniſſe für das wunderbarſte Weſen, das ich je ſah, vergebens ſein mögen. Ich hatte meinen Brief immer aufgehoben, um Ihnen endlich ſagen zu können: wir haben uns entſchieden; noch wiſſen wir nichts, als daß wir marſchiren werden. — Wenn die Ruſſen nicht vordringen und das wenigſtens jetzt thun, was vor 4 Wochen ſchon ein Corps von 10000 Mann thun konnte, nehmlich das ganze nördliche Deutſchland auf die Beine bringen, ſo wünſchte ich, ich wäre vor dem Jahre 1797 geſtorben. Im Grunde iſt es einfältig, ſo lebhaften Antheil an den Dummheiten zu nehmen, die auf dieſem kleinen Erdenrund vorgehen, da ja doch nach wenig Jahren Erde alle pedantiſchen Eſel, dumme, feile oder feige Schufte und auch die Böſewichter decken wird, die ſie zum Unglück der wenigen rechtlichen Menſchen mißbrauchen. Nach altchriſtlichen Grundſätzen muß dies Zeug alles der Teufel holen. Nun ich habe auch nichts dagegen. I like to give the devil his due. Vergeben Sie mir, wenn ich etwas leidenſchaftlich werde. Ich ſchließe mit den beſten Wünſchen für Sie, verehrteſte Freundin, und Alles was Ihnen lieb iſt. Geßler.

Reichenbach bei Schweidnitz, 2. Nov. 1813.

Es würde mich ſehr glücklich machen, wenn ich wüßte, daß Sie, gnädigſte Frau, mehr Nachrichten von Ihrem Herrn Sohn haben, als ich mir verſchaffen konnte. Ich habe ihn ſo gut ich konnte empfohlen, ihn gebeten mir Nachricht von ſeinem Aufenthalt zu geben, weil ich ſie Ihnen mitzutheilen wünſchte.

Den 25. Octob. ging Graf Ferdinand Stolberg zur Armee zurück und zwar über Dresden, deſſen Befreiung uns ganz nahe ſchien. Dieſem hatte ich dringend aufgetragen mir Nachricht von Ihrem Herrn Sohn zu verſchaffen. Ich erwarte die Befreiung Dresdens ſehnlich, um dahin abzugehen. Hier iſt jetzt der unglücklichſte Winkel der Welt, weil man über das Schickſal ſeiner Freunde durchaus nichts erfährt, in einem Augenblicke, da ihnen das Wichtigſte bevorſteht. Sonſt geht nach den Zeitungen, den einzigen Quellen unſers politiſchen Wiſſens, alles ſehr gut, und wer ſich über die Kleinigkeit, ſeine Freunde in Gefahr zu wiſſen, hinwegſetzen kann, hat alle Urſache zufrieden zu ſein. Die Unrichtigkeit des Poſtenlaufs bei Ihnen läßt mir keine Briefe von Ihnen hoffen. Ich kann blos wünſchen, daß Sie mir Nachricht geben mögen, wo Sie ſind, um ſo mehr, da ich jetzt ganz allein in der Welt bin. Ob aber dieſer Wunſch in Ihre Hände kommen wird, ſowie meine Empfehlungen an diejenigen, denen dieſer Brief empfohlen iſt, mag Gott wiſſen. Für's erſte weiß ich nichts, wonach mich mehr verlangt, als zu erfahren, wo Sie ſind.

Geßler.

Reichenbach, (Dresden) 12. Dec. 1813.

Meiner Vermuthung zufolge müſſen Sie, verehrteſte Frau, jetzt in Weimar ſein, und ich gebe dieſen Brief an meinen Collegen in der Diplomatie Verlohren, der verſprochen hat, ihn mit ſeinen Depeſchen abgehen zu laſſen. Es iſt wohl nur ein Mißverſtand, wenn Sie meinten, daß ich für Ihren Sohn einen Plan hätte, der ihm vortheilhafter ſein könnte als ſeine Anſtellung in der Nähe ſeines Oheims. Dieſer hatte mir ſchon während des Waffenſtillſtandes im Hauptquartier geſagt, er würde ſeinen Neffen, ſobald der Krieg losginge, zu ſich nehmen. Dies war für einen des Waffenhandwerks gänzlich unerfahrnen jungen Mann ein unſchätzbarer Vortheil und das Beſte, was ihm begegnen konnte. Es iſt mir bisher unmöglich geweſen, mir von ihm Nachricht zu verſchaffen. Graf Konſtantin St..., der Einzige, durch den ich ihm ſchreiben könnte, raucht Tabak, iſt alſo kein Freund vom Briefſchreiben und iſt, wenn er einmal ſchreibt, ſo lakoniſch, daß man oft nicht weiß, weshalb er geſchrieben hat. Das Ärgſte wäre nun vorbei. Zwar betrügt jetzt die politiſche Probabilitätsrechnung mehr als jemals, da nichts mehr natürlich darin zugeht, ſondern alles durch Wunderwerke geſchieht. Wer vermag zu errathen, was Gott jetzt unmittelbar wirken werde.

Seit etwa ſechs Tagen bin ich wieder in Dresden in einem Trauerhauſe. Körner, der mit edler Faſſung das Ärgſte, was ihm widerfahren konnte, erträgt, hat um 20 Jahre gealtert. Er empfängt von allen Seiten Beweiſe von

Theilnehmung an ſeinem Sohne, die ſeine Wunden wieder aufreißen. Aber keine Klage kommt über ſeine Lippen. Er ſagte mir nur, als wir allein waren, mit einem freundlichen Ton und Geſicht: Es war eine ſchöne Erſcheinung, die nun dahin iſt. Die ganze Familie fängt jetzt ein ganz neues Leben an, in das ſie ſich ſchwer finden wird. Im Grunde iſt das unſer Aller Fall, mehr oder weniger. Es iſt niemand, der nicht von allen Seiten verloren hätte, und wenn auch auf manchen die Zeit gewaltig gewirkt hat, ſo hat ſie doch auch wieder manche Wunde geheilt. In meine Nation iſt eine Exaltation gefahren, die mir manchmal lächerlich vorkommt. Wir gehen wie ein Volk von Donquixote für unſere National-Ehre zu Grunde. Von Oben herab iſt es nicht gekommen, es kam rein aus der Nation. Wie alle die heterogenen Elemente, die ſie zuſammenſetzen, ſo homogen geſtimmt werden konnten unter den ungünſtigſten Umſtänden, begreife ich nicht. Indeſſen habe ich es geſehen, wie man ein Mirakel ſieht, mit einer Kälte und Ruhe, die ich zu verbergen ſuchen muß.

Sein Sie ſo gnädig, mir bald und alles zu ſchreiben, was Sie angeht, das Übrige erfahre ich durch die Zeitungen. Können Sie glauben, daß irgend etwas, das Sie betrifft, mich nicht freut oder betrübt, ſprechen Sie mit mir, als wenn wir noch zuſammen ſäßen und Spaniſch läſen. Wenn ich Ihnen fremd geworden bin, ſind Sie es mir nicht geworden und werden es nie werden. Ich bitte Sie, ſagen Sie Sich das jedesmal, wenn Sie befürchten, mir zu viel Details ge-

ſchrieben zu haben. — Freund Hartmann hat gemalt ein Sujet aus der Offenbarung Johannis, da der Engel zum vierten Mal poſaunte, das hölliſche Heer einzog, voran der Tod auf einem fahlen Pferde (Napoleon reitet gern Falben.) Im Hintergrund ſieht man die geſprengte Brücke, Dresden im Brand, flüchtende Menſchen, Plünderung u. ſ. w. Der Herzog von Baſſano hat das Bild geſehen, und ſchien Luſt zu haben, es zu kaufen. Er frug Hartmann, warum er ein ſolches Sujet gemalt habe, der ihm ruhig antwortete, die Kunſt ſei der Reflex der Zeit. Dieſe etwas krauſe Phraſe beruhigte den Franzoſen. Zum Pendant will er den Sturz der böſen Geiſter in die Hölle malen. Wir plagen ihn ſehr, ſie radiren zu laſſen. Er ſcheint nur nicht zu trauen, und wirklich, ſo lange der Satan noch lebt, verdenke ich es niemand, wenn er behutſam iſt. Ich bin es nicht, aber ich verlange nicht, daß jeder ſeine Seele in die Hand nehmen ſoll, weil es nicht jedermanns Sache iſt. — Poſſierlich ſind unſere Saxons; ihre Sache iſt es nicht, ſich in die Zeit zu ſchicken. Das kleine Völkchen hatte eine Wichtigkeit bekommen, die allen, nur ihnen nicht, lächerlich war. Jetzt ſind ſie, was ſie eigentlich ſind: blutwenig. Die Perücke von Millionen Locken, die ellenhohen Socken ſind fort und das kleine Kerlchen ſteht da unter den Rieſen und weiß nicht, wie ihm geſchehen iſt. Vor kurzem that es noch auf Napoleons Schultern gewaltig dicke. Aber wenn ſie auch von ihrem vorigen Wohlſtande herunter ſind, bleiben ihnen wie den gealterten Coquetten die Pretenſions noch. — Plagte mich meine Kopf-

gicht nicht, ſo käme ich nach Weimar und ginge von da nach Frankfurt. Es iſt mir, als wenn ich bald das Glück haben ſollte, Sie zu ſehen. Immer hat mich doch nicht mein Herz betrogen und zuweilen wurden die Ahnungen erfüllt Ihres gehorſamen Dieners Geßler.

[Dresden] 20. Dec. 1813.

Gewiß nicht ohne Grund war ich für das Schickſal meiner Freunde, an denen auch Sie innigen Antheil nehmen, beſorgt. Ich fand Körnern beſonders ſo bedeutend gealtert, daß mir beſonders für ihn bange war, und ſchwerlich würde er den Folgen eines in ſich geſchloſſenen Grams entgangen ſein, ſchwerlich würde er ſich durch eigne Kraft von dem Feinde losgerungen haben, der ſein Leben ihm ſelbſt unbemerkt verzehrte, wenn ihm nicht ein Impuls von Außen zu Hülfe gekommen wäre. Körner hatte ſich, ohne den Meuterer gegen die anders denkende Regierung zu machen, ſehr edel für die gute Sache ausgeſprochen, erhielt bei der erſten Audienz, die die Behörden beim Fürſten Repnin hatten, und wo auch er unter den andern Appellationsräthen en masse vorgeſtellt wurde, aus den Händen deſſelben den Annen-Orden von der zweiten Klaſſe, mit einem ſehr artigen Compliment, wurde gleich darauf bei der Section des Hn. von Miltiz angeſtellt und gefällt ſich in ſeiner neuen Beſtimmung. Er hat an Merian und einem gewiſſen Krüger, meinem Landsmann, Männer von Talent, Jovialität, gutem Willen gefunden,

und da er selbst von der bittern Leidenschaft gegen das vorige Gouvernement und dem kränklichen Bedauern, daß die Glorie Sachsens so schnell geendet hat, frei ist, muthig den Dornenpfad fortgeht, und das Einzige thut, was ein vernünftiger rechtlicher Mensch soll, so viel Gutes wirkt, als er kann: zeichnet er sich vor so vielen seiner Landsleute vortheilhaft aus. Fürst Repnin rechtfertigt auf jede Art die Wahl, die der Kaiser an ihm gemacht hat. Nun ist Körner über das alles froh, ist den ganzen Tag beschäftigt, muß seinen Kummer vergessen, die Wunde heilt unbemerkt, und nur die Narbe verräth noch, daß sie da war. Die Weiber, denen Körner nunmehr alles ist, können jetzt über das alles reden, leben mit ihm in seinen glücklichern Verhältnissen und trösten sich zusehends. Um der tiefen Trauer willen gehen sie noch nicht aus, aber sie sehen doch ihre Freunde und erholen sich. Sie sehen also, daß meine Gegenwart auch hier, wie überhaupt auf der ganzen Welt, unnütz ist. Meine Augengicht, die mich diesen Winter sehr plagt, zwingt mich, im Überrock und Stiefeln zu bleiben, alle kalten Säle, Zugluft und alle Begleiter des high life zu vermeiden. Ich bin also noch nirgends gewesen als bei Herrn von Schönberg, selbst in keinem Concert, Oper oder dergleichen. — Schreiben Sie doch Körners ein paar freundliche Worte. Jetzt werden sie vortheilhaft auf sie wirken.

Ferdinand Stolberg soll nicht unzufrieden mit seiner Werbung in seinem Vaterlande sein. Seine Schwadron, aus den schlaffen weichlichen Schlesiern und den rohen Harz-

naturen zuſammengeſetzt, wird ein poſſierliches Heerhäuflein werden. Nun iſt das zwar recht gut, aber beſſer wäre es, wenn die Familie und beſonders der tit. p. Herr Erbgraf ſeine Stolbergiſche Indolenz überwände und gewiſſe Rechte geltend machte, die ihm die Ungerechtigkeit ſelbſt zugeſtanden hat. Da man alles Krob, das ſich den Franzoſen in die Arme geworfen hatte, um Mißhandlungen zu entgehen und ſich Vortheile zu verſchaffen, jetzt, da ſie nur die Noth bekehrt hat, zu Gnaden aufnimmt (warum? weiß ich nicht), ſo ſollte man denjenigen, die aus einer Rechtlichkeit, die ich (der Beweis liegt ja zu Tage) Donquixotiſch gefunden habe, ſich in Schaden gebracht und an den Rand des Verderbens, wenigſtens ihre liquiden Forderungen zugeſtehen. Ein Fond wäre gleich an dem Eigenthume des letzten unter den Deutſchen, des tit. p. Dalberg. Freilich aber müßten es die Stolbergs fordern. Denn wie ich, vielleicht etwas ſchneidend, aber wahr geſagt habe: es iſt doch ein Bischen zu viel von der göttlichen Vorſehung gefordert, daß ſie die Wachteln fangen, pflücken, braten und ſie uns in den Mund ſtecken ſoll. Und wenn wir auch unſere Indolenz den Menſchen zuweilen als Tugend aufreden können, und reſignate Gottergebenheit, unbegränztes Vertrauen auf Gott daraus machen, ſo ſehen ſie ſchon hienieden manche Menſchen und Gott ganz gewiß für das, was ſie iſt, für Faulheit an. — Das was ich für Adolf wünſchte, iſt ihm erfüllt. Die Nähe ſeines Onkels iſt ihm, der das Handwerksmäßige ſeines Standes lernen muß, ſehr nützlich. Es iſt ſo leicht nicht, wie die jungen Herren

alle glauben, aber oft zu ihrer Beſchämung nachher es anders finden. Es gehört, ſagt das Sprüchwort, mehr zum Tanzen als rothe Schuhe. Und wenn nun einer Erfahrung, Kenntniß der Dinge dieſer Welt hat, warum ſoll er einem, dem ſie fehlt, nicht ſeine Anſicht ſagen. Soll man jemanden, der in der Irre herumläuft, nicht den nächſten Weg zeigen? weil ihm ja vielleicht auf dieſem Wege ein toller Hund begegnen kann. Für die incalculabeln Vorfälle kann das Schickſal, das mag ſie verantworten. — Sie haben, gnädigſte Frau, ſehr geiſtvoll Sich darüber ausgeſprochen, „daß der Menſch nur immer ſeinem Schickſal entgegen gehe.“ Drei Freunde von Körners, die Theodor begleiten ſollten, und denen ſie ihn anvertrauen wollten, ſind alle längſt geblieben. Auch er mußte bleiben. — Des hieſigen Königs Majeſtät dauert mich. Um einer belle passion für den Kaiſer Napoleon willen um alles, ſelbſt um ſeinen guten Ruf zu kommen, iſt hart. — Hier iſt die Sterblichkeit mäßig, aber in Noſſen ſind 4 krank und einer geſund. Ich treibe einen der Volks-Schriftſteller, eine Rechnung anzufertigen, wie viel Menſchen Napoleons tolle Ehrſucht das Leben gekoſtet habe.

Ehrerbietig empfiehlt ſich

Geßler.

[Dresden] 22. Aug. 1814.

Ich hatte ſchon lange eine Gelegenheit erwartet, durch die ich Ihnen, hochverehrteſte Freundin, ſchreiben könnte. Über die Poſt war es nicht möglich, denn man öffnet die

Briefe — aber ſchwerlich aus Eitelkeit, um ſich gelobt zu leſen. Jetzt kann ich durch die Güte des Herrn v. Oertzen mit Ihnen reden, ſo wie ich nur mit Ihnen reden kann, wie mir es um's Herz iſt. Prinzeß Caroline habe ich mit Wehmuth wiedergeſehen. Hofrath Hedenus glaubt, daß ihr die neu entdeckten Bäder in Langenſalze und Tennſtädt, die ohne ſonderlichen Nachtheil transportirt werden können, von großem Nutzen ſein dürften. Einen Verſuch könnte ſie leicht machen, wenn ihre Ärzte in Weimar es gut finden. Sie ſoll ſich ſehr erholt haben. Alſo muß ſie ſehr, ſehr krank geweſen ſein. Haben Sie die Gnade, Hedenus Rath bei ihr das Wort zu reden. Hier hat ſie nur den ihr ſeit langer Zeit bekannten, aber freilich etwas alternden Hofrath Kapp conſulirt, und Hedenus konnte nur aus den Beſchreibungen der Körners über ihren Krankheitszuſtand urtheilen. Wäre es möglich einen Engel durch ein ſo leicht zu erhaltendes Mittel länger auf dieſer Erde zu erhalten? — Je älter man wird, je mehr fühlt man das Walten eines eiſernen unerbittlichen Schickſals, dem man vergebens in den Weg tritt. Sich kindiſch dagegen zu ſträuben, fällt einem nicht mehr ein, da man aber nicht unterſcheiden kann, ob man treibt oder getrieben wird, ſo triebe man, dächte ich, immer friſch weg, was man für vernünftig hält, es wird daraus, was Gott will. Wohin die Vorſehung die Vollziehung ſeines Willens im Großen treibt, weiß er allein. — Das Ländchen, in dem ich jetzt bin, ſoll, heißt es, ein integrirender Theil des preußiſchen Staats werden. Pazienza! Das Beerben Friedrich Auguſts,

den ich als maufetodt annehme, däucht mir (da er rechtmäßige Erben hat) eine ächt Napoleoniſche Gewaltthat, die mir in jeder Rückſicht unerklärlich iſt, beſonders da man dem Publikum gefliſſentlich Zeit läßt, ſich darüber zu beſinnen und ſein gerechtes Mißfallen auszuſprechen. Eine Folge dieſes Zauberns iſt, daß man ſich nach Friedrich Auguſt ſehnt, den man in den erſten 4 Wochen mit ſeinem Pater Schneider und Comp. ganz ſatt und überdrüſſig ſein würde. Wenn ich gewiſſe Leute in Verdacht haben könnte, fein zu ſein, könnte ich glauben, ſie wollten den armen Saxons nur mit der preußiſchen Regierung bange machen, damit ſie eine andere Ordnung der Dinge als eine Erlöſung mit Jubel und Freude aufnähmen. Franzoſen ſind die Saxons bald geworden, Preußen können ſie nie werden, das iſt ihnen per idiosyncrasin zuwider, wie manchen Menſchen das Rückwärtsfahren. Kein ächter Preuße kann es wünſchen, der König will es nicht. Er fühlt, daß er der Nemeſis nahe tritt, aber gewohnt nachzugeben, wenn er Scheingründe, und nicht Kanonen gegen ſich hat, wird er folgen malgré lui. Ich wollte, man ſuchte ihn mit Kartätſchen zu zwingen, dann thäte er es gewiß nicht.

Sie konnte ich leider in Carlsbad nicht ſehen und eben ſo wenig nach Weimar kommen, denn ich bin nach dem großen Heilmittel etwas weniger geſund geworden als vorher, vermuthlich weil ich alt bin und der Sprudel, wie die Erziehung, Kräfte wecken, aber nicht welche ſchaffen kann. — Körners reiſen in 8 oder 10 Tagen nach Gadebuſch, getrieben von

einer wehmüthigen Empfindung, die ihnen fixe Idee geworden ist. Sie kommt schwerlich wieder zurück. Emma kann ihre Jugend retten. Körner will es mit einer Störrigkeit, die ihm eigen ist, wenn er unrecht hat. Wie er, wenn die Reise schlecht abläuft, es ertragen wird, sie gewollt zu haben, weiß ich nicht. Abzuhalten ist er nicht. Sie kränkelt wieder, vielleicht hindert ihre Gesundheit diese Reise, vor der mir graut. Ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht den geheimen Wunsch hätte, in Gadebusch zu sterben, und an Theodors Seite begraben zu werden. Leben Sie wohl, verehrteste Freundin, ich fühle, daß es Zeit, die höchste Zeit ist, zu schließen. Geßler.

Buchwald, 17. Sept. 1814.

Ich erhielt, verehrteste Freundin, Ihren Brief, als ich eben Dresden verlassen wollte, und habe auf meiner Reise erst hier in Buchwald Ruhe genug ihn beantworten zu können. Meinen Plan mit Verlohren zu reisen, mußte ich bald aufgeben, da ich zu keiner Geschwindreise aufgelegt bin, es müßte denn in den Himmel gehen.

Ich finde zu meinem herzlichen Bedauern, daß Sie den Krankheitszustand der Prinzessin gerade so beurtheilen wie ich. Kapp wird schwerlich bestimmt sprechen, da er jetzt mehr als sonst sich über das resignirt, was nicht gerade ihn selbst betrifft. Findet sich sonst nicht ein Arzt, dem Gott eingibt sie, weil es noch Zeit ist, in ein milderes Klima zu schicken, so geht dieser Engel uns voran in das Land der Ruhe.

Auf Ihre Frage wegen Dresden und der Art da zu existiren, kann ich Ihnen nur sagen, daß alles von der neuen Ordnung der Dinge abhängen wird, die da eintritt. Hier in Dresden heißt es, daß Hr. G. Kanzler Behm Gouverneur werden wird. Ob es wahr oder nur médisance ist, wer mag's entscheiden.

Der Wunsch des bessern Theils des Publikums war Prinz Wilhelm als General-Gouverneur. Alsdann wäre Dresden, das für jede Art von Ausbildung Hülfsmittel die Menge hat, der schicklichste Ort in der Welt zum Erziehungs-Aufenthalt, in Begleitung eines vernünftigen Führers. Dermalen ist kein einziges Haus da, wie es sein soll.

Da ich auch von andern Seiten höre, daß Fr. v. Humboldt krank ist, glaube ich Sie bereits abgereist. Möge Ihre freundschaftliche Sorge Ihrer trefflichen Freundin so Heil als Freude bringend sein. Daß Sie sogleich zu ihr reisen, als Sie glauben, daß Sie ihr nützlich und nöthig sind, finde ich ganz in der Ordnung. Gern käme auch ich zu Ihnen, wenn es möglich wäre. Aber ohne ein Vöglein zu sein, wie das Volkslied singt, sehe ich dazu keine Aussicht. — Nunmehr ist auch die halbe Ernte verfault, eine schlechte Aussicht mehr für diejenigen, die schon keine Zinsen bekommen. Pazienza. Es ist wahr, daß wir undankbar die vielen Wohlthaten des Himmels annehmen, und nur das in den Augen haben, was er uns nicht gewährt. Sind wir doch von den schändlichen Gesellen Vandammes, Davousts und Napoleons erlöst, und Gott weiß, recht wunderbarlich erlöst. Es mag

kommen, was da will, so ist's dagegen Zuckerwerk. Freilich wurmt es mir, daß ich nicht zu Ihnen reisen kann. Allein wenn Sie wohl sind und vergnügt leben, will ich Ihnen aus der Ferne meine guten Wünsche nachschicken. Ihr unterthäniger Diener Geßler.

Dresden, 9. April 1815.

Körners Unglück hat mich hierher gezogen, denn ich hoffte, meine ruhige Stimmung würde auch auf sie wirken, und wirklich habe ich sie viel gefaßter seit acht Tagen gefunden. Körnern sehen Sie nicht an, daß er mehr verloren hat als die Bourbons. Er steht auf dem Grabe seines irdischen Glücks mit einem ganz ungetrübten Blicke. Minna glaubte ich nicht mehr lebend zu finden, und ich traute mir nicht, gleich vor mein Quartier vorzufahren, sondern erkundigte mich erst bei Schönbergs. Dora hat sich ausgeweint, und wird sich am ersten von Beiden erholen, aber vor Minna ist mir bange. Sie weint weniger, aber klagt oft über eine schreckliche Angst, die sie befällt, ohne daß sie weiß, warum. Verehrte Freundin, wir haben ja so oft in Verhältnisse uns gedacht, da ein unwiderstehliches Schicksal die zartesten Bande der Liebe und Freundschaft zerriß, das Glück, den Wohlstand blühender Länder zertrat, die Edlen und Guten dem Verworfnen zum Spiel seiner Launen hinwarf; jetzt geschieht dies vor unsern Augen. Nehmen Sie an, wir hätten gelebt und wären jetzt damit fertig. Ich habe meine Partie genom-

men, mein Spiel iſt ausgeſpielt, meine Rolle hergeſagt, und ich bin nun im Nachhauſegehen. Wie die Edlen und großen Männer das tolle Spiel mit unſrer Wohlfahrt ausſpielen werden, mögen ſie bei Gott und der Nachwelt verantworten. Ich und jeder muß dabei helfen, ſo viel er kann. Meine Augenkrankheit hindert mich ins Feld zu gehen, ich habe alſo den König um die Erlaubniß gebeten, als Freiwilliger in einer Feſtung zu dienen, deren Commandant ein deutſcher Mann iſt. Dazu habe ich 10000 Thlr. zur Errichtung eines Jägerdetachements angeboten, alles das unter dem General Horn, einem alten Biedermann. Ich weiß wohl, daß ich, wie man ſagt, den Kohl nicht fetten werde. Aber jetzt gilt's mehr als je, und jeder rechtliche Mann muß mit herzutreten, da Ks. Ks. hinter den andern herziſchen, paßt mir nicht. Vorigen Krieg ging ich zum Gr. Dohna nach Schweidnitz, ſobald es berennt wurde. Es muß auch im Kriege etwas ſein, das Falſtaff food for powder nennt.

Wegen Ihres Herrn Sohns werde ich mich erkundigen. Miltiz correſpondirt mit Thielemann. Gott wird ihn Ihnen erhalten, wenn es Ihnen Beiden heilſam iſt. Stellen Sie ihm das anheim, weil Sie nicht anders können. Sollte denn Ihre ausgezeichnete intellectuelle Bildung Ihnen keine Gewalt über die gewöhnlichen Regungen der Furcht, nichts von Reſignation bei den Schlägen des Schickſals geben? Das mag ich nicht glauben. Finden Sie mich hart, unäſthetiſch, roh, Sie mögen recht haben. Aber ich bin nun einmal ſo. Pazienza. — Körners ſind Ihnen gewiß

aus ganzem Herzen dankbar für Ihre Theilnahme, können es aber noch nicht selbst sagen. Er ist Staatsrath bei uns geworden, mit 2400 Thlr. Gehalt, und arbeitet in Berlin, unter Schuhmann, an unserer Erziehung und Bekehrung. Amen.

Der Himmel lasse es Ihnen so wohl gehen, als es wünscht Ihr alter unwandelbarer Freund und Diener.

Geßler.

XX.

Körner und seine Witwe

an Frau v. Wolzogen.

Berlin, 5. Juni 1829.

Ew. Excellenz

werden schon aus den Zeitungen ersehen haben, daß unser Freund Geßler vollendet hat. Sein Ende war schmerzlos, wie mir sein Arzt schreibt, und bei seinem Zustande war ihm ein längeres Leben kaum zu wünschen. Seine Freunde wissen, was sie an ihm verloren haben. Von der unglücklichen Stelle im Briefwechsel hat er ohne Zweifel nichts erfahren, da er seit mehreren Wochen nur einzelne helle Augenblicke hatte.* Indessen bleibt es immer ärgerlich für Geßlers Freunde, daß man nicht die Zartheit gehabt hat, eine solche Anekdote über einen achtbaren Mann, die gar nicht für das Publikum gehört, wegzulassen.

Auf Ihre Biographie Schillers wird meine Erwartung immer mehr gespannt. An Materialien kann es Ihnen nicht

* Im Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Desto freundlicher ist Geßlers gedacht in dem Schiller-Körnerschen Briefwechsel.

fehlen. Was mein Verhältniß mit Schiller betrifft, ſo kann ich nach Ihren Äußerungen mich ganz Ihrem Gefühle überlaſſen. Sie werden Sich, wie ich gewiß glaube, ganz an meine Stelle ſetzen, und nichts erwähnen, was mich unſanft berühren könnte.*

Über Schillers Studium der Kantiſchen Philoſophie habe ich Einiges gefunden, und lege einen Brief, den ich mir gelegentlich wieder erbitte, nebſt Extrakten auch nachherigen Briefen bei. Auf dieſe Briefe folgten kleine Aufſätze äſthetiſchen Inhalts, die aber blos noch unverarbeitete Materialien zu den äſthetiſchen Briefen enthalten.

Über Schillers Kunſtanſichten in Dresden würde Ihnen der dortige Direktor der Kunſt-Akademie, Hartmann, der auch die Feder zu führen verſteht, Auskunft geben können. Ich weiß nur, daß S. mit Hartmann oft Streit hatte, weil dieſer, wie S. ſagte, „immer die alten Lumpen bewunderte."

Tauſend Empfehlungen von meiner Frau und ihrer Schweſter. Miniſter Humboldt geht, höre ich nach Gaſtein. Vielleicht ſehen Sie ihn auf der Reiſe.

Uns bitte ich Ihr Wohlwollen zu erhalten. Körner.

---

* Dieſes Verhältniß tiefernſter Freundſchaft liegt jetzt in dem vorgedachten Briefwechſel klar vor uns. Vgl. auch B. I. S. 206. 313.

Berlin, 4. Dec. 1830.

Ew. Excellenz bin ich höchst dankbar für das mir gütigst übersendete sehr werthe Geschenk. Es war mir nicht möglich mich davon loszureißen. So viele Umstände, die mir unbekannt geblieben waren, fand ich darin, der Ton der Erzählung war so würdig gehalten, meine Verhältnisse mit Schiller waren so zart und ganz nach meinem Wunsche behandelt, die Schillern eigenthümliche Gemüthlichkeit ging so deutlich daraus hervor — doch ich darf wohl nicht mehr darüber sagen, da ich selbst so ehrenvoll dabei erwähnt bin. Merkwürdig und zum Theil unerwartet war mir das Verhältniß zu der Frau von Wolzogen,* die Schillern in Bauerbach aufgenommen hatte. Die Tage in Volkstädt mit S. müssen Ihnen unvergeßlich sein. An mich schrieb er damals mit vieler Wärme darüber. Auf den zweiten Band bin ich äußerst begierig, da er gewiß auch viel Neues und Interessantes für mich enthalten wird.

Die Humboldtsche Einleitung zu seinem Briefwechsel hat mich auch sehr gefreut. Die Bemerkungen sind geistvoll, der Styl ist klarer als in manchen andern Humboldtschen Schriften, das Charakteristische von Schiller ist mit großer Tiefe aufgefaßt, und eine Freundschaft höherer Art weht durch das Ganze.

Es wäre recht schön, wenn wir, die zu dem Schillerschen Zirkel hier gehören, uns mit Ihnen einmal recht über ihn

* Mutter Wilhelms v. Wolzogen.

aussprechen könnten. Schade, daß ich und die Meinigen schon so wenig mobil geworden sind. Die politischen Stürme der Zeit sollten uns, denk' ich, nicht anfechten. Hier wird, hoff' ich, die Ruhe nicht gestört werden.

Die Schillerschen Briefe an mich überlasse ich ganz Ihrer Disposition.

Viel Herzliches von den Meinigen. Körner.

Berlin, 24. Juni 1831.

Der zweite Theil der Biographie, den ich nunmehr Ew. Excellenz Güte verdanke, hat ein eigenthümliches Interesse. In den Briefen an seine Gattin ist Schiller äußerst liebenswürdig, und die Nachrichten von seinen letzten Jahren erregen eine sanfte Wehmuth, der man sich gern überläßt. An Ihrer Behandlung erfreut die Wärme und Zartheit, wodurch sich auch der erste Theil auszeichnete. Für mich waren einige Briefe neu, besonders der von dem Prinzen von Holstein und dem Minister Schimmelman. Wohl unserm Schiller, daß er das Unglück des Jahres 1806 nicht erlebte! Wie tief würde es ihn ergriffen haben!

Minister Humboldt läßt Ihnen auch volle Gerechtigkeit widerfahren. Sein Geist ist frei und lebendig und sein Gemüth lernt man immer mehr schätzen. Er lebt jetzt immer in Tegel, und täglich wallfahrtet er zum Grabe seiner Gattin. Traurig ist die Schwäche seiner Augen, die ihn am Lesen und Schreiben hindert.

Es wäre recht ſchön, wenn wir hoffen dürften Sie einmal hier zu ſehen. Was Sie nur wünſchten um hier ganz zwanglos zu leben, würde genau beſorgt werden.

Die Meinigen ſagen Ihnen viel Herzliches, und ſind ſehr dankbar für Ihr Werk. Körner.

Berlin, 10. Januar 1833.

Zu meiner Freude, verehrte Frau, habe ich von unſrer Freundin Caroline* gehört, daß Sie wohl ſind, und wie Sie die vergangene Zeit zugebracht haben; daß die geliebte Emilie wohler iſt, und Ihr ſchönes Gemüth dadurch ruhiger. Sie haben noch Schätze, die Sie die Ihren nennen können, und können reich in Liebe ſein. Mein Geſchick hat ſich ſo geſtaltet, nachdem ich mir Reſignation erworben habe, daß ich ſtill und in Frieden mit der Welt und mir lebe, nach der Vergangenheit bleibt mein Blick gewendet — und ſo ſeh' ich rückwärts ein langes beglücktes Leben.** Viel hatte mir Gott gegeben von ſeiner Liebe. Ob's auch nun dunkel um mich iſt, und es umfangen mich Schatten — vergeſſ' ich nicht, wie mir ſein Sonnenlicht an tauſend Morgen erſchienen iſt, heiter und unendlich glücklich, und mein weinendes Auge hängt an der Vergangenheit in ſtiller Zuverſicht — wie lange kann es noch währen!

---

* Die Tochter Wilhelms v. Humboldt.

** Ihr Gemahl war geſtorben 1831, Theodor Körner 1813 Emma 1815, ihre Schweſter Dora 1832. Sie folgte ihnen erſt 1843.

Man ſieht hier in Berlin ſo oft alte Freunde wieder — ſo war Schönberg mit ſeiner Gemahlin hier, um mit ihrer Couſine, der Gräfin Schliefen, ihr 25jähriges Hochzeitsfeſt zu feiern — Schönberg nannte es ſeine Kettenfeier. Er läßt ſeine Damen bei ſolchen Gelegenheiten ſchaffen und walten, wie ſie wollen, und ſie haben es ganz nach ihrer Weiſe, in ihrer Gemeinde gefeiert, er iſt der Alte, und hat mir aufgetragen, Ihnen das Herzlichſte zu ſagen und für all' Ihr Wohlwollen gegen ihn zu danken. Er ſagte mir, daß er ſich in keinem Verhältniß ſo glücklich gefühlt hätte, als in ſeiner jetzigen Stellung als Oberpräſident von Pommern. Gott gebe ſeinen Segen dazu, daß er beharre bis ans Ende! Die liebe Caroline ſagte mir, daß Sie die Welt mit Ihrem Geiſt erfreuen würden, daß Sie die Idee hätten Memoiren des Coadjutors zu ſchreiben; ich glaube daß es ein reicher Stoff für Sie ſein wird; wer könnte es beſſer als Sie — die Sie ſo innig geiſtig verbunden mit dem Primas waren! Weimar kann Ihnen den Genuß nicht mehr geben, denk' ich mir, ſeit der letzte der Heroen heimgegangen iſt — aber wir können es uns ſagen, auch ich war in Arkadien — der Schauplatz wo alles Große und Herrliche uns in ſeinem Glanz erſchienen iſt. Wir haben, meine theure Freundin, ein reiches Leben gelebt.

Meine Freunde, um mich zu zerſtreuen, haben mir zugeredet, eine Geſammt-Ausgabe von Theodors Werken zu veranſtalten — mein Freund Streckfuß will mir dabei beiſtehn. Wie fleißig iſt der geliebte Sohn geweſen — jetzt da ich ſeine Papiere durchſehe, ſeine Briefe wieder leſe, wie erhebt

ſich mein Herz in Dank gegen den Allmächtigen, daß er mir ihn gegeben hat! Aber welche fatale Art von Menſchen lernt man dabei kennen — die Buchhändler — welche Juden! Es könnte mich beſtimmen, das Ganze wieder aufzugeben. — Herr von Cotta iſt nun auch dahin!

Sollten Sie keinen Gebrauch von den Fragmenten aus Schillers Briefen machen, oder machen können, die wir Ihnen vor einigen Jahren ſendeten, ſo haben Sie die Güte ſie mir zurückzuſchicken, wie Sie es mir ſchon ein paar Mal angeboten haben. Herrn von Humboldt habe ich am erſten Tag im Jahr geſehn — ich wohne jetzt 2 Treppen hoch, alſo kann ich es nicht von ihm verlangen, daß er öfters kommt; körperlich iſt er ſchwach, aber ſein Geiſt iſt kräftig wie ehemals; wir haben viel von Ihnen geſprochen, die er ſo hoch wegen Ihres Geiſtes verehrt — er ſpricht noch immer mit vielem Enthuſiasmus von Schillers Leben und der Zartheit des Behandelns Ihres Stoffes.

Warum ſteht Ihnen Berlin ſo fern? Wenn ich mich ſo weit von meinem Grabe trennen könnte, würde ich noch reiſen, um Sie zu ſehn. — Ein großer Theil meiner Bekannten wollte mir durchaus eine Geſellſchafterin aufſchwatzen, jedes hatte eine die ſie gern verſorgen wollten — aber an mich wurde nicht dabei gedacht. Meine Treuen pflegen und warten mich in meinem Alter, und weiter brauch' ich nichts.

Gott ſei mit Ihnen, verehrte Frau, er ſchütze und bewahre Sie! Haben Sie und ich doch in unſern Geliebten

unſre Schutzengel im Leben. Werden Sie Sich auch der alten Freundin erinnern, und mir bald einmal ſchreiben? Ganz die Ihre Marie Körner.

Berlin, 1. Februar 1833.

Ihre vorſorgende Liebe, meine verehrte Freundin, verlangt eine ſchnelle Antwort von mir. Wie Sie es geſtalten wollten mit den Fragmenten von Schillers Briefen, iſt es auf's beſte. So iſt es auch nach Körners Willen mehr, als wenn man ſie in Journale einrücken ließ. Schillers Leben hat ein ſo großes Publikum gehabt, daß gewiß eine zweite Auflage ſich ſo ſchnell vergreifen wird, wie die erſte. Ich danke Ihnen innig für das freundliche Walten mit Cotta für mich. Intereſſant iſt mir, daß der Sohn Cotta ſich der Angelegenheiten annimmt, und daß die Alleinherrſchaft von Frau von Cotta aufhört. Die Hegeliſchen Erben haben hier ein Honorar von zehntauſend Thalern für ſeine Schriften erhalten, und der Buchhändler iſt ſchon ganz durch die Subſcription gedeckt für alle Koſten. Ein Briefwechſel zwiſchen Hegel und Schelling ſoll höchſt intereſſant ſein, noch hat die Hegel ſich nicht entſchloſſen ſie herauszugeben.

Herr von Humboldt iſt nie bei mir, ohne daß wir uns beſprechen, was nach meinem Tode mit dem 19jährigen Briefwechſel zwiſchen Schiller und Körner geſchehn ſoll — da Körner nicht geſagt hat, daß ich ſie vernichten ſoll — es bleibt mir ein Problem das ich nicht zu löſen weiß. — O

führen Sie noch den Plan aus nach Tegel im Frühjahr zu kommen — in Tegel ist schöne Natur — es ist eine Oase in der Wüste — doch so arg ist es auch nicht bei uns — der Reichthum der Kunst den Sie hier finden in jeder Art ist so groß! Für Sie, meine theure Freundin, würde es ein hoher Genuß sein, da Ihr Sinn so fein empfindet, alle die Kunstschätze zu schauen und zu genießen, die man hier vereint sieht.

Unsre Caroline war vor ein paar Tagen bei mir, und da haben wir viel von Ihnen und der Vergangenheit gesprochen. Frau von Hedemann kennen Sie wohl weniger, als Carolinen; sie ist eine ausgezeichnete Frau geworden, praktisch für das Leben und liebenswürdig — sie hängt mit großer Zärtlichkeit am Vater, und jede Tage, die sie der Welt abstehlen kann, eilt sie nach Tegel, die Witterung mag sein wie sie will — um den Umgang ihres Vaters zu genießen; Humboldt ist körperlich schwach, aber sein Geist hat noch alle die Fülle und Kraft wie ehemals. Man sagt mir, Alexander Humboldt gewänne immer mehr Einfluß, worüber man sich allgemein freut. Haben Sie von der französischen Schriftstellerin Sophie Gay ihren kleinen Romanen gelesen? Der Anatol war von ihr; jetzt liest man hier mit Interesse Mariage sous l'Empire, es ist sehr unterhaltend, so auch le moquer amoureux.

Daß unser lieber Adolf auch Schriftsteller wäre, hätt' ich nie geahnet! Er war geistreich und liebenswürdig, und sehr angenehm in der Unterhaltung durch eine Eigenthümlichkeit in seinen Ansichten, die wohl ein Erbe seines geistreichen

Vaters war. Sie hatten ihn erzogen, also mußte er gut und liebend sein. Wenn wir die Unsern wiedersehn werden — da werden wir im Licht erkennen, was uns auf Erden dunkel war. Gott sei mit Ihnen! und stärke Sie, Theure, Verehrte.

Marie Körner.

Hat Ihnen Hr. von Stein erzählt, daß er einen Briefwechsel von beinahe 1000 Briefen zwischen seiner Mutter und Goethe besitzt?

Berlin, 16. November 1835.

Endlich weiß ich nun wieder, wo meine edle vortreffliche Freundin in Gedanken zu suchen ist! So viel ich auch in der vergangnen Zeit mich bestrebte, etwas von Ihrem Aufenthalt zu erfahren, so war doch niemand da, der mir Kunde gab — daß Sie auf der Reise waren, das ahnete ich — aber das wo? war mir schwer zu errathen. Vor 4 Tagen erhielt ich Ihren Brief, und vor 2 Tagen besuchte mich Caroline von Humboldt und hat mir recht viel von Ihnen erzählt, was meine Seele erfreut hat, wie gesund, wie geistig kräftig Sie sind, wie die Grazie in dem Gespräch mit Ihnen und der Wohllaut Ihrer Stimme noch so wohlthäte. So waren ihre Worte. Ich finde daß Caroline gut aussieht gegen vergangnen Winter. Ich bin beinahe 3 Jahr älter als Sie, auf den März werde ich 74 Jahr, und meine Kräfte nehmen sehr ab, ich würde keine Reise mehr ertragen — früher hätte ich es gekonnt, wenn mir nicht mein Grab angewiesen wäre

— was schon so weit von hier ist — und weiter konnte ich mich nicht entfernen, so würde ich Sie noch einmal gesehn haben. — So sieht Sie nur das Auge meines Geistes, in der Erinnerung vergangner schöner Zeiten.

Ich habe Trübsal gehabt, meine edle Freundin, und hätte Ihnen so gern geschrieben, wenn ich Sie zu finden gewußt hätte, ich sehnte mich nach Mitgefühl — was Ihr edles Gemüth mir gegeben hätte.

Ich habe die beiden Söhne meiner treuen Leute mit erzogen; der älteste, ein vorzüglicher Jüngling, wurde noch von meinem verklärten Körner in seinem 15. Jahr als Lehrling in eine der bedeutendsten Apotheken gethan; der Jüngling hat viel gelernt, sich in seiner Wissenschaft sehr ausgebildet; seit Neujahr 33, wo er ein schönes Examen gemacht hatte, wurde er Gehülfe und selbständig. Welche Freude für mich und die Eltern! Er war brav und gut, liebenswürdig, er hatte das Glück daß wer ihn kannte, ihm wohlwollte. Ich liebte in ihm mein Werk, daß mir Gott die Gnade gegeben hatte, noch was Gutes gethan zu haben. Nach einer heftigen Erkältung im vergangnen Sommer verloren wir ihn am 13. September im 19. Jahr, der uns nie im Leben betrübt hatte; er starb bei mir. Was die Zeit mit einem leichten wohlthätigen Schleier verhüllt hatte — lebt wieder auf's neue in meinem Leben. So hat Ihre arme Freundin gelebt.

Das Meer zu sehen, ist immer auch einer meiner Wünsche gewesen. Es muß ein großer, herrlicher Anblick sein! Wohl Ihnen daß Sie diesen Genuß Sich haben ver-

ſchaffen können, und in Ihrer Seele aufnehmen, wo er bleibend ſein wird.

Der junge Müller, von dem ich Ihnen einmal ſchrieb, hat ſein Urtheil erhalten, und iſt nach der Feſtung abgeführt, man ſagt auf 10 Jahr. Die arme Mutter die er wünſchte noch einmal zu ſehn, war hier — ein Freund von mir nahm ſich ihrer ſehr an, daher weiß ich, daß es die Mutter ſehr beruhigt hat den Sohn zu ſehen. Lebt Ihr Schützling noch?

Sollte H. von Cotta noch die Fragmente behalten und bezahlen, und Sie wüßten daß ich nicht mehr unter den Lebendigen wäre — ſo haben Sie noch die große Güte für mich, dies Geld an meine Leute zu ſchicken, an Hn. Rudolf Ulrich, oder an Madame Ulrich, geb. Schuſter, ehemals bei der Staats-Räthin Körner, unter den Linden im Sahleſchen Haus zu erfragen Nr. 32. Ich beſtimme es noch dem 2. Sohn, der ein Forſtmann wird, was bei uns ein theures und ſchweres Studium iſt, ehe ein ſo gebildeter junger Mann eine kleine Stelle bekommt. Werden Sie meiner Fürſorge verzeihn? O ja! Sie ſind gütig und freundlich gegen Ihre alte Freundin, die Sie verehrt und achtet. Bis in den Tod die Ihre M. Körner.

Berlin, 19. Nov. 1837.

Nur ein Unwohlſein von länger als 10 Tagen, verehrte Freundin, hat mich abgehalten Ihren mir ſo werthen Brief, den ich am 26. October durch Frau Juſtiz-Räthin Krauſe erhielt, eher zu beantworten. Ich danke Ihrem ſchönen Ge-

müth die Freude daß ich Sie wieder ganz wohl weiß, was mir die Plane bezeugen, die Sie für die kommende Zeit haben.

Sie haben Sich ein friſches Herz erhalten, wie ich! das iſt das, was uns im Leben erhält und unſer Alter uns vergeſſen läßt; doch bin ich gewiß, daß ich älter als Sie bin, und ich geſtehe gern, daß ich im 76. Jahre ſtehe. Wir haben viel gelitten, aber Sie und ich können auch mit innigem Gefühl ſagen — auch ich war in Arkadien geboren! — Die Lieben die wir verloren, haben uns die Hoffnung gelaſſen, ſie wiederzufinden; die Hoffnung auf die Seligkeit des Himmels erhebt unſre Herzen, wo das Getrennte ſich vereint und und das Verlorne ſich wiederfindet, und auf die dunklen Wolken unſers Daſeins fallen die ſtrahlenden Blicke des himmliſchen Lichts. Wiederſehn — ja Wiederſehn.

Im vergangnen Sommer war mein Freund, der Geheimerath Streckfuß, in Kiſſingen und machte die Bekanntſchaft vom General von Wolzogen, der die Freundlichkeit hatte mir durch ihn eine kleine Lithographie von Schillers Wohnung in Bauerbach zu ſchicken. Iſt das das Haus wo der geliebte Adolf ſchläft in deſſen Nähe? und dem er die ſeguende Beſtimmung gegeben hat von der Sie mir ſagen? So iſt es mir doppelt werth.

Die Töchter unſrer heimgegangenen Freundin ſind uns doch auch ergeben und denken gern an Sie und mich. Ich ſehe ſie manchmal, beſonders die Generalin iſt eine vortreffliche Frau, ſie hat aber einen ſo großen Haushalt, den ſie mit ſo ernſtem Willen vollführt, nächſt den Pflichten der

Gesellschaft, daß ihr wenig Zeit bleibt. Tegel ist jeden Tag so besucht, und besonders jetzt, da die Bülowsche Familie den Hausstand vermehrt, daß Frau von Hedemann keine Stunde übrig hat etwas zu lesen, um ihren Geist zu erfrischen, daß sie die Stunden dem Schlaf abstiehlt. Im vergangenen Sommer, als ich mich etwas kräftiger fühlte, beredete mich Edda von Kalb, die treffliche Freundin, noch einmal mit ihr nach Tegel zu fahren (was ich nicht glaubte je wieder zu sehn), und wir wurden mit großer Liebe empfangen. So sah ich die Gräber der Edlen wieder, die in treuer Freundschaft uns im Leben zugethan waren, und bis ans Ende beharrten.

Hat Ihnen die Generalin geschrieben von dem Ereigniß was ihr nach Carolinens Tode die Seele bewegte? Wissen Sie es nicht, es ist so wunderbar und schön, daß es Ihnen nicht verloren gehen darf. Caroline wohnte in demselben Hause mit ihrer Schwester, nur durch die Hausflur getrennt. Adelheid geht eines Abends, zwar schon spät, in Carolinens Zimmer, um in deren Schreibtisch Papiere in Ordnung zu bringen; es schlägt 12 Uhr; sie steht auf, nachdem sie zugeschlossen hat, sieht sie sich im Zimmer um, und sieht das Buch, was sie Carolinen zum Weihnachtsgeschenk gegeben hat, auf demselben Fleck liegen, wo es bei Carolinens Leben lag; sie nimmt es auf, um eine Stelle zu lesen, die ihr Caroline ein paar Tage vor ihrem Tode zeigte; sie blättert das ganze Buch durch, findet die Stelle nicht, — es war Rückerts Jahresgedicht — und ihre Augen werden festgehalten auf diesem kleinen Gedicht:

„Was ſagſt Du mir? Du willſt mir ſagen wohl von dort,
Wohin Du mir vorangegangen biſt, ein Wort?
Du ſtehſt, o Schweſtergeiſt, mit ſprechenden Gebährden
Vor meinen Augen, wie Du wandelteſt auf Erden,
Die Mienen mir bekannt, die Töne mir vertraut,
Nur leiſer für den Sinn, den Ohren minder laut,
Doch deutlich mir, daß Du mit Deinem Loos zufrieden,
Nicht von der Theilnahm' auch von meinem biſt geſchieden.
Theilnehmen läſſeſt Du an Deinem Glück mich auch,
Hinſchwebend, wie Du hergeſchwebt, ein Friedenshauch."

Adelheid fühlte einen Schauer, und verließ ſchnell das Zimmer. — Am andern Morgen ſchrieb ſie mir, was ihr ſo ergreifend geſchehen.

Emiliens häusliches Glück erfreut meine Seele. Grüßen Sie die Theure, ich bitte. Ich habe viel Liebes von Carolinen gehört, es iſt viel, daß ein Franzoſe den Werth einer ernſten Deutſchen ſo gefühlt hat.

Bettine hat doch den Briefwechſel Goethens mit dem Kinde ins Engliſche überſetzen laſſen, um in England viel Glück mit ihrer Unternehmung zu machen. Die Recenſion der Engländer über die Briefe iſt intereſſant — Goethe iſt aber dadurch von ſeiner Höhe herabgekommen. Bettine läßt ſich aber nicht ſtören, und gibt im 3. Theile das ſtärkere noch, was ſie uns Deutſchen nicht gegeben hat. — Warum hat Bettine vergeſſen, was ihr Heros ſagt: „der Mann ſtrebt nach Freiheit, die Frau nach Sitte."

Gottes Segen über Sie, theuerſte, verehrteſte Freundin!

Marie Körner.

Berlin, 25. April 1841.

Was ſchöne Seelen ſchön empfunden, muß trefflich und vollkommen ſein! das ruf' ich Ihnen im wahren Sinne des Worts, verehrte Freundin, beim Leſen Ihres Buches zu. Sie haben mich beglückt, indem Sie mir das Werk Ihres Geiſtes ſendeten, das Sie mit Jugendgeiſt empfunden, noch Agnes von Lilien eine Gefährtin ſchenkten.

Seit 16 Wochen hat mich Krankheit gefangen gehalten, und ich bin leider noch nicht geneſen; wie hätte ich ahnen können daß ich das 80. Jahr antreten würde — und doch iſt es ſo! Meine Kräfte ſind ſchwach, meine Sinne ſind ſehr ſchwach geworden, ſind ziemlich dahin. Ich habe das Glück gehabt von den Meinen trefflich gepflegt zu werden, mit Sorge und Liebe, und die Welt hat mir viel Achtung bezeugt; doch genug von mir.

Arndts Anerkenntniß Geßlers hat mich wie Sie erfreut; mit welcher Wahrheit und Treue hat er ihn gezeichnet! Bis an ſein Ende blieb er uns zugethan. Er lebte in Schmiedeberg, mit der Familie ſeines Arztes und für die Familie ſeines Univerſalerben. Er hinterließ Körner eine Leibrente welche an mich fiel wie mein Körner ſtarb. Körner hätte beinahe einen Proceß mit den Erben gehabt, doch es ekelte ihn an, und ſo ließ er ſich jährlich 200 Thaler davon nehmen, ſo auch ich.

Streckfuß genießt die Achtung des Königs, und verdient es auch; den Tod der Tochter ausgenommen, wird ihm alles

zum Glück, was er unternimmt; er dankt von Herzen für Ihr Andenken.

Der Großherzog ist bei mir gewesen, hat mein Kranken-Costüm übersehen, und war der gütige Fürst der er immer war, und hat mir viel Schönes und Freundliches von Ihnen erzählt.

Sagte ich Ihnen nicht vorher, daß Hofmeisters Buch kein Glück machen würde? Ihre Memoiren Schillers sind das Einzige, auf das man blicken muß, will man Wahrheit erhalten. Der arme Ernst Schiller, sollte er schon so früh vollenden? Von Caroline Schiller, Junot, studirt der älteste Stiefsohn hier; die liebe Frau hat an mich, ohne daß ich mit ihr in Verkehr war, einen Brief geschrieben, der mich erfreut hat; ich habe nichts für ihn thun können, weil ich von Krankheit gefesselt war, und Hoffnung einer völligen Besserung schwindet.

Leben Sie wohl, Gott nehme Sie in seinen heiligen Schutz bis zum Tod! Die Ihre Marie Körner.

XXI.

F. C. Laharpe*

an Frau v. Wolzogen.

Bruchsal, le 13 juillet 1814.

Madame

Vous m'aurez trouvé bien malhonnête de n'avoir pas répondu plus tôt à votre aimable lettre. Elle me parvint dans un moment où j'étais accablé par des demandes adressées à l'Empereur, et que S. M. I. avait bien voulu soumettre à mon examen. Le nombre a été d'environ 8000, qu'il a fallu parcourir toutes; et si vous ajoutez les réponses verbales à faire à 150 et 200 personnes par jour, qu'il fallait en majeure partie mit leeren Worten abſpeiſen, vous comprendrez, Madame, qu'il eût été difficile d'écrire, au milieu de ce brouhaha, quelque chose de raisonnable: c'est à ce titre que je réclame d'abord votre indulgence — Quant à l'objet même dont votre lettre faisait mention, j'ai tâché de le remplir au-

* Der edle Erzieher des Kaiſers Alexander, der freiſinnige Schweizeriſche Staatsmann und Ruſſiſche General, geb. 1754, geſt. 1838.

tant qu'il dépendait de moi. Si je ne puis pas davantage, ce n'est pas faute de bonnes intentions, M. de Lindenau pourra vous en donner des assurances positives.

J'ai eu l'honneur d'être présenté à S. A. S. M. le Duc, qui m'a accueilli avec une bonté et une grâce dont je suis infiniment reconnaissant. J'espère que ma bonne étoile me conduira un jour à Weimar pour l'en remercier, et pour m'acquitter auprès de S. A. I. de tant et tant de dettes sacrées que mon pays, mes compatriotes et moi avons contractées envers elle. Dites, je vous prie, à cette digne sœur d'Alexandre, qu'elle a acquis de grands droits à nôtre reconnaissance, et que les autels élevés dans le coeur des gens de bien sont impérissables. Ce sera un beau jour pour moi, celui où j'aurai tout à la fois l'honneur et la satisfaction de l'en assurer de bouche.

J'arrivai ici, lundi, encore assez tôt pour revoir l'Empereur et l'entretenir : j'avais fait la course en 3 jours. — Il vient de partir ce matin, et sans doute il s'arrêtera à Weimar, quoiqu'il soit très pressé. — Que Dieu l'accompagne partout. Il se montre enfin tel que je l'avais toujours conçu, toujours vu dans l'avenir à travers les tourbillons, les tempêtes et l'ouragan. Pour employer l'expression pittoresque de Démosthènes : *Il a revêtu la dignité d'Athènes, en montant à la tribune,* et d'un commun accord, les gens de bien l'ont placé à leur tête. Son rôle était nouveau, et il l'a soutenu

jusqu'au bout avec tant de bonne grâce, que les plus incrédules ont dû reconnaître qu'il était une de ces productions rares qui ne paraissent que de 1000 en 1000 ans.

J'ai beaucoup joui en le voyant si bien marcher: j'avais toujours compté là-dessus, mais il fallait que les conjonctures fussent de nature à développer les moyens. — A Dieu ne plaise que je révendique rien de tout cela. Un beau plant d'oranges, d'une excellente espèce, se trouvant dans un bon sol, fut confié à ma garde dans sa première jeunesse: je fus chargé de bêcher le sol pour que les plantes parasytes n'y prisent pas naissance; je m'en acquittai en consience: c'est mon seul mérite. Le jeune plant devint un bel arbre, dont les fruits et l'ombrage faisaient plaisir à voir; mais ni ces fruits ni cet ombrage ne m'appartiennent, quoique j'éprouve à les contempler une jouissance qu'il m'est impossible d'exprimer.

Quand les événements qui se sont succédé depuis mon arrivée au 2^{r}. 9^{l}. à Langres, au mois de janvier, se retracent à ma mémoire, il me semble quelquefois que j'ai rêvé ..... mais quel rêve!

Enfin me voici de nouveau sur mon départ pour Paris, où je prendrai ma femme pour la conduire en Suisse, à la fin d'août, après quoi j'irai probablement à Vienne pour veiller de près aux intérêts de mon pays, être de quelque utilité tandis que je le puis encore. —

Adieu donc à mes occupations littéraires et agricoles pour cet été, et adieu à mon hermitage pour quelque temps.

Je comptais remettre cette lettre a M^r^. de Lindenau, qui doit passer ici du 15 ou 16 ; j'ai eu le plaisir de le voir plusieurs fois, mais je serai déjà reparti lorsqu'il passera. Il est maintenant rétabli. — Ma femme a été bien sensible à Votre aimable souvenir. Agréez, je vous prie, avec mes remercimens itératifs l'hommage de mon respect.

Votre très-humble et très-
obéissant S^r^.
Laharpe.

XXII.

Max v. Schenkendorf

an Frau v. Wolzogen.

Karlsruhe, 1. März 1815.

Ein Pilgersmann, der vor beinahe drei Jahren bei Ihnen einsprach und noch immer sich des huldvollen Empfanges rühmt, der ihm zu Theil wurde, will versuchen, ob er sich durch das beigefügte Büchlein,* welches er ehrerbietig und schüchtern überreicht, in Ihr Gedächtniß zurückrufen mag, gnädige treffliche Frau!

Sie finden in diesen Gedichten die Bilder, welche in den letzten Jahren Tag und Nacht meiner Seele vorgeschwebt haben. Der Kunstwerth ist gering, aber meine ehrliche deutsche Meinung muß doch sich daraus kundgeben, und diese bewirkt mir dann wohl ein nachsichtiges Urtheil.

Es war so viel geschehen im Kriege — da bildeten die Menschen sich ein, sie hätten es gethan und gemacht, ganz vergessend, daß Gott nicht in gemachten Tempeln wohnt. Dieser Hochmuth ist nun von Rechtswegen bestraft,

* Die Sammlung seiner „Gedichte, Stuttg. 1815," der vaterländischen, frommen, sehnsuchtsvollen Lieder.

und alle sind gefallen, damit keiner sich rühmen darf. Es thut einem deutschen Herzen freilich weh, daß die Stämme unsers Volks, die nach so langer Trennung ihre Arme sehnsüchtig einander entgegenbreiteten, auf's neue so teuflisch verhetzt sind. Das soll uns aber den Blick auf das Ziel nicht trüben, oder uns gar an unserm Ziele irre machen. Rückwärts geht Gott und die Zeit nicht — also in Gottes Namen vorwärts. Vorn ist Bahn, und zu thun ist noch genug. Wir erleben doch noch, oder unsre Kinder erleben's, ein freies glückliches Vaterland. In Ihre Gewogenheit mich empfehlend mit hoher Verehrung Ihr

unterthäniger
Max Schenkendorf.

XXIII.

Freiherr v. Truchſeß*

an Frau v. Wolzogen.

Bettenburg bei Haßfurth, 12. Mai 1822.

Ihre Antwort, meine gnädige hochverehrte Freundin, that mir unendlich wohl, und ich hörte dieſelbe gleich ein paarmal hintereinander weg und nach einigen Tagen wieder; auch gab ich dieſen Ihren Brief einem recht theilnehmenden Freunde, der das Gute und Edle zu würdigen weiß; aber trotz all' dieſem kam doch meine Dictirſcheu, die mich manchmal überfällt, ſo über mich, auch hielt mich öfters Schwindel vom Dictiren zurück, daß ich Ihnen meinen warmen Dank erſt heute ausſpreche. Doch will ich vorher Ihre gütige liebe Antwort noch einmal hören, um nichts nothwendiges unbeantwortet zu laſſen.

Schmerzhaft war es mir, zu vernehmen, daß Sie dieſen Winter über Kränklichkeit oft gebunden hielt. Ohne bettlägerig zu werden, was ich Gott ſei Dank nie war, hatte ich

* Der alte Freiherr auf der Bettenburg iſt durch ſeine Gaſtfreunde auch im weiteren Kreiſe bekannt worden, vornehmlich in der Schilderung von H. Voß.

auch einen ſehr böſen Winter, ſo daß ich am Ende faſt beſorgt wurde; nun habe ich mich völlig wieder erholt, und ich hoffe von Ihnen daſſelbe; auch hoffe ich von Ihrer Reiſeluſtigkeit; denn die meinige wird durch meine faſt ganz geſchwundene Sehkraft mir ſchier unmöglich gemacht.

Liebe theure Wolzogen! hätten Sie mir nur ins Geſicht blicken können, als ich Ihren Brief, wo Sie auf Döring, Schillers Biographen, kamen, hörte, bis ich zu der Stelle kam, nehmlich: „über einiges bin ich zweifelhaft, unter andern, in ſeinem Verhältniß mit Goethe," — denn freudiger muß ich in langer Zeit nicht ausgeſehen haben, weil es mir nun endlich Gewißheit wurde, daß das Döringſche Machwerk Sie und Schillers edle Gattin nun auch ſattſam aufgeregt hat, des Unvergeßlichen Biographie, wie ſie ſein muß, zu beginnen. Gott erhalte Ihnen beiden Geſundheit, denn Kraft haben Sie beide zum Vollführen.

Wie Sie Ihr edles Werk vollenden, hierüber theure Freundin, kann ich Ihnen doch wohl eigentlich nichts ſagen, nur meine ich immer der höchſten Wahrhaftigkeit treu, ſelbſt bei Schillers Verhältniß zu Goethe, bleiben Sie ſich ſo, wie Sie ſich in Ihrer Antwort ausſprachen. Das Sinken Goethens brauchen Sie ja nicht auszuſprechen, wenn Sie auch andeuten, daß er durch Schiller noch menſchlich-erhabener wurde, wie in Hermann und Dorothea; denn dies ſelbſt muß unſern Dichter-Neſtor bei allen Kränkungen, die er ſeither erlitten, mehr aufrichten als niederdrücken. — Machen Sie mich ſo glücklich, mich in dieſem Sommer zu beſuchen,

ſo bringen Sie ja das Beginnen Ihrer Arbeit mit. Ich kann zwar nicht als Künſtler mit Ihnen darüber ſprechen, aber das Gefühl hat doch auch ſein Recht.

Ihre Schreiberei ſoll und darf Sie platterdings in Ihrem Schreibpult nicht überleben, denn mit eben dem Feuer, mit welchem ich als 20jähriger Burſche bei dem Elephanten in Caſſels Menagerie zu Goethe ſprach: „Sie ſind Goethe, mein Goethe!“ ſo ſpreche ich jetzt zu meiner Wolzogen: alle edle Deutſche reichen Ihnen dankbar die Hand, wenn Sie Schillers Biographie vollendet haben. Im Himmel erwarten Sie noch höhere Freuden, und das Geſummſe dieſſeits von ein paar Hummeln, das Gekrächze von ein paar Raben und das Geheul von ein paar Eulen kann doch wahrlich nicht den Dank der geſammten edlen Deutſchheit aufwiegen.

Bringen Sie Ihren Adolf, den ich freundlich grüße, mit zu mir. Zur Notiz füge ich noch bei: Ende dieſes und im Anfange des nächſten Monats werden meine Freunde von Schuler aus Hildburghauſen und Hanſteins aus Henfſtädt bei mir ſein, und in der Kirſchenzeit mein lieber Minſtrel Rückert, wahrſcheinlich auch der Jagd- und Forſtſchriftſteller aus dem Winkel, nebſt ſeiner Gattin und Pflegetochter, die Bekanntſchaft der beiden letztern mache ich aber erſt; bei Rückert hätte ich noch ſein wackeres, liebenswürdiges junges Weibchen hinzuſetzen ſollen.

Leben Sie recht wohl. Mit hoher dankbarer Verehrung und freundſchaftlicher Treue ganz der Ihre Truchſeß.

Bettenburg, 23. Sept. 1822.

Hochverehrte Frau, theure Freundin. Mit wahrer Freude, welcher ich jetzo sehr bedarf, sehe ich Ihnen entgegen, denn ich litt der Zeit sehr viel, doch erhielt ich mir mein inneres Licht klar, und meine körperlichen Kräfte haben sich wieder gehoben, so daß ich spät gegen Abend, wo das Licht mir nicht mehr so blendend ist, Sie in meine Anlage werde begleiten können. Freilich warf sich mir ein arger Rheumatismus auf mein sogenanntes gutes Ohr, doch über unsern Schiller und seine Lebensbeschreibung können wir uns sicher verständigen, und ich lasse Sie nicht eher, bis ich Ihren Handschlag habe, daß Sie und Schillers edles Weib dies Werk vollführen wollen und werden.

Mit der alten hohen Verehrung und neuem innigen Dank für die Verheißung ihres Hierherkommens unterzeichnet sich, so gut es noch gehen will Truchseß.

Bettenburg, 16. Octob. 1824.

Wahrhaft verehrte, liebe Freundin! nehmen Sie nochmals meinen innigsten Dank für Ihren Besuch, welcher mir so wohlthätig war und noch nachhaltig bleibt. Vorwürfe machte ich mir, daß ich Sie an jenem regnerischen Morgen ziehen ließ, doch da ich mir endlich sagte, sie wollte es ja so, und mich auch überzeugt glaubte, daß Ihre kräftige Natur für noch mehreres ausdauernd ist, so beruhigte ich mich.

Meine Vorrede zu dem Kirschenwerk müssen Sie doch

wohl mit eingepackt haben, denn es fand ſich nichts mehr hier, wohl aber ein Schnupftuch, welchem ich die verlangten Inſchriften der Bettenburg beifüge.

Sagen muß ich der wahrhaft theilnehmenden Freundin noch, daß ich das ſchnelle Sinken meiner Hörkraft nicht mehr fürchte, und daß ich eher etwas beſſer, als vor einem Vierteljahre höre, auch hoffe ich den Winter leidlich zu beſtehen. Jetzo iſt meine liebe Nichte Lotte Hanſtein bei mir, welche verlangt der Freundin ihres Onkels ſo recht empfohlen zu ſein. Auch erwarte ich in den nächſten Tagen meinen Freund den Kammerherrn v. Schuler aus Hildburghauſen, und da bin ich für geraume Zeit geborgen.

Grüßen Sie mir Ihren Sohn beſtens, fordern aber auch in meinem Namen von ihm, daß er fortfährt der Mutter Freuden zu geben. Goethe reichen Sie dafür die Hand, daß er ſo emſig an der Brieffammlung arbeitet, und Sie halten mir auch wegen der Schillerſchen Biographie ja hübſch Wort. Nun Gott befohlen. Mit hoher Achtung und innigſter Ergebenheit ganz der Ihre. Truchſeß.

Sie haben doch wohl die Güte mir den Empfang des Gegenwärtigen zu berichten, fügen Sie aber ja hinzu wie Sie Ihre Reiſe zurücklegten, und wie Sie ſich befinden. Auch möchte ich wohl wiſſen, wo ſich die Schillerſchen herrlichen Verſe:

„Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich die ewige ſpiegelt ꝛc.“

(ſiehe die Inſchriften der Bettenburg) in Schillers Werken

finden. Ich kann nicht mehr selbst nachsuchen und einem Andern glückt es nicht.

Bettenburg, 6. Januar 1825.

Hochverehrte, liebe gnädige Frau, Ihr mir so theures Schreiben vom 25. Oct. kam fast zu gleicher Zeit mit meinem ehemaligen Hessischen Waffengenossen und meinem vertrautesten Freund dem Herrn Kammerherrn v. Schuler hier an. Er und seine liebe Gattin hatten die Güte den stürmischen November bei mir zuzubringen. Beiden konnte ich Ihren lieben Brief nicht vorenthalten, auch wurden meine Genüsse dadurch noch erhöht, und sie trugen mir achtungsvolle Grüße für die Schreiberin desselben auf. Nach ihrem Abgange kam eine Dumpfheit über mich, welche ich nur durch meist schofele Lectüre und Whist auszufüllen suchte. Früher waren schon Briefe eingelaufen, und während jener angenehmen und meiner Trägheitsperiode noch mehrere. Kurz vor den Christtagen riß ich mich endlich aus meiner Dictir-Faulheit, und Könitz, Mosengeil (wegen Ernst Wagners nachgelassenen Briefen und Biographie), Rochlitz zu Leipzig und mein Langenbeck zu Göttigen, erhielten gewaltig lange Episteln; und mehrere Andere, kürzere. Nach meiner Wahrheitsliebe müssen Sie, theure Freundin, vernehmen, daß ich Ihren Brief noch für einige Zeit zurückgelegt hatte. Da erhalte ich aber gestern vom Kanzler-Müller die Nachricht, daß eine schwere Krankheit Ihres Herrn Sohnes Sie nach Frankfurt gerufen, daß Sie zwar mit demselben auf Ihr Gut

zurückgekehrt wären, aber leider noch immer ſeiner ſorgfältigen Pflege obliegen müßten. Nehmen Sie hierob mein wahres Beileid, und iſt's Ihnen möglich, ſo geben Sie mir dem Beſorgten einige Nachricht.

Nun zum Wiederhören Ihres lieben Briefs, welchen ich ſchon oft hörte, und zur Beantwortung, welcher ich einmiſchen werde, was Sie, nach meiner Einbildung, wohl gerne von mir hören.

Ich habe gehofft, Sie würden wohl in Ihre Heimath eintreffen, die Beſtätigung war mir daher doppelt willkommen. Daß Sie nach Müllers Nachricht in der verfloſſenen Sturmzeit reiſen konnten und als rüſtige Pflegerin mit dem leidenden Sohn zurückkehrten, ſich noch wohlbefinden, iſt mir Bürge, daß Ihnen Gott ein langes Ziel geſteckt hat. Aber Schiller ſchieben Sie doch nicht auf die lange Bank hinaus. Jetzt davon baſta, weil ich doch wieder darauf zurückkehren muß. Des Grafen Schlabberndorf Nekrolog in der Dorfzeitung that mir recht wohl, ich glaube er iſt von Sickler. Die Schwendlern ſprach mir oft von Ihrem Schwager, ich vermuthe aber, daß ſie ihn nie recht begriff.

Ich jammre faſt, daß ich nicht mit Ihnen meine Anlagen durchgehen konnte, denn ſo recht wohl wäre es mir einmal wieder in meiner Schöpfung geworden, was ſelten mit Begleitung der Fall war.

Das Zurückgezogene auf meiner Burg glaubte ich nie bejammern zu müſſen; bald wird es aber doch ſo werden, denn ich möchte gar gern den wackern Bernhard von Mei-

ningen neben ſeiner liebenswürdigen Heſſin ſtehen ſehen, und Theil an Louiſens Wonne nehmen. Ganz blind ging dies noch eher, aber dann müßt' ich tüchtig hören können. Nun meine fromme Wünſche für dies edle Fürſtenhaus reichen dorthin und wohl noch weiter. Hier will ich gleich ein unangenehmes Gefühl, welches ich hatte, einmiſchen. Aus der Meuſeliſchen Leſeanſtalt zu Coburg erhielt ich das Trauerſpiel, eine Erzählung nach einer wahren Begebenheit, von Ernſt Wodomerius. Die Scene iſt in unſer liebes Meininger Ländlein verlegt, der guten Prinzeß Carolat wurde arg mitgeſpielt, und mehrere Perſonen des Hofs eingeführt. Ich mußte meinem Freund Könitz Nachricht davon geben, und daß ich die Bitte hinzufügte, den Herzog aufzufordern ſich nach dem Verfaſſer zu erkundigen, können Sie wohl denken. Das Ding hat übrigens einige gute Stellen, und ſchade um den jungen Mann, daß er ſo übeln Gebrauch von ſeinem Talent machte.

Mir that es und thut es noch wohl, daß Sie ſich ſo angelegentlich um mein Wohl beſchäftigen und Plane für mich machen, aber mir bleibt nichts als die Operation meines noch ſchwach leuchtenden Auges, und es wäre faſt Frevel, nach den Erfahrungen, welche ich machte, mich dieſer hinzugeben. Möge Gott die Kur Ihrer Frau Schweſter ſegnen, damit ſie ſo recht hell auf die kommenden Enkel hinblicken kann. Sie, meine Verehrte, wiſſen, daß ich mich immer ohne Rückhalt ausſprechen muß. Im 1. Stück des V. Bds. von Goethes Kunſt und Alterthum fand ich eine Partie Schillerſcher und

Goetheſcher Briefe. Nun gerade heraus, dieſe genügten mir nicht, und eine beſſere Biographie von Schiller wird ſicher dadurch nicht überflüſſig. In Schillers Jugend und Jünglingsjahre können auch dieſe Briefe nicht zurückgehen, und hier glaube ich, müßte ſo recht nachgeſpürt werden, wie Schiller werden konnte, werden mußte, und wer kann dies beſſer als Sie? ſeine kunſtfertige Freundin, verbunden mit Ihrer edlen Schweſter, Schillers Gattin, und noch mehr, mit Schillers Schweſter, der noch lebenden Rheinwald. Grüßen Sie mir dieſe gelegentlich beſtens, da ich das Glück habe, ſie perſönlich zu kennen.

Wahrſcheinlich dictire ich jetzt etwas überflüſſiges, aber ich muß Sie auf meine höhern Genüſſe hinweiſen, wenn Sie dieſe auch ſchon hatten. So werde ich jetzo durch Fr. Jacobis Briefe ſicher unendlich reicher, und ich hoffe auch beſſer. — Habe ich Ihnen Scheffners eigne Lebensbeſchreibung noch nicht empfohlen, ſo geſchehe es jetzt. Der Kanzler Müller ſagte mir in ſeinem Brief großen Dank dafür. Nettelbecks, des Bürgers zu Kolberg Leben, ſo wie des ganz ehrwürdigen und eignen Berliner Heim Leben von ſeinem Schwiegerſohn Keßler leſen Sie doch auch.

Seit ein paar Tagen wird mir mein Auge wieder etwas leidend; hoffentlich iſt es vorübergehend. Sonſt fühle ich mich geſtärkter, und hoffe, mir wieder in den lieblichen Birkenſaft neue Kräfte zu trinken, welches ich leider ſeit 3 Jahren wegen Arzneien nicht konnte, denn ſeit geraumer Zeit gab mein einſichtsvoller Arzt mich davon frei.

Mein wackrer Amtmann Schmidt und das gute Clärchen wollen Euer Gnaden beſtens empfohlen ſein, auch wünſchen Sie mit mir baldige Wiederherſtellung Ihres Adolfs, welcher einmal hier war. Ihrer treuen Kammerfrau haben Sie aber auch die Gnade meinen Gruß zu geben.

Nun Gott befohlen! Dies iſt doch wohl der beſte Schluß, ja der ächteſte Schlußſtein. Mit hoher Achtung und der freundſchaftlichſten Ergebenheit der Ihre C. Truchſeß.

XXIV.

Caroline Pichler

an Frau v. Wolzogen.

Wien, 27. Mai 1834.

Theuerſte Frau von Wolzogen!

Wie ſehr Ihr gütiger Brief, und das Bewußtſein in Ihrem Angedenken zu leben, mich erfreuen mußte, können Sie ſich wohl ohne meine weitere Verſicherung vorſtellen. Ich war auf's angenehmſte überraſcht, und hundert ſüße und wehmüthige Erinnerungen zogen mit den Bildern der wichtigen und unvergeßlichen Epoche, in der ich die Ehre hatte Sie kennen zu lernen, in meine Seele ein. Nächſt der Freude am Schaffen dichteriſcher Werke, die Sie gewiß ſehr wohl kennen, gibt es für mich nicht leicht eine höhere, als die dadurch gewonnene Wohlmeinung achtungswürdiger Menſchen, und dieſe Freude hat mir ſchon Ihre perſönliche Bekanntſchaft gewährt, und Sie haben ſie mir nun noch viel mehr und mit ſo herzlichen Worten geſchenkt, daß ich Ihnen nicht warm genug dafür danken kann.

Von ihrem ſchweren und unermeßlichen Verluſt hat mich

unſer, nun auch verklärter Freund Bürl unterrichtet. Ich ſage Ihnen nichts darüber, als daß ein Mutterherz dieſe Schmerzen am tiefſten mit empfinden und mit warmem Gefühl theilen kann. Gott ſtärke und beruhige Sie. Er kann es ja allein.

Wohl hat ſeine Güte mir eine treffliche Tochter und drei liebe Enkel geſchenkt und bis jetzt erhalten. Aber ſehr iſt vor zwei Jahren dieſes häusliche Glück durch den frühzeitigen Tod unſers Schwiegerſohnes, eines in jeder Hinſicht vorzüglichen Mannes, der meine Tochter unendlich glücklich machte, der der zärtlichſte Gemahl und Vater war, geſtört worden. Nun lebt die arme Wittwe mit ihren Kleinen bei uns, und wir ſuchen ihr ihren Verluſt — nicht zu erſetzen, das kann Niemand — aber ihr ihn durch unſere Liebe und Sorgfalt minder ſchmerzlich fühlen zu laſſen.

Ich war wohl die lange Zeit her ziemlich fleißig, dennoch fühle ich jetzt allmälig, daß Phantaſie und Geiſteskraft nicht mehr gleichen Schritt mit meiner Luſt noch etwas zu ſchaffen, halten wollen, und daß ich entweder ganz aufhören oder wenigſtens eine ſehr lange Pauſe machen muß. Von Ihnen, werthe Frau, hat die Welt ſeit gar zu lange nichts mehr erhalten. Wir haben es wohl bedauern müſſen, aber wer Ihr Geſchick kannte, mußte auch bekennen daß in Ihrer Lage nicht daran zu denken war, und ſo verzichtet man doppelt wehmüthig auf jenen Genuß.

Empfangen Sie nochmals meinen Dank und die Verſicherung meiner innigſten Achtung. Car. Pichler.

Wien, 18. April [1840.]

Hochgeehrte Frau v. Wolzogen!

Groß, ſehr groß war meine Überraſchung und meine Freude, als vor ungefähr 2—4 Wochen Herr Hofrath Göttling mir einen Brief von Ihrer Hand brachte, und mir zugleich damit das Vergnügen ſeiner Bekanntſchaft verſchaffte. Sie haben meiner gedacht, verehrte Frau! Sie haben in der langen Reihe von Jahren, welche zwiſchen unſrer Trennung und der gegenwärtigen Zeit liegen, meiner nicht vergeſſen und mir ein gütiges Andenken bewahrt. Nehmen Sie meinen wärmſten Dank dafür, und glauben Sie gewiß, daß auch Ihr Bild, daß Bild jener ſchönen Abende im Humboldtſchen Hauſe, Alles was und wie Sie es geſagt, recht lebhaft in meiner Erinnerung geblieben ſind. Um ſo härter fiel es mir, den Mann, den Sie in ſo freundlicher Abſicht an mich geſandt, von deſſen Umgang ich mir, nach ſeinem eignen Benehmen und dem ſchönen Zeugniſſe, das Sie ihm geben, ſo viel geſelliges Vergnügen verſprechen durfte, nur ein einziges Mal zu ſehen. Es war mein und meiner Tochter Wunſch ihn zu bitten uns während ſeines kurzen Aufenthaltes zum Mittagseſſen oder zum Thee die Ehre ſeiner Gegenwart ſchenken zu wollen. Aber gerade am zweiten Tage nach ſeinem erſten Beſuche erkrankte meine Tochter ſehr bedeutend; es war ein gaſtriſches Fieber mit Blutcongeſtionen nach dem Kopfe, und daher an ein freundliches Zuſammenſein mit einem Fremden nicht mehr zu denken. Dieſe Krankheit dauerte über 14 Tage und iſt jetzt

noch nicht ganz gehoben. Auch ich war und bin noch durch ein Katarrhalfieber unwohl, und erſt jetzt fühle ich mich im Stande Ihnen ſchriftlich zu danken.

Wie es mir innig leid thut, Ihr Werk über Schillers Leben nicht gekannt zu haben! Erſt durch Ihren Brief erfuhr ich davon, und bin nun auf eifriger Jagd darnach. Ich begreife kaum, wie dieſe Erſcheinung mir entgehn konnte. Aber freilich bin ich ſeit längerer Zeit aus dem Verkehr unſerer literariſchen Welt mehr geſchieden, als es ſonſt der Fall war. Es gehört nehmlich ſeit ungefähr 10 Jahren zum eigenthümlichen Kennzeichen unſerer jungen Literatur, daß ſie alle feinere Cirkel und Häuſer meiden und ſich am liebſten blos unter einander in Kaffee- oder Wirthshäuſern verſammeln. So bin ich von ihnen wie von der Kunde über neue bedeutende Erſcheinungen entfernt.

Daß Sie ſo fleißig ſind, freut mich doppelt, denn ich war es wenigſtens bis jetzt. Meine letzte Arbeit, wahrſcheinlich in jedem Sinn, ſind 3 Erzählungen, oder Schilderungen, wie ich eigentlich ſagen ſollte, des Lebens, der Sitten, der Sinnesart meiner Mitbürger, in 3 verſchiedenen, um 30 Jahre von einander entfernten Perioden. Zuerſt noch unter der Kaiſerin Maria Thereſia, eine Zeit, deren ich mich aus meiner Kindheit wohl erinnere; dann ungefähr 30 Jahre ſpäter, als wir Frau v. Staël, Werner, Schlegel in Wien ſahen und die Stadt belagert wurde; endlich unſere jetzige Zeit. Was unangenehm bleibt, iſt, daß ſo viele Leſer in dieſen Schilderungen nur den Roman ſuchen und ſehen und

für das Eigentliche keinen Sinn haben. Der erſte Band, der noch im 18. Jahrh. ſpielt, iſt längſt erſchienen, den zweiten habe ich erſt vor wenigen Monaten geendet, und würde mich ſehr freuen, ihn Ihnen zuſenden zu können, ſo wie ich mit Verlangen Ihrer köſtlichen Gabe entgegen ſehe. Ach die Jahre 1812, 13, 14 waren die Glanzpunkte unſers Lebens! So dachte auch unſre gute verewigte Schlegel. Ich fühlte mich gedrungen, nach all' dem überſpannten und ſo wenig überdachten Geſchwätz in der Allg. Ztg. auch — ohne jener Stimmen zu erwähnen — meine Meinung über dieſe treffliche Freundin laut auszuſprechen, und Ihr Beifall hat mich ſehr erfreut. Was aber iſt Alles, ſeit jener Zeit, wo Sie und Dorothea und ich uns hier geſehen und ſchätzen gelernt, vorüber und dahingegangen! Eine neue Geſtaltung der Welt umgibt uns — ich kann aber nicht ſagen, daß ich mich in ihr heimiſch oder zurecht finde.

Gott ſegne Sie, theure Frau! Er bereite lindernden Balſam auf unheilbare Wunden — er erhalte Ihnen Ihre geiſtige Lebendigkeit und Thätigkeit! darin liegt ein vielleicht von der Menge zu wenig beachteter, aber ſehr feſter Schild gegen die Stürme des Geſchickes, nicht blos durch Ableitung und Zerſtreuung, ſondern activ durch innern Widerſtand und ſtete Regſamkeit. Ich habe das ſtets gefühlt, und Sie fühlen es auch. Leben Sie herzlich wohl. Ihre innigſt ergebene Pichler.

XXV.

Graf Reinhard*

an Frau v. Wolzogen.

Paris, 17. Juli 1837.

Ihr Brief, meine verehrte, gütige Freundin, den Fräulein Salomon mir zusandte, war für mich ein Gegenstand der Überraschung und der Rührung. Am Tage vor seinem Empfange hatte ich mich, dem Gebrauche gemäß der großen Pairs-Deputation angeschlossen, und die Prinzessin** hatte vernommen: c'est le C. Rd. Den Tag darauf sah ich Fräulein Salomon, die auf meine Anfrage mir ihre Stunde bestimmt hatte. Nach einer Viertelstunde einleitenden Gesprächs wurde sie abgerufen oder vielmehr abgeholt, ich glaube, von Fräulein Sinclair, deren Mutter ich gekannt

* Graf Reinhard, der schwäbische Magister, 1799 Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Frankreich, der als französischer Diplomat deutsche Wissenschaft und Treue nie vergessen hat, gest. 25. Dec. 1837.

** Helene v. Orleans.

hatte, ſie ſelber nicht. Den folgenden Tag war die große Schau von Verſailles; ich nahte mich Fr. Salomon, die ſich nach meiner Geſundheit erkundigte, worüber ich allerdings wenig zu ſagen wußte. Ich blieb alsdann außer dem Strudel der Feſte, die ſie fortriſſen, und ſo kam die Zeit ihrer Abreiſe, die ſie mir für das Ende des Monats bezeichnet hatte. Die Prinzeſſin ſah ich wieder von fern beim großen Opern-Ball, wie ſie, leidend und ermüdet, ſchien mir, in einem Ovale von zehn Schritten, mitten in einer unabſehlichen Umzäunung von Uniformen, die obligate Quadrille tanzte. Seitdem ſtand ich ihr nahe, ohne ihr näher zu kommen, bei ihrem erſten Erſcheinen in unſerer église des Billettes. Dort ſah ich auch geſtern ſie wieder, beidemale mit der Herzogin-Mutter. Dies iſt alles, was ich Ihnen kraft perſönlicher Kenntniß ſagen kann, woraus kein Verhältniß erwachſen iſt, noch wahrſcheinlich je erwachſen kann. Kommt die Herzogin-Wittwe auf ihrer Rückreiſe durch Weimar, und nimmt ſie die Initiative, ſo iſt es gut; Sie aber bitte ich, es nicht zu thun; es kann nichts daraus erfolgen; denn man weiß es hier beſſer. Ihnen aber bin ich nur um ſo inniger dankbar für Ihren reinen, unſchuldigen Willen, und abgeſehen von allem, was weder zu berichtigen, noch zu ändern iſt, bleiben mir Ihr Andenken und Ihre Theilnahme, wie Ihr Brief ſie mir darlegt, in hohem Grade wohlthätig und theuer.

Sie ſehen hieraus, daß ich aus eigner Anſchauung über die Prinzeſſin keine Nachrichten und wenig Urtheil

habe. Offenbar herrſcht über ſie bei uns unter allen Klaſſen, eine ausgenommen, eine vortheilhafte Meinung und eine wohlwollende Geſinnung; beides wird um ſo tiefer begründet und muß dauernder ſein, da ſelbſt in den ſchweren Prüfungen einer endloſen Repräſentation ihre Einfachheit ſich vor den Gemüthern bewährt und allen ihren andern Vorzügen den eignen Stempel aufgedrückt hat. Des Gemahls Zuneigung und Achtung hat ſie augenſcheinlich gewonnen, im weiblichen Theil der Familie findet ihr Herz und ihr Charakter Einklang. So wie es ihr mehr vergönnt ſein wird, ſich aus dem Geräuſch zurückzuziehen, wird ſie ſich glücklicher fühlen. Wer ſie genauer kennt, rühmt die Feſtigkeit ihrer Grundſätze und ihre Religioſität; und dies ſind ſichere Anhaltspunkte.

Den Unfällen im Champ de Mars bin ich glücklicherweiſe entgangen. Ich hatte unter den Schauſpielen des Tags dieſes vorgezogen, gerade weil hier Raum genug war für Hunderttauſende. Der Anblick war impoſant und jeder konnte nach Gefallen ſehn und ſich bewegen. Nach dem Feuerwerk aber, wie ich langſam einen der Ausgänge zugehe, ſeh' ich mich auf einmal im Gedränge von allen Seiten, und nahe vor mir das enge Gitterthor. Noch zu rechter Zeit faſſe ich meinen Entſchluß und arbeite mich durch das Gedränge in der entgegengeſetzten Richtung, was mir auch nach einiger Anſtrengung gelang. Eine Viertelſtunde, nachher, eben an jenem Thor, ereignete ſich zum größten Theil das Unglück.

Meine Tochter, an der Sie so gütigen Antheil nehmen, hab' ich im vorigen Jahr in ihrem Haus- und Landwesen, unter glücklichen Auspicien auch für die Zukunft, wie ich hoffen darf, besucht. Ihre Caroline entwickelt sich vortheilhaft unter der Leitung meiner vortrefflichen Frau. Während unserer Herbstreise, die zunächst nach London geht, werden wir sie in einer Pension zurücklassen, zur Prüfung, ob sie für Musik und Zeichnen Anlage besitzt, des einzigen, woran noch zu zweifeln ist.

Eben gestern, wie es bereits bei mir fest stand, meine Briefschulden nach Weimar heute abzutragen, erhielt ich durch Hrn. v. Müller Ihren Auftrag an den Professor Hartmann. Daß dieser nach Paris kommen sollte, war mir seit einem Monat irgendwoher angekündigt; allein er hat sich nicht bei mir gezeigt, auch bei Wessenberg nicht, es wäre denn in den letzten Tagen geschehen. Unmittelbar nach Empfang des Briefes habe ich angefangen, Erkundigungen einzuziehen, für heute noch ohne Erfolg. Ist Hr. H. noch hier, so sein Sie versichert, der Brief werde in seine Hände kommen. Im Nothfalle bleibt die Nachfrage bei der Polizei. Es liegt allerdings in unserm Plan, von England aus einen Abstecher nach Deutschland zu machen, allein die Ausführung hängt noch von Umständen ab, und in keinem Falle würde es in einer Richtung sein, die uns Hoffnung geben könnte, Sie wiederzusehen, für diesmal nehmlich, denn warum sollte ich meinem Wunsche alle Hoffnung versagen?

H. v. Wangenheim bitte ich Sie für sein freundliches

Andenken meine Dankbarkeit auszudrücken, nebst gleich herzlicher Erwiederung seiner Grüße.

Leben Sie wohl, meine verehrte Freundin, und genehmigen Sie auf's neue den Ausdruck meiner innigen Hochachtung und Ergebenheit. Reinhard.

XXVI.

Freiherr v. Salis*

an Wilhelm v. Wolzogen.

Pontoiſe, 4. Auguſt 1789.

Ich habe Ihnen, mein edler Freund, die zwei Stücke der Thalia durch Gelegenheit zurückgeſchickt, und hoffe Sie haben ſie erhalten.

Seit wir unſere Schafgehege, das Champ de Mars, verlaſſen haben, war unſer Schickſal ſo, daß ich nur einſt auf deutſchem Boden davon reden mag. Verläumdet, verabſcheuet, verrathen, — weil wir gehorchten! — gehaßt, als Werkzeuge der Unterdrückung, zu einer Zeit, wo wir wähnten unſer Leben nur für die öffentliche Ruhe auszuſetzen. Doch ich bin mit allem zufrieden, wenn nur die Freiheit aus den düſtern Rauchwolken emporſteigt, die dieſe Stadt bedecken, wo manche leichtſinnige Grauſamkeit in dieſen Tagen der

* Johann Gaudenz v. Salis, geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, geſt. 1834, der lyriſche Dichter, Hauptmann der Schweizergarde in Verſailles, nachmals in hohen Kriegs- und Friedens-Ämtern ſeines Vaterlandes. Frau v. Schiller gedenkt ſeines Beſuchs in Weimar, ſ. oben S. 188.

Rache zwar ewig die Thäter ſchändet — doch nur Vergeltung iſt. Unſer Regiment iſt ſeit 14 Tagen oder 3 Wochen in dieſer Stadt und marſchirt morgen nach der Normandie. Der Stab und meine Compagnie kommt in den Flecken Ecouis, ſechs Stunden von Rouen.

Könnte ich noch in der Entfernung Gelegenheit finden, Sie zu überzeugen, wie theuer mir Ihr Andenken und Ihre Bekanntſchaft bleiben.

Die Stunde die mich durch einen ſonderbaren Zufall Ihnen zuführte, wird mir unvergeßlich bleiben.

Ihr ergebenſter

J. G. von Salis.

Rouen, 27. Heumond 1790.

Sie werden mir, mein lieber Herr von Wolzogen, ſehr willkommen ſein, und ich freue mich über Ihren Entſchluß uns in Rouen zu beſuchen. Ein Mann von edlem deutſchen Sinne iſt mir überall werth, noch werther mitten in Frankreich.

Nur unſre ſchöne Gegend kann Sie für die Mühe Ihrer Reiſe entſchädigen. Sonſt müſſen Sie ſich wenig verſprechen.

Der Weg links der Seine durch Meulan, Mantes und Vernon iſt viel angenehmer, als der durch Pontoiſe und Magny. Doch wollte ich Ihnen nicht abrathen zu Waſſer zu reiſen, die Geſtade ſind äußerſt maleriſch; nur wünſche ich, daß Sie ſich einen heiteren Tag auswählen, und den

Zeitpunkt erwarten, wo die Witterung unſern kleinen Auswanderungen günſtig zu bleiben verſpricht.

Da ich ſo ſtolz bin, mich ſelbſt als eine Urſache Ihres Entſchluſſes anzuſehen, ſo darf ich Sie nur inſofern zu ſeiner Ausführung aufmuntern, als es mit Ihrer eigenen Bequemlichkeit beſtehen kann.

Meine Hochachtung und Freundſchaft beſitzen Sie ſchon; es würde aber noch vermuthlich ein Gewinn für mich ſein, wenn ich durch Umgang und nähere Kenntniß mir ihr Zutrauen vollkommen erwerben könnte. Leben Sie wohl; ich bin mit der herzlichſten Freundſchaft Ihr

J. G. von Salis.

P. S. Wollen Sie mir etwas mitbringen, ſo wählen Sie einige aus den Briefen Ihrer deutſchen Freunde.

Rouen, 17. Jänner 1791.

Seit ich der Hoffnung entſagen mußte, Sie noch hier in Rouen oder in Paris zu ſehen, lag es mir immer ſehr am Herzen, die Verbindungen, in welchen ich mit Ihnen ſtund, nicht gänzlich abſchneiden zu laſſen.

Melden Sie mir ja, mein edler Wolzogen, wie ich Sie aufzuſuchen habe, wenn Sie Frankreich verlaſſen ſollten. Es könnte einſt noch ein Zeitpunkt kommen, in welchem wir uns etwas zu ſagen hätten; und der redlich deutſche Mann, den ich mitten in Paris, wie ein Goldkorn im Sande des Oceans, auffand, wird mir immerhin ein angenehmes Angedenken gewähren. Wahrlich, unſere Bekanntſchaft ward

durch zu sonderbare Umstände begünstigt, als daß ich nicht einen ferneren Zweck vom Genius der Freundschaft ahnen sollte; und ich darf vermuthen, daß unsern Herzen zu einer innigeren Vertraulichkeit nichts mangelte, als ein längerer Umgang.

Wenn Sie an unsere gemeinschaftlichen Bekannte in Deutschland schreiben, so gedenken Sie meiner bei ihnen. Besonders bei der Edlen von Beulwitz, deren Geist und Herz ich innig verehre, obgleich mein Blick nur Momente auf ihr ruhte, und meine Seele sich ihr nur mit wenigen fliegenden Worten entdeckte. Melden Sie mir doch gelegentlich, ob diese liebenswürdige Schriftstellerin, seit ihren Briefen über das Pays de Vaud, nichts in Druck ausgehen ließ.

Ich lebe im Geiste bei meinen abwesenden Freunden, und in der Erinnerung verflossener Zeiten. Meine Freunde sind mir alles; der große Haufe vom Weltgewühle rauscht zu meinen Seiten kaum bemerkt vorüber. Ich strebe nicht mehr nach neuen Bekanntschaften in Frankreich, und meide die Sammelplätze der Gefallsucht und der müssigen Langeweile, an Spieltischen und im Speisesaal. Meine liebsten Stunden verfließen mir in meinem Zimmer, bei meinen Büchern, zwar mitten unter 150 Soldaten, oft von Trommel und Commando-Gekreisch unterbrochen. Bei leidlicher Witterung aber schweif' ich umher durch Feld und Wald, über Hügel und Thal.

Wir haben hier Gebirge, mit weitumfassenden herrlichen Aussichten. Die Seine windet sich, in ruhiger Fülle, durch

grünende Gründe; mit maleriſchen Eilanden beſäet, und ſtarrend von Maſten; nicht mehr jener gelbe leimigte Bach von Paris, ſondern beſchiffter Strom, den Ebbe und Fluth des Meeres bald mindern, bald anſchwellen.

Ich habe mich auf die engliſche Sprache gelegt, und warf mich ganz in ihre Literatur. In den hieſigen elenden Buchläden aber finde ich die wenigſten Werke; würden Sie wohl die Gefälligkeit haben, bei Piſſot und Barrois, auf dem Quai des Augustins, des Dichters Gray Werken (Works of Gray) nachzufragen. Wenn ich weiß, daß ſie zu haben ſind, werde ich ſie durch einen Soldaten von meiner Compagnie, der ſich in der Gegend von Paris aufhält, abholen laſſen. — Ich weiß Sie verzeihen mir mein Zutrauen zu Ihrer Gefälligkeit; — und erkennen in dieſem traulichen Briefe die redliche Abſicht, mich Ihres freundſchaftlichen Andenkens würdig zu machen. Ihr ergebenſter J. G. von Salis.

Rouen, 23. Jänner 1791.

Ich entſchuldige nicht das Zutrauen in Ihre Freundſchaft und meine Abſicht, Ihnen, beſter Wolzogen, für neue Gefälligkeiten verbindlich zu ſein. Die Schnelligkeit, mit der Sie meinem Wunſche zuvorkamen, war mir bei Ihrer Denkungsart nicht unerwartet und ladet mich zu neuen Überlegenheiten und Aufträgen ein.

Ich befürchte, daß die kleine Edition von Gray nur ein Nachdruck des erſten Bandes des ganzen Werkes ſei, denn ich

kann nicht begreifen, wie alle Gedichte dieſes Schriftſtellers in 75 Seiten zuſammengedrängt werden mögen. Doch will ich mich vorerſt mit dieſer Taſchenausgabe begnügen, und allenfalls ſpäter die andre in 4 Bänden bei Piſſot nachholen.

Wollen Sie mir alſo durch die Diligence oder die Briefpoſt dieſes Büchelchen überſenden, ſo werden Sie meinen Wunſch ganz und allein erfüllen; die Bezahlung des Ausgelegten ſoll — nicht geſchehen, bis ich Sie wiederſehe, oder jemand meiner Freunde zu Ihnen kommt.

Ich lobe Sie, wegen Ihres Eifers für die Ausbreitung der deutſchen Lectüre in Paris, und würde Sie dazu aufmuntern, wenn ich nicht wüßte, wie wenig Sie der Aufmunterung zu jedem edeln Zweck bedürfen. Ihr Herz mag ſich belohnt finden durch den Dank Ihrer reiſenden Landsleute.

Nicht wahr! Sie halten mir Wort und ſchreiben Ihren würdigen Freunden in Weimar, wie mein Herz ſo ganz bei ihnen iſt, und die Erinnerung an ſie treulich hegt und pflegt.

O lieber Wolzogen, es gibt ſo edle Menſchen in unſerm deutſchen Vaterlande! Andre Nationen mögen kühner denken, lauter lärmen, beſſer tanzen, feiner perſifliren, ſelbſtgenugſamer plaudern und abſprechen — die deutſche Menſchheit kann noch empfinden und lieben.

Leben Sie wohl, liebſter Wolzogen, Ihr Andenken iſt mir immer theuer. Ihr Salis.

Chur in Bünden, 1. März 1794.

Haben Sie Dank, lieber Herr von Wolzogen, daß Sie ſich meiner noch mit ſo viel Freundſchaft erinnern.

Von meinen Schickſalen will ich Ihnen nur das Wenige ſagen, daß ich kurz nach dem Ausbruche des Krieges von meinem Schweizerregiment zu dem Generalſtab der Armee als Flügeladjutant verſetzt worden; in dieſer Eigenſchaft habe ich den erſten Feldzug bei der Franken-Armee mitgemacht. — Durch den Tod meiner Mutter fielen mir inzwiſchen ſo viel liegende Güter zu, daß ich nicht ohne große Unbequemlichkeit länger aus meinem Vaterlande entfernt bleiben konnte — und ich fand endlich einen Zufluchtsort für meine lange gehinderte, ſechs Jahre treu befeſtigte Liebe.

Ich erhielt nicht ohne Mühe einen Urlaub, um meine Erbſchaft zu beziehen, ich war eben in der Schweiz angekommen, als die Nachricht von dem harten Urtheil über Ludwig XVI. einlief. Die Revolution hatte einen blutgierigen Lauf genommen, und die neue Sonne, welche über das Menſchengeſchlecht aufgehen ſollte, hatte ſich ſchrecklich verfinſtert. Ich war in einem Ländchen, das freier iſt, als Frankreich nach dreißigjährigem Blutvergießen jemals werden kann, ich hatte Pflichten gegen meine Familie, und ſüße Bande — ich ſchickte meine Demiſſion ein, und ſie wurde mir nicht nur bewilligt, ſondern ich wurde auch noch ſo begünſtigt, daß ich Entſchuldigungen erhielt, gleich den übrigen abgedankten Schweizeroffizieren. Nunmehr habe ich

das häusliche Glück durch die Verbindung mit meiner Erwählten gefunden und lebe recht zufrieden in meinem eingeschränkten Kreise.

Ich werde Ihnen nun freimüthig die vorgelegten Fragen beantworten, ohne zu entscheiden, ob Chur der Ort sei, welcher Ihrem Freunde zu seinem Zwecke dienlich sein kann.

In kleinen Städten von kaum 3000 Einwohnern ist es nicht möglich unbemerkt zu leben. Sollte Ihr Freund in Stuttgart bekannt sein, so trifft er hier ein halbes Dutzend Würtembergische Hofmeister an, und noch mehr Leute aus Ihrer Gegend unter den Handwerkern und Professionisten.

Accoucheurs gibt es in der Stadt keine, bei bedenklichen Fällen werden die gewöhnlichen Ärzte berathen. Vornehme lassen auch wohl einen Accoucheur zum Voraus auf eigene Kosten aus der Schweiz oder dem Mailändischen kommen.

In Privathäusern sich einzumiethen hält schon etwas schwer, obgleich, wenn eine Gelegenheit sich anbietet, der Preis nicht hoch ist.

Gasthöfe gibt es drei, welche im Stande wären, ganze Familien zu logiren, man kann sich auch monatlich zur Kost setzen. Das weiße Kreuz und die 3 Könige sind die besten.

Von Seiten der Regierung geschehen keine lästige Nachforschungen, so lange man einen Gasthof bewohnt, der Gastwirth steht gut für seine Gäste. In Privathäusern Wohnende müssen sich beim Rathe angeben, und als Einwohner gegen Erlegung einer geringen Taxe angenommen werden.

Die Lebensmittel ſind ungefähr im nehmlichen Preiſe wie im benachbarten Schwaben. Das Korn etwas theurer, das Fleiſch etwas wohlfeiler. Unſere Gegenden ſind zwar rauh, aber doch maleriſch und abwechſelnd.

Sollte ſich Ihr Freund entſchließen, ohngeachtet der genau angemerkten Schwierigkeiten unſere Gegend zu beſuchen, ſo würde ich mir ein Vergnügen machen, ihm meine Dienſtwilligkeit und die beſondere Achtung gegen Ihre Empfehlungen zu beweiſen.

Ihr Vaterland iſt alſo ſo glücklich wieder ſeinen Schiller innert ſeinen Gränzen zu haben. Wenn Sie ihn ſehen, ſo verſichern Sie ihn meiner Verehrung, vielleicht erinnert er ſich noch meines kurzen Beſuchs bei ihm in Jena.

Leben Sie wohl, lieber Wolzogen, und ſeien Sie meiner Hochachtung und Ergebenheit gewiß.

Ihr redlichſter
J. G. von Salis,
vormals Hauptmann in franzöſiſchen Dienſten.

N. S. Sind Sie auch noch in Briefwechſel mit Ihrer edlen Freundin Caroline v. Beulwitz, welche mir erſt durch ihre Briefe über die Schweiz, ſodann durch perſönliche Bekanntſchaft in Weimar — unendlich intereſſant geworden.

Chur, 29. August 1795.

Es hat mich gefreut, beſter Wolzogen, von Ihnen ſelbſt zu erfahren, daß Sie durch Ihre Verbindung mit einer der vorzüglichſten von Deutſchlands Frauen ſo glücklich geworden ſind, als ich es Ihren Verdienſten wünſchte. Wenn ich mir zurückrufe, mit welcher Innigkeit Sie mir bereits in Paris das ſchöne Bild ausmalten, das meine Phantaſie von Ihrer Freundin Lengefeld auf ihre trefflichen Briefe hin entworfen hatte, dann glaube ich, daß Ihre ſüßeſte Ahnung erfüllt worden und Ihr Wunſch ſein Ideal erreicht habe.

So ſelten dieſes auf Erden geſchieht, kann ich doch Ihnen jemand beizählen, der das gleiche günſtige Schickſal hatte — und das bin ich. Ein liebendes und geliebtes Weib gründete mit einem aufblühenden Knaben meine häusliche Glückſeligkeit, welche durch die Erinnerung an ſechs Prüfungsjahre und unzählige Hinderniſſe ſchattirt und erhöhet wird.

Es thut mir leid, lieber Wolzogen, daß auch Sie durch das Geſchrei einiger ausgewanderten Staatsverbrecher und einer beleidigten Faction ſich haben täuſchen laſſen, welche gefliſſentlich überall die falſche Nachricht verbreitete, Bünden wäre in der größten Gährung. Unſer Vaterland iſt vielleicht das ruhigſte Fleckchen der Erde in Europa; das Volk war freilich voriges Jahr etwas aufgebracht gegen Leute, die in fremder Mächte Sold ſtanden, aber der Sturm legte ſich bald. Als Sie ſich gütig meiner erinnerten, war ich Ihnen viel näher, als Sie glaubten und ſah beinahe täglich die ſchimmernde Fläche des Bodenſees vor meinen Augen. Ich

hielt mich einige Zeit mit meiner Familie in Gais im Canton Appenzell auf, und kehrte von da erſt vorige Woche nach Bünden zurück.

Leben Sie wohl, beſter Wolzogen, und glauben Sie, daß ich mit redlicher Achtung verbleiben werde

Ihr ergebenſter
J. G. v. Salis.

XXVII.

F. v. Trenck*

an Wilhelm v. Wolzogen.

[Paris] le 4 juin 1793.

Mon ami!

Je vous envoie quelques exemplaires de ma prière pour les distribuer entre vos amis.

Recommandez en même tems mon Journal, dont le premier cahier paraîtra samedi prochain, et procurez-moi des souscriptions. Je me trouve dans l'embarras ici pour les frais de l'impression, chaque cahier demande 1300 liv. d'avance. Je suis assuré de la réussite, mais l'actuel me gêne beaucoup dans l'exécution.

Demain je serai initié aux mystères des Jacobins, nouveau rôle pour le Bélisaire allemand. Votre ami par goût raisonné, Trenck.

* Friedrich v. d. Trenck, geb. 1726, Adjutant Friedrich d. Gr., bekannt durch die langen Leiden seiner Gefangenschaft, wie durch die kühnen Listen seiner Befreiungsversuche, endete unter Robespierre auf der Guillotine, 1794. Wilhelm v. Wolzogen war damals Würtembergischer Geschäftsträger in Paris.

[Brouillon der Antwort.]

Ew. Hochwohlgeboren Billet habe erſt geſtern Nacht ſpät erhalten, ich beeile mich darauf mit aller der Freimüthigkeit zu antworten, die das gegenſeitige Verhältniß erfordert, in dem wir ſtehen. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich mich wo nicht ganz, doch faſt in der nehmlichen Lage befinde, wie Sie.

Mehrere Wechſelbriefe von Baſel aus ſind ſchon ſeit 14 Tagen unterwegens und weder dieſe noch die dabei folgenden Briefe erhalte ich. Der Himmel und die Comités mögen wiſſen, wo ſie liegen; ich kann es nicht erfahren. Die Summe, die ich noch in Händen haben werde, muß ich anwenden, und ich ſage Ihnen dieſes im Vertrauen mit der Bitte mit niemand davon zu reden, eine unumgänglich nothwendige Reiſe nach Baſel zu unternehmen. Sollten meine Wechſel mir noch vorher eingeliefert werden, denn ich gedenke erſt in 8 Tagen abzugehen, ſo kann ich ſodann die gringe Summe entbehren, die Sie verlangen; ich würde ſtolz darauf ſein, Ihnen durch einen ſo geringen Dienſt beweiſen zu können, wie ſehr ich Talente wie die Ihrigen zu ſchätzen weiß. Hier mein Abonnement — ich hoffe Ihnen noch bei meinem Hierſein einige Abonnenten zu verſchaffen. Wenn man mit ſo viel gutem Willen und mit ſo viel Kräften wie Sie haben, ins allgemeine Beſte wirkt, ſo kann es nicht fehlen, die Erfüllung muß glücklich ſein. Ihr wahrer Verehrer.

[Paris] 6. Juni 1793.

Freund!

Sie werden sich vielleicht irrige Begriffe von mir bei Durchlesung dieser Blätter machen. Wir sind aber beide Deutsche, und ich weiß, daß mein Zutrauen Sie nicht beleidigt. Also ohne Rückhalt zur Sache.

Alle meine Equipage und Geld sind noch auf meinem confiscirten Schiffe in Havre.

Ich bin hier ein deutscher Emigrirter, und die Druck-Entreprise fordert Vorschuß. Kein Bogen wird ohne Zahlung vorausgeliefert. Ich bedarf heute elende 300 Liv. und weiß sie nirgends zu finden. Mein Geld kann ich erst gegen den 15. aus Hamburg erhalten.

Noch hat auch nicht einer auf mein Journal pränumerirt, worauf ich Rechnung machte. Und jedes Heft fordert 1150 Liv. Vorschuß.

Können Sie mir durch Bringer dieses 300 Liv. in Assignaten schicken, so erzeigen Sie mir in meiner Lage einen Liebesdienst; den 15. zahl' ich dankbar zurück.

Dringende Geschäfte halten mich zurück selbst zu kommen. Morgen werd' ich aber persönlich erscheinen, den heutigen Fall rechtfertigen und Ihnen versichern, daß ich mit Wahl und Geschmack bin

Euer freiherrlichen Gnaden

demüthigster Sansculotte

als Deutscher aber Dero Freund und Verehrer

Trenck.

[Brouillon der Antwort.]

Ew. Hochwohlgeboren Billet habe erſt geſtern Nacht ſpät erhalten, ich beeile mich darauf mit aller der Freimüthigkeit zu antworten, die das gegenſeitige Verhältniß erfordert, in dem wir ſtehen. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich mich wo nicht ganz, doch faſt in der nehmlichen Lage befinde, wie Sie.

Mehrere Wechſelbriefe von Baſel aus ſind ſchon ſeit 14 Tagen unterwegens und weder dieſe noch die dabei folgenden Briefe erhalte ich. Der Himmel und die Comités mögen wiſſen, wo ſie liegen; ich kann es nicht erfahren. Die Summe, die ich noch in Händen haben werde, muß ich anwenden, und ich ſage Ihnen dieſes im Vertrauen mit der Bitte mit niemand davon zu reden, eine unumgänglich nothwendige Reiſe nach Baſel zu unternehmen. Sollten meine Wechſel mir noch vorher eingeliefert werden, denn ich gedenke erſt in 8 Tagen abzugehen, ſo kann ich ſodann die gringe Summe entbehren, die Sie verlangen; ich würde ſtolz darauf ſein, Ihnen durch einen ſo geringen Dienſt beweiſen zu können, wie ſehr ich Talente wie die Ihrigen zu ſchätzen weiß. Hier mein Abonnement — ich hoffe Ihnen noch bei meinem Hierſein einige Abonnenten zu verſchaffen. Wenn man mit ſo viel gutem Willen und mit ſo viel Kräften wie Sie haben, ins allgemeine Beſte wirkt, ſo kann es nicht fehlen, die Erfüllung muß glücklich ſein. Ihr wahrer Verehrer.

[Paris] 9. Juni 1793.

Hochwohlgeborner Freiherr!

Sie geben mir dieſen Titel. Ich muß ihn erwiedern. Mein Herz ſagt aber trocken weg ... Freund.

Sie haben mir 30 Liv. geſchickt. Hier folgen alſo 6 Liv. zurück, binnen 8 Tagen folgen 3 Hefte zugleich, um das Verſäumte einzuholen. Wiſſen Sie Freunde der trockenen und ſatiriſchen Wahrheit? ſo verſchaffen Sie mir noch einige Subſcriptionen. Der Vorſchuß zum Werke drückt mich. Sobald man mein Werk kennt, werden die Liebhaber nicht fehlen.

Bitte mir zu melden, wann wir uns vor Dero Abreiſe noch ſprechen können. Mir iſt ſehr viel daran gelegen, weil ich mit Wahl und Geſchmack Dero Verehrer bin.

Trenck.

Voici mon prospectus changé. Ne pouvez-vous pas me donner durant votre absence la lecture des gazettes allemandes?

XXVIII.

Karamſin*

an Wilhelm v. Wolzogen.

Moscou, le 25 juin 1799.

Je commence par vous embrasser bien tendrement, mon cher Baron. Votre lettre datée de Pétersbourg, était une surprise pour moi, mais une surprise extrêmement agréable. Vous n'aviez pas besoin de me rappeler l'époque de notre connaissance; elle m'était toujours présente parmi les souvenirs les plus intéressans de mon voyage en France; et bien des fois je me suis demandé, où vous pouviez être pendant ce fracas militaire et politique qui nous étourdit depuis sept ans. Je suis charmé d'apprendre que vous êtes si bien établi dans un pays tranquille, que vous avez une charmante et spirituelle épouse, et que vous passez vos jours avec l'élite des beaux esprits allemands. Soyez toujours heureux, parce que vous méritez de l'être. Pensez quelque-

* Nikolai Michailow Karamſin, geb. 1765, geſt. 1826, der Geſchichtſchreiber Rußlands.

fois à moi; écrivez-moi, je vous en prie; donnez-moi plus de détails sur la vie que vous menez à Weimar. On a du plaisir à se communiquer malgré l'éloignement des lieux. Que faut-il que je vous dise de moi? De retour dans ma patrie, je n'ai pensé qu'à la faveur des Muses et un peu à celle des femmes; j'y réussi en partie. Le public n'a pas dédaigné les essais de ma plume écolière, et depuis je n'ai qu'à me louer de sa bonne disposition pour moi, à quelques tracasseries près que les gens de lettres doivent nécessairement essuyer dans tous les pays. Lisez-vous le *Spectateur du Nord?* Dans la première année de ce journal, dans le cahier d'octobre, on parle de mon voyage; et vous y trouverez aussi des citations. Un certain *Richter* en a traduit en allemand les quatre premiers volumes, qui, à ce qu'on m'a dit, s'impriment à Leipsick; mais ce n'est pas mon meilleur ouvrage. Depuis quelque temps je ne fais que des vers et des plans pour des ouvrages en prose; je deviens paresseux; on le dit du moins. Que voulez-vous? C'est l'effet de notre climat. Très souvent ma main laisse tomber la plume; je trouve mon coeur refroidi; j'en soupire, et pour me consoler, je joue au *Boston!*

Que pensez-vous de l'état actuel de votre littérature? Il me paraît que le style de vos écrivains devient trop maniéré, et qu'il y a bien des écarts dans les nouvelles productions de vos génies. La prétendue simpli-

cité grecque qu'ils affectent dans leurs ouvrages, ne convient guère à l'état où se trouvent les esprits de notre temps; n'étant point naturelle, elle n'est que *bigarrure*. — Je n'ai pas lu le joli roman dont vous me parlez; je le ferai venir de Riga, et je vous serai redevable du plaisir que sa lecture me procurera. — — Ma réponse est bien tardive: c'est que j'ai été à la campagne. Adieu, cher Baron; vous m'écrivez donc? Je finis, comme j'ai commencé, par vous embrasser avec toute la tendresse de l'amitié. Karamsin.

Kounsowo, le 1 juillet 1801.

Mon cher et très aimable Baron, je suis charmé de vous savoir encore une fois dans ma patrie. Votre lettre, si obligeante et amicale, m'a fait beaucoup de plaisir. Je l'ai reçue dans ma solitude de Kounsowo, que j'habite depuis deux mois, et j'ai couru en ville pour faire la connaissance de M. le Baron d'Oertzen; elle a été très intéressante pour moi, et je vous en remercie, mon cher ami, car c'est à vous que je l'ai due. Le Baron n'est resté que trois jours à Moscou, et il m'a laissé des regrets. Je n'ai pu lui être utile en rien. Je l'engageais à rester deux jours de plus avec nous pour voir une très jolie fête champêtre à 30 werstes de Moscou; mais il ne l'a pas voulu, étant trop pressé de partir pour Kiow. — A présent parlons de nous-mêmes.

Votre connaissance, mon cher Baron et ami, me

rappelle une époque intéressante de ma vie, celle où mon ame, neuve et sensible, avide de jouissances et d'instruction, errait presque à l'aventure dans le monde pour s'enrichir d'idées et de sensations. Une certaine analogie de sentiments entre nous a fait que nous aimions à nous voir à Paris, et que je préférais votre societé à celle de mes compatriotes. Jamais je n'ai pu oublier ces charmantes soirées, que, sortis de la Comédie française, nous passions ensemble à lire le Geiſterſeher de Schiller et tant d'autres productions de votre littérature. Je garde soigneusement la lettre que vous m'avez écrite le jour de mon départ. Après cela vous ne douterez point du prix que votre amitié, enrichie de tant de souvenirs agréables, doit avoir pour moi. Oui, cher Baron, mon coeur saura toujours l'apprécier; et je vous prie de me la continuer où que vouz soyez. Vous êtes un de ces hommes à qui je peux dire que l'univers est notre patrie. Vous sachant heureux au sein de votre famille, je m'en réjouis sincèrement, d'autant plus que je goûte aussi toutes les douceurs du bonheur conjugal, et que j'aime ma femme peut-être plus que moi-même. Une tendre et bonne épouse est le premier trésor pour un coeur sensible, surtout s'il a été long-temps le jouet des passions orageuses. Vous voir à Moscou, parmi nous, vous présenter ma femme, dîner avec vous dans notre petite maison de campagne, souper en ville, mais en philosophes, et,

la pipe à la bouche (car je fume encore quelquefois), parler avec épanchement des grands événements du monde — tout cela serait délicieux pour moi. Venez, mon cher Baron, venez, c'est à Moscou que vous verrez le vrai peuple russe et notre physionomie nationale. Je me charge de vous trouver un logement; mais il faut que vous me disiez en quel genre vous voulez l'avoir. — Quant aux voyages, il est possible que j'en ferai encore un, quoique marié et malgré le projet que j'ai d'écrire l'histoire de mon pays, qui peut-être intéresserait aussi les étrangers. — Je vous salue au nom de la plus vraie amitié, et je vous prie de m'écrire encore.

Tout à vous,

Karamsin.

Moscou, le 28. octobre 1802.

Mon cher Baron et ami,

Depuis que vous nous avez quittés, tout a changé autour de moi, ma femme n'est plus! Jugez: combien je dois être malheureux! Je vivais en elle plus qu'en moi-même. Je ne demandais plus rien au ciel, et le ciel m'a tout ôté! Il y a déjà six mois que je pleure la mort de l'épouse la plus tendre et la meilleure, à côté du berceau de notre enfant, et tremblant encore pour les jours de cette chère orpheline qui a tous les traits de sa mère et qui aura sans doute son caractère

angélique, si la Providence veut bien la laisser vivre, pour que je puisse supporter la vie.

Vous ne m'avez point écrit, mon cher ami, mais je suis sûr que vous ne m'avez point oublié. Je suppose que vous voyagez avec votre prince et que vous êtes en France dans se moment. Si vous voulez bien me donner un signe de vie, quand vous serez de retour à Weimar, j'y serai très sensible.

M. Richter, qui se charge de vous faire parvenir cette lettre, a, comme vous le savez, traduit en allemand *les Lettres d'un voyageur russe* et en a dédié la seconde édition à votre jeune prince, qui n'est plus étranger à la Russie. Je vous prie, mon cher ami, de vous intéresser un peu pour lui. Il voudrait bien obtenir par votre faveur un rang de votre cour, celui de Hofrath ou Rath. C'est un très brave homme et très comme il faut. Cette distinction serait très flatteuse pour lui et ne compromettrait nullement la dignité de ce rang. C'est un savant distingué, et les journaux allemands ont rendu justice à l'élégance de son style. Il vient d'obtenir une marque de bienveillance de notre Empereur qui lui a envoyé une bague très riche pour sa traduction allemande de mon *Éloge de Catherine II*. La protection que vous lui accorderez, sera une preuve de votre amitié pour moi.

Je présente mes respects à madame votre épouse dont la gloire littéraire est déjà parvenue jusqu' à nous.

J'entends parler de la traduction russe d'un de ses romans. Jouissez long-temps de ses vertus et de sa tendresse, comme le public jouit de ses talents.

Adieu, mon cher ami. Je vous aimerai et estimerai aussi long-temps que je vivrai. Ma santé n'est pas très bonne. Je fais des efforts pour m'occuper. Peut-être que j'aurai encore le plaisir de vous voir en Russie. Je vous embrasse du fond de mon ame.

Karamsin.

Moscou, le 21 septembre 1803.

Mon cher ami,

C'est aujourd'hui que j'ai reçu votre lettre du 12 août. Je ne sais par quelle fatalité elle m'est parvenue si tard. J'aurais dû un mois plus tôt être réjoui des marques de votre amitié, si intéressante pour mon coeur. Je vous avoue que vous sachant à Pétersbourg, et n'ayant point de vos nouvelles, j'avais l'injustice de me fâcher un peu contre vous. Me voilà dans une toute autre disposition. Les regrets que vous témoignez sur la perte de mon ange, d'une épouse qui ne vivait que pour m'adorer, m'ont extrêmement touché : je vous en remercie du fond de mon ame attendrie ; et je vous prie, mon très cher ami, d'exprimer à madame la Baronne ma vive sensibilité à la bonté qu'elle a eue de s'affliger de mon malheur. J'y reconnais l'ame de l'Auteur dont les productions portent l'empreinte d'une sensibilité

tendre et généreuse. Je demande ses bontés, ainsi que les vôtres, mon cher Baron, pour ma petite fille *Sophie*, qui ne sait pas encore répondre aux mouvemens de mon coeur pour elle, mais qui, par son sourire gracieux, sait déjà me consoler et m'attendrir. C'est une très jolie enfant; et si le bon Dieu me la conserve, la vie aura encore des fleurs pour moi.

Oui, j'espère venir un jour à Weimar, vous embrasser au milieu de votre famille et présenter ma petite Sophie à madame la Baronne. Cette idée a beaucoup d'intérêt pour mon coeur, je vous en assure: et je peux bien la réaliser dans deux ou trois ans d'ici, quand ma fille sera en état de supporter les fatigues d'un voyage: car je ne pourrai jamais me séparer d'elle et voyager seul. Sophie plus que mon journal m'attache à Moscou; et voilà pourquoi je ne peux pas aller à Petersbourg dans ce moment, pour y embrasser un ami vrai et fidèle. Vos sentimens et procédés envers moi prouvent que les coeurs honnêtes et délicats ne savent pas être légers dans leurs liaisons d'amitié, et je me rappelle souvent un mot que vous m'avez dit en présence de ma femme: *Quand on connaît un homme assez pour l'aimer, on le connaît pour toujours.* Aussi vous n'êtes pas mal payé, mon cher Baron, car je vous aime beaucoup; et vous, tel que vous êtes, ne pouvez pas être indifférent aux sentimens d'un homme qui n'a jamais estimé que le mérite et n'a jamais prodigué ses assurances d'amitié.

Ce que vous voulez faire pour M. Richter, ne peut que me faire beaucoup de plaisir. C'est un très brave homme, et sa plume est estimée en Allemagne, comme je le vois par les journaux. Je vous en aurai une très réelle obligation. Je viens de rentrer en ville, ayant passé l'été à la campagne, et je n'ai pas encore vu M. Richter pour lui apprendre la bonne nouvelle. Il sera assurément bien sensible à votre bonté, ainsi que je le suis à cette preuve de votre amitié, mon très cher Baron.

Ce que vous me dites sur le caractère de votre bon prince, me charme et réjouit, parce que je désire sincèrement, avec tous les bons Russes, le bonheur de la charmante grande-duchesse Marie, dont tout le monde dit tant de bien. Nous devons beaucoup à l'Allemagne, parce qu'elle nous a donné la grande Catherine; mais nous nous acquittons de cette dette, en lui donnant des bonnes et des belles princesses.

Comme vous passez l'hiver à Pétersbourg, j'espère, mon cher ami, que vous m'écrirez de temps en temps, et que vos lettres ne resteront pas toujours 6 semaines en route.

La poste part, et je suis pressé de vous faire savoir combien je vous suis attaché, et combien votre amitié est précieuse pour mon coeur. Adieu, mon très cher Baron. Dans une autre lettre je vous parlerai de mes occupations et projets litéraires, et je vous indiquerai

le moyen le plus facile d'apprendre le russe, à vous qui savez si bien tant de choses, et surtout être ami. Je vous embrasse du fond de mon ame.

Karamsin.

Moscau, le 17 décembre 1803.

Mon très cher Baron et ami!

Je commence par vous remercier très sincèrement, et du fond de mon ame, de ce que vous avez bien voulu faire pour M. Richter. J'y suis extrêmement sensible, et j'en garderai le souvenir pour toujours. M. Richter ne manquera pas de témoigner au Duc sa profonde reconnaissance, ainsi qu'à vous, mon cher ami.

Les rigueurs de l'hiver qui se font sentir depuis quelques jours, me font craindre pour votre santé. J'en suis victime moi-même, et je vous écris de mon lit. Malheureusement, nous avons imité les étrangers et nous aimons les cheminées qui sont pernicieuses dans notre climat. Nos ancêtres, avec leurs poëles à la russe, se portaient beaucoup mieux; mais nous nous refroidissons sans cesse à force de nous griller à la cheminée.

Je vous prie, mon cher ami, d'avoir plus de confiance en nos postes; je vous assure qu'elles sont très exactes et que les lettres ne se perdent presque jamais. Sans la précaution que vous avez prise, d'ajouter de l'argent à votre lettre, je l'aurais reçue quelques

jours plus tôt. Pour vos 25 roubles je vous enverrai demain du thé bien bon, à ce que je crois.

Vous savez déjà peut-être, que l'Empereur vient de m'accorder une pension de 2000 roubles en qualité d'historiographe. Je renonce à mon journal pour ne m'occuper que de nos annales. — Après cette nouvelle je vous en donnerai une autre, plus importante pour le bonheur de ma vie. Après avoir été plongé dans la plus profonde tristesse pendant 18 mois, je me retrouve un coeur encore sensible au plaisir d'aimer et d'être aimé. Une jeune personne, belle et bonne, m'a promis d'avoir de la tendresse pour moi, et j'espère devenir son époux dans quelques semaines. Sûr de votre amitié, je suis aussi sûr de la part que vous prendrez à ce changement de mon sort. J'ose encore espérer d'être heureux; la Pvovidence fera le reste. Je ne sais qu'une chose; c'est que je ne pourrais que languir sans un attachement de cette espèce. Ma première femme m'adorait: celle-ci aura peut-être beaucoup d'amitié pour moi, et cela suffira.... Je finis, mon très cher et respectable ami. Je ne suis pas bien. J'espère me porter mieux et vous écrire plus.

Tout à vous,

Karamsin.

[M. le 10 février 1804.]

Mon très cher ami!

Je me suis marié, et je recommande ma femme à votre précieuse amitié; elle en est digne, car elle a bien des qualités estimables. Je lui ai confié mon sort, et j'espère que je ne m'en repentirai jamais. Oui, mon cher Baron, un homme de lettres, attaché par ses occupations à sa maison, sent plus vivement que les autres la nécessité d'avoir une compagne douce et fidèle. Il ne faut pas penser à une parfaite félicité dans ce monde; mais il faut tâcher d'y être bien aussi longtemps qu'on vit.

Je sais que vous êtes extrêmement occupé. Je crois que notre princesse Marie est déjà la vôtre. Tous les bons Russes espèrent que le Ciel bénira cette union. Il n'y a qu'une seule voix sur les qualités aimables de la charmante princesse. Votre prince doit être très bon, parce que vous lui êtes attaché.

Je vous remercie du plaisir que j'ai eu à lire la nouvelle tragédie de Schiller. C'est un homme de génie dont les ouvrages ne peuvent qu'intéresser beaucoup tous ceux qui s'entendent au beau. Mais je vous avoue que je ne goûte point sa *grécomanie*. C'est revenir à l'enfance de l'art que de vouloir introduire de nouveau les choeurs dans la tragédie. L'esprit humain fait des progrès sous tous les rapports, et ceux qui veulent

servilement imiter les Grecs, font des pas retrogrades. J'aime Homère, parce qu'il me peint si bien les moeurs et l'esprit de l'antiquité; mais celui qui, dans le 19me siècle, voudrait faire une seconde Iliade, ferait la chose la plus ridicule.

Vous m'avez parlé de l'ouvrage de M. Chichkow: je l'ai lu. Quoique sûr de votre amitié et de la bonne opinion que vous avez de moi, je n'ai pas le courage de vous dire franchement mon avis sur ce gros volume: je suis trop bon Russe pour cela. Mais je vous remercie, mon cher ami, du joli mot que vous m'avez dit à cette occasion.

Avez-vous reçu le thé que je vous ai envoyé? L'avez-vous trouvé bon? Comptez-vous passer le printemps à Pétersbourg? Voyez-vous souvent M. Storch? Et se rappelle-t-il de moi?

Ma femme ne vous écrit pas, parce que dans ce moment elle n'est pas au logis; mais je vous aime tant, et je lui parle de vous d'une manière si peu commune, qu'elle désire beaucoup de faire votre connaissance.

Adieu, mon très cher ami. Vous m'avez trop bien prouvé la délicatesse de votre amitié pour que je n'y sois pas extrêmement sensible et ne m'en glorifie pas à mes propres yeux. Je vous embrasse du fond de mon ame, et je vous prie de me rappeller au souvenir de votre charmante épouse, quand vous lui écrirez. J'ai changé de quartier, et je demeure actuellement dans

la maison du Prince André de Wiasemsky à la Préchistinka.

Tout à vous,

Karamsin.

Moscou, le 17 avril 1804.

C'est avec infiniment de plaisir que j'ai reçu, lu et relu votre charmante lettre, mon très cher et respectable ami. Je suis sûr que mon bonheur vous intéresse, et les choses obligeantes que vous me dites par rapport à ma femme, prouvent la bonté et la délicatesse de votre ame. Oui, mon cher Baron, je n'ai qu'à remercier la Providence de mon état actuel qui ne me laisse presque rien à désirer. Une femme bonne et tendre, qui a de l'esprit, des principes, est un vrai trésor sur la terre; vous le savez mieux qu'un autre, parce que vous le possédez vous-même. Quand on est détrompé sur les illusions qui enchantent la jeunesse, on apprend à apprécier le bonheur domestique comme la plus vraie de toutes les jouissances. Cependant j'ai quelquefois des momens mélancoliques. Je ne pourrai jamais oublier ma première épouse, ni penser à elle sans attendrissement. Heureux celui qui peut regarder les tombeaux sans se rappeller le bonheur qu'ils nous ont enlevé! Les souvenirs nous font trembler pour les biens que nous avons encore. Il est possible de se mettre au-dessus de la crainte de mourir; mais comment ne pas

craindre la puissance de la mort sur tout ce qui nous est cher? Laissons ces tristes idées et parlons d'autres choses.

Vous voulez être instruit sur mes projets litéraires: je n'en ai qu'un seul — celui de donner à mes bons compatriotes une histoire supportable de notre patrie; mais ce plan et les moyens de son exécution absorbent toutes les facultés de mon ame. J'adore ma femme, mais il faut être utile au monde et savoir s'occuper. Notre bon Empereur m'a accordé une pension de 2000 roubles; il faut que je justifie son bienfait. Les archives et les bibliothèques me sont ouvertes; j'espère que le génie qui préside aux succès litéraires, ne me refusera point son assistance, et que ma santé supportera le travail auquel je me suis voué avec plaisir.

J'ai bien sincèrement regretté la mort des grands hommes que l'Allemagne vient de perdre. Les philosophes admirèrent toujours la profondeur des idées de Kant, et les amis des lettres liront toujours avec plaisir les ouvrages de Herder. Je me félicite de les avoir vus tous les deux, et je conserverai leur image au fond de mon ame.

Vos pensées sur la vie qu'on mène à la cour, sont aussi vraies que bien exprimées. Vous avez éprouvé et senti ce que je devinais au coin de mon feu, loin de cette gêne brillante et de cet extérieur superbe qui rompt les yeux sans tromper le coeur d'un homme sensible et

sensé. Je fais des voeux pour l'accomplissement des vôtres, mon cher ami. Puissiez-vous rejoindre bientôt ceux qui vous sont chers et trouver, après une si longue absence, des nouveaux charmes à l'amitié, à l'amour conjugal et paternel, enfin à tous les biens que vous avez quittés à Weimar!

Il me serait bien doux de vous voir à Pétersbourg, mais bien des circonstances m'obligent à rester là où je suis: d'abord ma femme aime trop son père pour vouloir s'en séparer, et je suis dans le même cas par rapport à elle; et puis mon travail m'attache à Moscou, parce que nos archives se trouvent ici. Mais avec quel plaisir je vous embrasserais, et vous entendrais parler de ce qui se passe sur la grande scène du monde que vous connaissez si bien!

Les affaires de Paris sont bien affligeantes pour tous ceux qui ne sont pas méchans. Je hais la terreur et les terroristes; je n'aime pas les conspirateurs non plus; mais il est si beau, si grand d'être au-dessus de la vengeance! Buonaparte n'a pas voulu de cette gloire ....

M. Caraffe a été chez moi sans me voir, et j'ai été chez lui sans le trouver; mais j'espère que je parviendrai à faire sa connaissance. — Adieu, mon très cher ami. Je finis par vous embrasser tendrement et vous remercier *de la part de ma femme*, de tout ce que vous avez bien voulu dire d'obligeant sur son compte. Vous

savez que les femmes sont curieuses : jugez, combien on désirerait vous voir et connaître ! D'ailleurs ma femme vous connaît assez pour vous estimer beaucoup.

Terre d'Osta fièwo, à 25 werstes de Moscou,
le 1er octobre 1808.

Très cher et très respectable ami !

Votre charmante lettre a fait tant de plaisir à mon coeur. Vous savez si bien être ami : ne me croyez pas ingrat. Non, je ne pourrai jamais oublier un ami tel que vous. Tant de souvenirs agréables s'attachent dans mon esprit à l'idée de notre liaison, formée au milieu des troubles de Paris qui ne nous empêchaient pas de jouir paisiblement de tout ce qui intéresse un coeur sensible et une imagination vive et un peu romanesque. Vous m'avez donné depuis encore bien de preuves touchantes de votre amitié. Tout cela est gravé au fond de mon ame.

Si je ne vous écrivais pas, c'était par une espèce de délicatesse : je vous supposais trop occupé d'affaires; mais je faisais toujours des voeux pour votre bonheur et celui de votre pays, qui vous est si cher. Que de fois je me suis demandé, où vous pouviez être, ce que vous pouviez penser et faire dans un tel ou tel cas ! Vos intérêts politiques étaient les mêmes, et nos sentimens aussi : j'en suis sûr. Que de jours tristes, que

de nuits agitées j'ai passé pendant cette guerre qui a coûté tant de sang et tant de pleurs à l'humanité! Je croyais voir Weimar et lire dans votre coeur. Comme historien, je m'occupe du passé; mais le présent y tient, et l'avenir dépend de ce dernier. J'aime tant mon pays! Jugez, si je suis indifférent à ce qui se passe sur le grand théâtre du monde politique.

Votre zèle et votre activité sont donc occupés à réparer le mal que votre bon pays a dû souffrir? C'est une noble destinée. Il est triste de faire le mal; il est doux d'en effacer les traces.

Vous voulez que je vous parle de ma famille, et vous n'avez pas voulu faire de même: Vous ne m'avez rien dit sur Madame la Baronne de Wolzogen, que j'estime tant comme digne épouse de mon ami et comme auteur de si jolis ouvrages, dont sa plume a enrichi la litérature allemande. Malgré cela je vous dirai, que je suis parfaitement heureux au sein de ma famille: que j'ai une épouse chérie et digne de l'être par ses qualités; que nos trois petites filles et notre petit fils nous font beaucoup de joie. Ajoutez à cela mes occupations litéraires, et jugez si je peux avoir des momens vides! J'écris l'histoire: que de recherches je dois faire, que de choses j'ai à combiner! Hélas! la vie est trop courte! Je suis déjà parvenu jusqu'au quatorzième siècle, mais je ne veux encore rien publier avant trois ou quatre ans. J'aime mon travail, j'aime à secouer

les tombeaux, pour ranimer les cendres de nos ancêtres, et l'apparition de leurs ombres sacrées fait jouir mon ame.

Je n'ai pas eu la satisfaction de voir le porteur de votre lettre, car il ne m'a pas trouvé à Moscou; nous sommes encore à la campagne. J'aurais été charmé de le connaître et de parler de vous. Je lirai avec beaucoup de plaisir le discours de Bergasse, et je vous en remercie d'avance.

Adieu, mon très cher et digne ami. Loin de vous, je vous regarde: les yeux de l'amitié sont perçans, bien servis par l'imagination et par les souvenirs. Si vous voulez aussi quelquefois me voir de cette façon, ne me cherchez pas dans *le grand monde*, qui m'est presque étranger, mais à côté de ma femme, au milieu de nos enfans et entouré de vieux manuscrits: voilà ma sphère. Si vous m'écrivez de temps en temps, j'en serai charmé, car je vous aime et vous estime du fond de mon ame. Ce doux sentiment m'accompagnera jusqu'à la fin de mes jours. Adieu. Karamsin.

XXIX.

Geheimerath Storch*

an Wilhelm v. Wolzogen.

5. Nov. [Petersburg, 1803.]

Ihren Brief habe ich erhalten, Ihre Commiſſion beſorgt, und es bleibt mir nichts übrig, als Ihnen für Ihre wahrhaft freundſchaftliche Theilnahme zu danken. Doch das darf nicht mit Worten geſchehen. Sollten Sie glauben, mein theurer Freund, daß ich in meiner warmen bequemen Wohnung, im Schooß meiner Familie, in den Armen der ſeligen Göttin Farniente — mich oft nach G. zurückgewünſcht habe; doch nicht nach G. nur zu Ihnen, zu dem edeln Wolzogen, an deſſen hellem Kopfe und wohlwollendem Herzen ich mich ſo gern erwärme. Wie freue ich mich auf den Augenblick, der uns wieder vereinigen wird! Er kann nicht mehr entfernt ſein. Ich habe Befehl erhalten hier zu bleiben, da ich eben im Begriff war, nach G. zurückzukehren. Der Winter hat

* Geb. zu Riga 1766, geſt. zu Petersburg 1835, Lehrer der kaiſerlichen Kinder, Vorleſer der Kaiſerin-Mutter.

ſich in ſeiner ganzen Pracht und in ganzem Ernſte eingeſtellt. Die Newa iſt dieſe Nacht zugefroren. Sie können auf Schlitten zurückkehren.

Klingern habe ich nicht geſprochen. Die erſten Tage hütete ich das Zimmer und nachher ſtand die Brücke nicht mehr. Von ſeiner Frau habe ich aber faſt täglich Nachricht durch ihren Arzt, der auch der meinige iſt, ſie befindet ſich in der Beſſerung.

Meine ehrerbietigſte Empfehlung an die Gräfin, meinen herzlichſten Gruß an Poletika, und meine freundſchaftlichſte Umarmung für Sie! Storch.

St. Petersburg, 20. December 1804.

Diesmal, mein theuerſter Freund, erhalten Sie nur einen ſehr kurzen Geſchäftsbrief von mir, weil die Zeit drängt und ich die vorhabende Angelegenheit nicht auf den folgenden Poſttag verſchieben kann.

Die 13. Lieferung meines Journals enthält die diplomatiſche Correſpondenz zwiſchen Rußland und Frankreich, mit einer Einleitung, die vielleicht in den churſächſiſchen Staaten die Cenſur nicht paſſiren wird. Ich habe Hn. Hartknoch gerathen, ſich in dieſem Falle an Sie zu wenden, und bin überzeugt, daß Sie die Erlaubniß zum Druck in den Weimariſchen Landen ohne Schwierigkeit bewirken werden.

Daß ich als Herausgeber bei dieſer Sache nur das Organ eines höhern Willens bin, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, und ergibt ſich auch aus der Sache ſelbſt. Ebenſo habe ich

auch nicht nöthig, Ihnen Eile und Verſchwiegenheit anzuempfehlen.

Unſre Weltumſegler ſind nach einer der glücklichſten Reiſen die ſich denken laſſen, in Kamtſchatka angelangt, ich habe von dorther durch Dr. Espenberg die Beſchreibung der Reiſe erhalten, und ſie J. M. der Kaiſerin Mutter vorgeleſen. Sie hat Ihr ſo viel Vergnügen gemacht, daß Sie mir befohlen hat, eine Abſchrift davon an J. K. H. die Erbprinzeſſin zu ſenden. Haben Sie die Gefälligkeit, die liebenswürdige Prinzeſſin davon zu präveniren, und Ihr meine gränzenloſe Verehrung und Anhänglichkeit zu Füßen zu legen. Von ganzem Herzen der Ihrige.

Storch.

St. Petersburg, 30. October 1805.

Sie fordern mich auf, mein theurer Freund, mich zuweilen ſchriftlich mit Ihnen zu unterhalten. Das iſt eine ſchwere Forderung an einen Mann, der unter der Laſt ſeiner Berufs- und freiwillig übernommenen Geſchäfte beinahe erliegt, und deſſen Augen ihm nachgerade ihre Dienſte zu verſagen anfangen. Sie können nicht glauben, wie viel ich an dieſem edelſten aller Sinne leide, und welche Anſtrengung es mich oft koſtet, nur ein paar Seiten zu ſchreiben. Überdem würden dieſe ſchriftlichen Unterhaltungen ſchwerlich den Reiz haben, den Ihr geiſtvolles Weſen und Ihre warme Theilnahme an allem Menſchlichen in unſre mündlichen Unter-

redungen legte; mir würde der Zunder fehlen den Sie hergaben. An Stoff zur Unterhaltung fehlt es freilich nicht, den liefert die Zeit reichlich und interessant genug; aber seine Bearbeitung setzt ein vis-à-vis am traulichen Kamine und die Abwesenheit lästiger Zeugen voraus. Welchen Schicksalen geht die arme Menschheit nun wieder entgegen? Und was wird das Resultat dieser neuen Gährung sein? Gott weiß nach allem was unter unsern Augen vorgeht, liegt mir das Fürchten näher als das Hoffen. Diese Krisis derangirt denn auch manche Entwürfe in höhern und niedern Regionen, deren Ausführung so nahe und gewiß schien. Auch unser Klinger, der seit einiger Zeit bestimmter als je von seiner Abreise sprach, hat diesen alten Lieblingsplan vorläufig ganz aufgeben müssen, was seiner Frau zur großen Beruhigung gereicht. Ich lebe im alten Gleise fort und finde mich immer glücklicher, jemehr ich von der Wirklichkeit abstrahire und mich in einen idealen Zustand der Dinge versetze. Der Verlust, den ich bei Ihrer Anwesenheit durch den Tod meines Sohnes erlitt, ist durch die Geburt eines zweiten ersetzt, insofern so etwas ersetzt werden kann. Ich habe das Glück, die seltenen Geistes- und Herzensanlagen der liebenswürdigen Großfürstin immer mehr reifen zu sehen, und der Genuß, den mir das gewährt, entschädigt mich reichlich für alle Unbequemlichkeiten meiner Lage. In unserm Rußlande geht es auf der einmal betretnen Bahn immer weiter fort, und die Fortschritte werden mit jedem Jahre immer merklicher. Die Vorurtheile verlieren sichtbar ihre Kraft, und dadurch

gewinnt das Gute, was geſtiftet wird, eine freundlichere Aufnahme. Sie verſtehen mich und das iſt genug.

In der mir übertragenen Sache des Herrn von Ulmenſtein werde ich thun, was ich kann; leider aber iſt der Zeitpunkt nicht der günſtigſte, und vor der Zurückkunft des Fürſten Tſchartoryſky kann gar nichts angefangen werden. Für dieſe Gefälligkeit erbitte ich mir von Ihnen eine andere. Ich wünſchte auf ein Exemplar der angekündigten neuen Ausgabe von Goethes Schriften auf ſchön Druckpapier zu pränumeriren. Wollten Sie wohl die Güte haben, die 7 Laubthaler auszulegen, die die Vorausbezahlung beträgt. Die Lieferung hieher würde Hartknoch beſorgen können. Werden wir nicht auch bald eine vollſtändige Sammlung von Schillers Werken erhalten? — An welchen Verluſt errinnert dieſer Name! Was müſſen Sie gelitten haben, als er Ihnen entriſſen ward.

In dem kleinen Zirkel Ihrer hieſigen Freunde lebt Ihr Andenken fort, und wir Alle hoffen Sie bald wieder einmal hier zu ſehen. Das hätte vielleicht künftigen Sommer eintreffen können, wenn in Deutſchland unter den Fürſten Ein Sinn geweſen wäre. So aber wird ſich wohl ſchwerlich eine Veranlaſſung darbieten, die wichtig genug wäre, um Ihren Erbprinzen und ſeine Gemahlin aus ihrem Elyſium an die Geſtade des finniſchen Meerbuſens zu locken.

Ich muß mein rhapſodiſches Geſchwätz ſchließen, weil Geſchäfte mich abrufen. Vergeſſen Sie mich auch in der Entfernung nicht. Storch.

XXX.

Generalmajor v. Klinger*

an Wilhelm v. Wolzogen.

Petersburg, 1. Decbr. 1803.

Ich danke Ihnen, mein Freund, für Goethes Werk, das ich morgen, wenn kein Dämon dazwiſchen kommt, zu leſen hoffe. Indeſſen habe ich gar keine Urſache weiter mit Ihnen im Streite zu ſein, — da ich Sie eigentlich nicht ſehe noch geſehen habe, und Sie wahrſcheinlich uns verlaſſen werden, ehe ich Sie geſehen habe. Im Zorn der Freundſchaft Ihr

K.

Ich erwarte Sie, mein Theuerſter, nach Becks Äußerung auf Morgen, mit unſerm Hofrath Voigt. Indeſſen freue ich mich, Ihnen ſagen zu können, daß ich um 6 Uhr dieſen Morgen nichts von Ihnen erhalten, und Ihnen ſchon den Proceß gemacht habe, aber auf eine ſehr humane Art.

---

* Fr. Max. v. Klinger, geb. 1753 zu Frankfurt, unter den Wortführern der Sturm- und Drangperiode deutſcher Literatur, ſeit 1780 in Petersburg in hohen Militär- und Civilſtellen, am Ruſſiſchen Hofe ein freier Mann, geſt. 1831.

Ich hoffe Sie werden alles dadurch gut machen, daß Sie mich diesen Abend besuchen, und morgen gewiß kommen, woran kein Zweifel mehr sein darf. Ihr Klinger.

---

18. April 1804.

Ich übersende Ihnen den Guibert, und bitte Sie, dem Überbringer die Manuscripte sammt und sonders mitzugeben. Herr Voigt hat mir gesagt, daß Sie befreit sind. Wollen Sie meinem Manne sonst noch etwas geben, er kann es tragen. Freundlichen Gruß und noch mehr von Ihrem

K.

XXXI.

A. v. Kotzebue

an Wilhelm v. Wolzogen.

Weimar, 10. September 1803.

Hochwohlgeborner Herr Baron!

Verehrungswürdiger Herr Oberhofmeiſter!

Daß ich Ew. Excellenz ſchon lange als einen Mann von Geiſt und Herz verehrt habe, ſende ich wahrlich nicht als Schmeichelei voraus, ſondern blos um anzuzeigen, worauf ſich mein Vertrauen zu Ihnen gründet. In dieſem Vertrauen bin ich noch mehr durch das gütige Wohlwollen befeſtigt worden, mit welchem Sie mich vor dem Poſthauſe in Liefland empfingen, und ſo ſei es denn in Gottes Namen gewagt, meinen Wunſch an Ihr edles Herz zu legen.

Wahrſcheinlich wird der Frau Großfürſtin Maria, ſowie ihren Schweſtern, ein trésorier mitgegeben werden. Sein Gehalt iſt mäßig, ſein Rang geringer als der, welchen ich bereits behaupte; aber meine Verhältniſſe in Weimar und meine Anhänglichkeit an mein Vaterland haben den Wunſch in mir erzeugt, dieſe Stelle zu erhalten.

Ich habe mich deshalb an die verwittwete Kaiſerin ſelbſt,

an die Frau Gräfin Liewen, an den Baron Nicolai und an meinen Freund Storch gewandt. Ich habe unter anderm in meinem Brief an die Kaiserin gesagt: ich sei überzeugt, der Weimarische Hof werde diese meine Anstellung nicht ungern sehen. Diese meine Vermuthung gründet sich theils auf die Güte, mit welcher unser biederer Herzog mich jederzeit aufgenommen, theils auf die Voraussetzung, daß er wirklich in einem Posten (der, seiner ursprünglichen Verfassung zufolge, mancherlei Einfluß hat, und von einem eigensinnigen Menschen verwaltet, wohl zuweilen dem Hofe lästig werden kann) lieber einen Mann sehen wird, der sein geborner Unterthan und ihm mit Leib und Seele längst ergeben ist, als einen Fremden, den dann und wann die Lust anwandeln könnte, sich in Petersburg durch unzeitigen Diensteifer ein air d'importance geben zu wollen.

Aus allen diesen Gründen schmeichle ich mir, Ew. Excellenz werden, wenn, wie ich vermuthe, die Kaiserin oder die Gräfin Liewen sich nach mir erkundigen sollten, mir ein günstiges Zeugniß nicht versagen. Sie darum zu bitten, ist die Veranlassung dieses Briefes. Erlauben es Ihre Verhältnisse, auch unbefragt etwas zur Erreichung meines Wunsches beizutragen, so lebe ich der frohen Hoffnung, Sie werden es nicht verschmähen, sich einen glücklichen, und ich darf sagen, guten Menschen für immer dankbar zu verbinden. — Obgleich mein Rang mir bereits den erblichen Adel ertheilt, so habe ich doch, um auch in dieser Hinsicht allen etwanigen Hindernissen vorzubeugen, auch noch für ein Diplom gesorgt:

Das Einzige, was mir vielleicht im Wege ſteht, iſt ein Vorurtheil, welches die Gräfin Liewen gegen mich hegt. Sie iſt nehmlich vor 16 Jahren von meiner Stiefſchwiegermutter, der Generalin von Eſſen, gegen mich eingenommen worden. Dieſe Frau hatte theils ihre Stieftochter bereits einem Grafen Manteuffel zugeſagt, theils war ſie erbittert über den Spott, den ich zuweilen in jugendlichem Übermuth, über ihr ſkandalöſes Leben ausgoß; ſie rächte ſich, indem ſie mich bei der Gräfin Liewen verleumdete. Indeſſen hoffe ich, dieſe verjährten Tracaſſerien werden keinen Einfluß weiter haben, und ich habe mich deshalb gegen die Gräfin Liewen ſchriftlich expectorirt. Wenn nun vollends Ew. Excellenz mir das Zeugniß ertheilen, daß ich kein unmoraliſcher Menſch bin, ſo denke ich, ſoll Alles gut gehen. Die Großfürſtin ſelbſt iſt mir gewogen, das weiß ich.

Nun habe ich mein Herz vor Ew. Excellenz ausgeſchüttet und bin ruhig. Ich hoffe viel von Ihrer Güte; ſollte aber vielleicht Ihre Lage Sie verhindern, Etwas für mich zu thun, ſo ſein Sie überzeugt, daß meine getäuſchte Hoffnung keinen Einfluß haben wird auf die innige Hochachtung und Verehrung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein Ew. Excellenz ganz gehorſamſter Diener A. v. Kotzebue.

XXXII.

J. G. Fichte

an Wilhelm v. Wolzogen.

Berlin, 18. August 1804.

Ew. Excellenz beide Briefe vom 23. und vom 31. Juli habe ich an demselben Tage, nehmlich den 14. dieses, nebst dem Inhalte, empfangen. Heute ist der erste Posttag seitdem, und ich eile, Sie und Ihre hohe Committentin zu beruhigen. Auf einem andern Wege ausführlicher, auf dem gegenwärtigen Wege rechne ich, daß mein Brief durch die Ihrigen seine Erklärung erhalten werde.

Ihr Auftrag ist nehmlich ganz Ihren Wünschen gemäß besorgt, und morgen oder spätestens übermorgen werden die beiden verlangten Stücke versendet, und, wie ich denke, spätestens den 8. Sept. am Orte ihrer Bestimmung eintreffen.

Nr. 1 wird, da es in allen Häusern dieser Art von Zeit zu Zeit gebraucht worden, seiner Bestimmung entsprechen, besonders, wenn, wie ich aus einer Stelle schließe, vorzüglich auf Feuer- und Dampfbeständigkeit gerechnet sein sollte, so ist gerade darin seine Stärke. Ein Nr. 2 hat sich gleich-

falls gefunden, das aus dem besten hiesigen Hause der Art von derselben Stelle, die es dort einnehmen soll, weggenommen wird. Es ist vorläufig nur noch folgendes zu erinnern und durch Ihre Sorgfalt bei der Committentin vorzubereiten:

1) Nr. 2 kann nicht blos zum Ansehen verschickt, sondern es muß *behalten* werden, weil es hier nicht wieder her darf; auch auf eine Weise, die ihm gegen hier *vortheilhaft* sei, gesetzt werden. Ich bin durch die Natur des Geschäfts, das außerdem gar nicht hätte gemacht werden können, genöthigt gewesen, mein Wort sogar in einem *bestimmten* Maße, das ich mit dem nächsten angeben werde, darauf zu geben, und rechne festiglich auf Sie, daß Sie es in meinem Namen halten.

2) Das *Angewiesene* geht, auch nach des Herrn v. Alopäus Rechnung, mit dem ich aus der Sache zu sprechen genöthigt gewesen, besonders da nun 2 Stück sind, und 3 Pferde gebraucht werden, mit der vorgeschriebenen Art des Transports und der Conservation während desselben völlig auf, und hat nicht angegriffen werden können. Nun war aber einiges für Emballage und andere geheime Ausgaben nöthig, auch mußte zu einem leicht zu errathenden Behuf Provision hier bleiben. Ich habe zu Deckung dieser Ausgaben nicht ohne einige Mühe von Herrn v. Alopäus 150 Thlr. Pr. Ct. erhalten, und mein Wort geben müssen, daß Sie *selbst für Ihre Person* (Sie verstehen mich, die Großen haben nicht immer den größten Credit) für baldmöglichstes

Remboursement sorgen würden. Ich rechne festiglich darauf, daß Sie aus Güte gegen mich dieses mein Wort lösen.

Ist Ihnen bekannt, daß Schiller nebst Frau und beiden Söhnen diesen Frühling hier gewesen; daß Frau v. Schiller vor kurzem mit einer Tochter in die Wochen gekommen; daß hier aus guten Quellen versichert wird, Schiller werde auf ansehnliche Bedingungen hier engagirt werden die Winter zuzubringen, und damit nächsten Winter anheben? Hochachtungsvoll empfiehlt sich zu Ew. Excellenz Gewogenheit

Fichte.

Ew. Excellenz habe ich die Ehre hierdurch den Professor an der hiesigen Akademie der Künste, auch der Königl. Kammer, und der Akademie der Wissenschaften, pensionirten Mechanikus, Herrn Resener, vorzustellen. Er hat den Spinnmeister aus der hiesigen Cohersschen Spinnfabrik, welche für die beste unter den hiesigen gilt, vermocht die Reise mit ihm zu machen.

Die von Ew. Excellenz vorläufig gemachten Bedingungen, in deren mehrern er, so wie ich, Ihre gütige und wahrhaft väterliche Sorgfalt für sein Wohl anerkennt, habe ich ihm bekannt gemacht, und er hat sie mit folgenden Modificationen acceptirt:

1) Hofft er im Falle des Nichtengagements, daß ihm, außer der freien Station und den bestimmten Kosten der Rückreise, noch die mechanischen Arbeiten, die er allenfalls bei der Fabrik anfertigen sollte, verhältnißmäßig besonders

bezahlt, auch ihm eine angemeſſene Zeitentſchädigung gereicht werde; welche Bitte ich um ſo billiger finde, und ſie mit der meinigen unterſtütze, da er eben zu einer vortheilhaften Arbeit allhier Auftrag hatte, auch eine Frau und ſechs unmündige Kinder in Berlin unverſorgt zurückläßt.

2) Behält er ſich im Falle des Engagements noch vor, nach Ermeſſen der Arbeit, und der Koſten des Lebens in Petersburg, über die jährliche Gage noch beſonders zu unterhandeln; wie denn auch Ew. Excellenz ſelber ihm dies offen behalten haben.

Inwiefern er ſelber ſeines Orts die vorläufigen Bedingungen erfüllt habe und den fernern Hoffnungen von ihm entſprechen werde, iſt nun an ihm an Ort und Stelle durch die That zu beweiſen. Was ferner den Spinnmeiſter anbelangt, ſo hat Prof. Reſener denſelben unter keiner andern Bedingung aus ſeinem ſichern und ihm genügenden Poſten (er verdiente die Woche gegen 5 Rthlr.) bringen können, als durch das heilige Verſprechen, daß er dort wirklich ein Unterkommen, das nicht unter 300 Rthlr. betrüge, finden würde; und ich habe durch Ew. Excellenz Auftrag, und die Eile, mit der das Geſchäft ausgeführt werden mußte, mich für autoriſirt gehalten, ihm auf mein Wort jenes Verſprechen geben zu laſſen. Ich halte mich feſt überzeugt, daß bei dieſer Lage der Sachen Ew. Excellenz unſere Schritte billigen und unſere übernommene Verbindlichkeiten als Ihre eigne anſehen werden. Brauchbar wird der Mann, ſowie ſeine Familie, auf alle Fälle ſein.

Noch gebe ich mir die Ehre, Ew. Excellenz folgendes vorzutragen:

1) Außer den erhaltenen 150 Ducaten, die nach unserer Rechnung für die Reise aufgehen konnten und darum unangegriffen bleiben mußten, sind für einige unentbehrliche Bedürfnisse zur Reise, geheime Ausgaben in Spinnfabriken, und zum Unterhalt beider Familien während der Abwesenheit der Männer noch 150 Rthlr. nöthig gewesen, die ich auf die Ew. Excellenz in meinem letztern gemeldete Weise aufgebracht. Ich hoffe, daß dieselben durch die versprochene besondere Vergütigung der Reise des Spinnmeisters, die nun gänzlich aus Herrn Reseners Reisegeld bestritten worden, mehr als gedeckt sein werden.

2) Ich habe für den Unterhalt der beiden zurückgebliebenen Familien das Allerunentbehrlichste nur bis den 22. Sept. zurückbehalten; und es ist durchaus nöthig, daß bis den erwähnten Tag Hülfe von den Männern, von Petersburg aus, eintreffe. Darf ich es wagen, Ew. Excellenz selber unmittelbar diese Sorge mit an Ihr großmüthiges Herz zu legen?

3) Einen Punkt der mich betrifft. Der Wagen in dem R. reist, ist mein, und von einem Kenner desselben über 100 Rthlr. an Werth geschätzt. Entweder behält R. den Wagen, auf den ich 9 Dukaten erhalten habe, und übermacht mir noch 17 Duk., oder, was mir weit lieber, Ew. Excellenz finden Gelegenheit, ihn mir zurückzuschicken, wo er mir in statu quo wie ich ihn R. übergeben, *externo* überliefert

wird, ich aber für die nothwendige deteriorationem *internam* die erhaltenen 9 Duk. behalte.

Mein eigner innigſter Dank an Sie, daß Sie auf meine Empfehlung ſo gütige Rückſicht genommen, verſteht ſich, und ich zolle Ihnen denſelben ſo gern. Meineken habe ich denſelben Tag, da ich Ihr Schreiben erhielt, den Auftrag gemeldet, und werde zu ſeiner Zeit den Herrn v. Alopäus erſuchen, den Transport zu beſorgen. Zu viele Geſchäfte auf einmal habe ich dem ohnedies ſehr beſchäftigten Manne nicht machen wollen.

Haben Sie Hoffnung, daß Sie die Rückreiſe über Berlin nehmen, und darf ich mich darauf freuen, Sie dann zu ſehen? — Eine alte Bekannte von Ihnen, die Frau von Kalb, hat ſich ſeit einiger Zeit in Berlin niedergelaſſen, und lebt mit mir, wenn auch nicht in Einer Wohnung, doch unter Einem Dache, und wir ſehen uns täglich.

Laſſen Sie mich Ihrer Wohlgewogenheit empfohlen ſein.

Fichte.

Berlin, 3. Sptbr. 1804.

Möge Ew. Excellenz dieſer, bei einer ſehr heterogenen Gelegenheit geſchriebene Brief noch in Petersburg antreffen. Mancherlei Beſſeres als einen Ruf nach Charkow hätte ich vielleicht zu erwarten gehabt. Ich habe ihn heute in der vorläufigen optima forma erhalten, und antworte mit derſelben Poſt dem Herrn v. Karuſin, Director der Kanzlei der Lehranſtalt, alſo, daß

ſtatt der angetragenen 2000 R. 3000 Penſion und des angetragenen Reiſegeldes à 800 R. 1000 gereicht werden möchte.

Dies habe ich nun lediglich gethan, um in meiner jetzigen ſonderbaren Lage, da meine Perſon einmal verkäuflich geworden iſt, und zwei Käufer, d. i Bayern und Preußen unterhandeln, den dritten nicht abzuweiſen, damit ich denn doch nur um einen nennbaren Preis abgehe. Meine wahre Meinung aber in Beziehung auf Rußland iſt dieſe: Sollte etwa die ruſſiſche Lehranſtalt glauben, daß ich in dieſen Dingen etwas vermöchte; ferner, ſollte ſie finden, daß ſie bei ihren Verſchreibungen aus Deutſchland bis jetzt nicht die beſten Subjecte getroffen, glauben ferner, daß ich das literariſche Deutſchland ein wenig kenne, beſſer nehmlich als ſie, und in dieſem Betracht mich zum Mitglied der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften, mit dem Auftrage über Dinge dieſer Art Rath zu geben und Correſpondenz zu führen, nicht unter 4000 R. Gehalt und was daran hängt, anſtellen wollen, ſo würde ich der ihrige ſein bis an den Tod.

Träfe dieſer Brief Sie in Rußland oder nicht, ſo haben Sie die Güte, dieſen Gedanken — falls Sie von ſich ſelber ihn denkbar finden — am rechten Orte anzubringen. Alles was in meiner Lage dem Widerſprechendes ſich ergeben ſollte, werde ich Ihnen an den, mir aus den Zeitungen ohngefähr bekannten Ort Ihres Aufenthalts ſogleich melden.

Im tiefſten Vertrauen, als meinem gemeinſchaftlichen

Freund mit Schiller, eröffne ich Ihnen, daß die Berliner es mir gar zu unsinnig anstellen. Sie wittern, daß ich ins Bayrische gerufen bin, (was richtig ist, nur wissen sie nicht recht die Bestimmung) treiben sich seitdem, — die höchsten und mächtigsten in der Stadt und bei Hofe, — mich hier zu behalten, und haben den vernünftigen Gedanken gefaßt, daß — die Berliner Akademie beim König einkommen soll, um meine Anstellung in ihrer Mitte mit einer hinreichenden Pension. Damit hat man zögernd geeilt, und heute stehen wir da, daß einer der Directoren — erst Nikolai bereden will, daß er einwillige, und darüber fällt keinem ein Zweifel vor, ob ich auch einwillige, daß Nikolai einwillige. Ich werde also für die Schmach dieser Behandlung entweder nach Bayern oder nach Rußland gehen, und es würde mir sehr wohl thun, wenn ich das Etablissement in dem letztern Reiche nach meinen Bedingungen Ihnen verdankte, und keinem andern. Hochachtungsvoll empfiehlt sich Ew. Excellenz gehorsamster Fichte.

Berlin, 1. April 1805.

Ew. Excellenz habe ich die Ehre, wiewohl etwas spät, den richtigen Empfang der 17 Dukaten für mich, und früher der 150 Rthlr. für Herrn von Alopäus, dankbar zu bescheinigen. Für Ihre gütige Verwendung für mich in Petersburg sage ich Ihnen den innigsten Dank. Es ist von daher nichts weiteres an mich gekommen; auch erwarte ich nichts.

Wahrſcheinlich wird mein Aufenthalt in Berlin fixirt. Es ſind dieſen Winter über große Anſtrengungen von meinen Freunden für dieſen Zweck verwendet worden, deren nächſten Erfolg freilich die Nikolaitiſche Partei zu verhindern gewußt, darüber aber auch den letzten Reſt des Credits, den ſie noch hatte, und des Mitleids, das man gegen ſie trug, verloren. Dagegen erlauben Ew. Excellenz, daß ich Sie um Ihre Verwendung für unſern Reſener anflehe. Aus ſeinen Briefen erſehe ich, daß ſeine Sachen ſehr verworren ſtehen. Man ſcheint nicht zu wiſſen, was man will oder nicht will. Fordert er die Erlaubniß zur Rückreiſe nach Berlin, ſo verſichert man ihn der höchſten Gnade, und daß man ihn nicht laſſen werde. Fordert er Beſtimmung ſeines Engagements, ſeiner Pflichten und Rechte, ſo ſagt man, er müſſe Geduld haben. Will er, daß man ſeine Frau und Kinder kommen laſſe, und ihm die Gelder auszahle, die man ihm verſprochen hat, ſo ſagt man, er ſei hypochondriſch. Nun kann er nicht länger Geduld haben, denn mit dem erſten Mai muß er ſich hier zu Berlin ſtellen können, außerdem geht ſeine hieſige Penſion verloren, ſeine Frau und Kinder ſind ohne Brot, und er ſteht dort gänzlich in der Willkür derer, die eben nicht geſinnt ſcheinen ſehr freundlich mit ihm walten zu wollen.

Er rühmt mit gerührtem Herzen, wie menſchenfreundlich Ew. Excellenz ſich ſeiner angenommen. Möchten Sie einen Weg finden, dieſen Ihren Schutz, deſſen er jetzt mehr als je bedarf, ihm in Petersburg kräftigſt angedeihen zu laſſen. Er begehrt nichts weiter, als daß man ihn nur wieder gehen

laſſe, wenn man ihn nicht anſtellen will; und dieſe Forderung iſt nicht unbillig.

Verehrungsvoll empfiehlt ſich der Fortdauer Ihres Wohlwollens Ew. Excellenz ganz gehorſamſter

Fichte.

Erlangen, 1. Juni 1805.

Der Rittmeiſter von Struve, außer ruſſiſchen Dienſten, ein alter Schulfreund von mir, deſſen Bekanntſchaft ich vor meinem Abgange von Berlin erneuert, wünſcht bei einer vorhabenden Reiſe nach Weimar bei Ew. Excellenz eingeführt zu werden; dies iſt die nächſte Veranlaſſung dieſes Schreibens, welches ich mir die Freiheit nahm an Ew. Excellenz zu ſtellen. In Schulpforte zeichnete ſich dieſer Struve durch hervorſtechendes Talent aus. Seine weitere Laufbahn habe ich nicht beobachtet. Er iſt der Verfaſſer des beiliegenden Gedichtes, welches Ihnen zu überreichen er mich erſucht hat. Als Philoſoph habe ich mich völlig überhoben, daſſelbe zu leſen; ich greife daher Ihrem und der Großfürſtin Majeſtät Urtheile, der er ſich dadurch zu empfehlen wünſcht, auf keine Weiſe vor. Mit ſeinen Abſichten und Planen wird er ohne Zweifel perſönlich Ew. Excellenz bekannt machen, wenn er die Ehre hat Ihnen aufzuwarten.

Innigſt erſchüttert hat mich und meine Frau, welche letztere ſich die Freiheit nimmt den beigeſchloſſenen Brief an Frau von Schiller beizulegen, die Nachricht vom Tode unſers theuren Schiller. Ich hatte an ihm noch Einen der höchſt

ſeltenen Gleichgeſinnten über geiſtige Angelegenheiten. Er iſt hin. Ich achte, daß in ihm ein Glied meiner eignen geiſtigen Exiſtenz mir abgeſtorben ſei.

Setzen Ew. Excellenz die Wohlgewogenheit, die der Vollendete vielleicht für mich trug, der Ihrigen hinzu; ſo wie ich ſehr erbötig bin, die Verehrung, die ich ihm gewidmet hatte, auf Sie überzutragen. Euer Excellenz gehorſamſter

Fichte.

XXXIII.

M. A. v. Thümmel*

an Wilhelm v. Wolzogen.

Gotha, 15. April 1805.

Man hat kaum Zeit, lieber freundlicher Mann, Ihnen für eine erzeigte Gefälligkeit ſeinen Dank abzuſtatten, als Sie ſich auch ſchon zu einer neuen erbieten. Die Antwort des Generals von Klinger hat mich ordentlich überraſcht, denn kaum konnte ich denken, daß mein Brief an ihn ſchon über die deutſche Gränze ſei. Freilich wohl kann ich ihm und dem Senateur von Koſodawlew durch keine ſchönere und geſchwindere Gelegenheit mein neues Meßprodukt in die Hände ſpielen, als durch die Ihrigen, aber iſt es auch einer ſolchen Vermittelung und Eile wohl werth? Ich will mir indeß über dieſe Bedenklichkeit kein graues Haar mehr wachſen laſſen, will mich nicht wie ein junges Mädchen zieren und ſoviel Ehre verbitten, ſondern nächſtens meinen Verleger Göſchen anweiſen, dem Bedienten, den Ew. Excellenz an ihn ab-

* Moritz Auguſt v. Thümmel, geb. 1738, geſt. 1817, der Miniſter und Dichter.

ſchicken werden, drei Excemplare meines Buches auszuhändigen. Zwei davon ſind meinen beiden genannten ruſſiſchen Freunden beſtimmt, das dritte aber der Bibliothek Ihrer theuerſten und liebenswürdigen Frau Gemahlin. Daß ihr ja nur nicht bange davor ſei Sie darf diesmal vielleicht kaum ein Dutzend Seiten überſchlagen, ſo kann ſie in der That die übrigen leſen ohne roth zu werden. Ich bitte mich ihr unterthänig zu empfehlen. Es wäre wohl möglich, daß ich ſelbſt noch die Leipziger Meſſe beſuchte. In dieſem Fall bitte ich mir im Voraus die Erlaubniß aus Ew. Excellenz meine Aufwartung und meine Commiſſionen bei Ihnen ſelbſt zu machen. Ich verharre mit der ausgezeichnetſten Hochachtung Euer Excellenz unterthänig verbundenſter Diener

M. A. v. Thümmel.

Gotha, 27. September 1805.

Ich weiß kaum, wie ich die Gelegenheit benennen ſoll, die ſich mir ungeſucht durch Überbringer dieſes anbietet Ew. Excellenz zu ſchreiben. Er iſt mir vor zwei Jahren zu Paris in einem Abendcirkel dortiger Gelehrten als ruſſiſch Kaiſerl. Hofrath von Clauſen genannt worden und geſtern habe ich ihn am hieſigen Hofe wiedergeſehen. Auf meine Bejahung ſeiner Frage, ob ich mit Ew. Excellenz bekannt ſei, bat er mich um einige Zeilen an Dieſelben, die — wenn ſie auch ihm nicht als eine vollgültige Einlaßkarte, doch mir wenigſtens ſo gut als mit der Poſt dazu dienen können mich nach dem Befinden Ew. Excellenz zu erkundigen und mich zugleich

eines Irrthums wegen zu entschuldigen, den mein Schwiegersohn von Studnitz vor einigen Monaten veranlaßt hat. Ich gab ihm den Tag vor meiner Abreise nach Holland, von der ich erst vorgestern Abends wieder zurück bin, beim Abschiednehmen, etwas zu flüchtig, den Auftrag Ew. Excellenz die literarische Seltenheit der russischen Übersetzung zu zeigen, die Ihre Majestät die höchstselige Kaiserin von meinem kleinen und ersten Gedicht zu veranstalten mir die Ehre erwiesen hatten — und Ihnen zugleich die beiden letzten Theile meiner Provencer Reise mit der Bitte einzuhändigen, solche gelegentlich die Gnade zu haben, nach Petersburg zu befördern. Da mein Commissionair Ew. Excellenz, die eben nach Wiesbaden verreist waren, nicht mehr in Wilhelmsthal antraf, so stellte er diesen Bücherkram dem Hn. Kammerherrn v. Schardt zu, der dadurch verleitet ward, solchen Ihro K. Hoheit der Frau Erbprinzessin vorzulegen. Ich bin nicht wenig über diese sonderbare Verwechselung betreten, an der ich nur in so fern, als ich meinem Packet keine Aufschrift gegeben hatte, mir die Schuld beimessen kann. Ich darf mir zwar schmeicheln, daß Ew. Excellenz nach Dero Zurückkunft den Mißgriff werden errathen und bei Ihrer höchst gnädigen Gebieterin entschuldigt haben, wenn anders Ew. Excellenz sich selbst noch des flüchtigen Gesprächs erinnern konnten, das mich veranlaßt hat, Ihnen diese Bücher zu schicken. Erlauben Sie mir, daß ich auf allen Fall die eigentliche Bestimmung, die ich mit ihnen beabsichtigte, wiederhole Die russische Wilhelmine, mit deren ehrenvoller Ausstattung ich nur dann und wann

gegen Freunde prahlen kann, die, wie Ew. Excellenz, ihre Sprache beſſer verſtehen als ich, hoffe ich vielleicht in kurzem zu Weimar ſelbſt bei Ew. Excellenz wieder aufzuſuchen. Die beiden jüngſten und wahrſcheinlich letzten Kinder meiner alternden Muſe wünſchte ich aber väterlich, durch Dero gnädige Vermittelung, mit ihrem ältern Geſchwiſter, die ehemals in der Bibliothek der Kaiſerin Katharina der zweiten ſo großmüthigen Schutz fanden, zu vereinigen, da ſolche zu einer Familie gehören, einerlei Uniform tragen, und ſich gegenſeitig unterſtützen müſſen. Ich wünſche übrigens, daß Ew. Excellenz Dero Badereiſe auf's beſte bekommen ſein mag und verharre mit der ausgezeichnetſten Hochachtung Ew. Excellenz unterthäniger M. A. Thümmel.

XXXIV.

Freiherr v. Stein

an Wilhelm v. Wolzogen.

Nassau, le 19 juillet 1805.

Monsieur,

La lettre de votre Excellence du 18 m'est arrivée à tems, donc j'ai suspendu mon voyage; — comme il m'arrive demain du monde d'Ems, je ne puis me rendre à Caub, mais en cas que vous exécutiez le projet de vous y rendre, vous pourriez facilement faire un détour de 4 lieues, ce qui est la distance d'ici à Caub.

Selon les gazettes la paix est signée, c'est sans doute un acte d'asservissement et d'esclavage, je trouve que ce qu'on peut faire de mieux, c'est de détourner les yeux du présent et de l'avenir, et de s'occuper de l'étude de l'histoire naturelle au lieu de celle de l'histoire politique.

Votre ami M. le ministre de Marschall me rendrait un grand service en me faisant avoir une soixantaine de toises carrées qu'il me faut pour y bâtir une serre —

je lui ai écrit à ce sujet et je voudrais qu'il décide l'affaire le plus tôt que possible afin que je puisse commencer à bâtir.

Ma femme veut être rappellée au souvenir de Mme. la B. de Wolzogen, qui aggréera mes hommages, et c'est avec les sentiments de la considération la plus distinguée que j'ai l'honneur d'être

de votre Excellence

le très-humble et t. obéiss. serv.

Stein.

Je vous propose d'attendre encore des éclaircissements sur les affaires générales, avant que de faire usage des papiers dont j'ai eu l'honneur de vous parler.

XXXV.

Johannes Müller

an Wilhelm v. Wolzogen.

Berlin, le 14 jan. 1806.

J'ai entendu dire, Monsieur le baron, que S. A. Impériale et aussi Monseigneur désireraient voir une séance de l'Académie des Sciences, qui en effet ont été souvent honorées de la présence d'augustes amateurs des lettres. J'en ai parlé à M. de Humboldt, comme l'homme le plus propre de la rendre intéressante par quelque lecture, relative aux découvertes de son voyage; et il s'y prêta très-volontiers. Mais comme la séance publique de l'anniversaire de Frédéric II ne se tiendroit dans la règle que le 30 de ce mois, il conviendroit peut-être de la devancer de 7 jours, de la fixer au 23. C'est que je tâcherai d'arranger. Mais comme il faut que ceux qui liront, en soient prévenus à tems, ainsi que le public, je serois bien aise de savoir, d'abord, si en effet LL. AA. Imp. et Ser. ont ce désir, et puis, si Elles souhaitent l'accomplir le 23 et non le 30? Vous serait-il possible, Monsieur le baron, qui vous inté-

ressez également et à prévenir les voeux de LL. AA. et à faire honorer les lettres, de sonder là-dessus les intentions et de m'en avertir avec cette bonté dont je vous dois déjà tant de reconnaissance. J'ai l'honneur d'être avec la plus haute considération

de votre Exc.

J. Müller.

P. S. Je dois encore faire mes remercîmens à V. E. de la bonté de m'avoir fait avertir l'autre jour que le Prince ne pouvoit me recevoir. Le message à la verité vint un peu trop tard, mais l'intention y étoit. J'y ai été depuis avec aussi peu de succès. Il me paroit que n'y ayant pas à dire des choses bien particulières, je ne dois pas importuner ultérieurement L. A. par un empressement, que peut-être elle agréera plus à son aise lorsqu'un jour je reviendrai à Weimar, ou bien à la séance de l'Academie.

Berlin, le 24 jan. 1806.

Monsieur le baron!

Si je ne pensois pas qu'en ces derniers jours vous êtes plus occupé et distrait qu'à l'ordinaire, j'aurois eu l'indiscrétion de venir usurper peut-être une demi-heure de votre temps. Mait comme je calcule qu'il en coûtera moins à votre Excellence d'écrire *deux lignes*, c'est en vous les demandant que je m'acquitte d'une prière dont j'ai été chargé de la part du secrétaire perpétuel de

l'Academie. Il doit prononcer jeudi prochain l'éloge du feu Duc d'Oels. Or, il ne sait pas de quelle maladie il est mort. Je crois que c'étoit d'une colique hémorrhoïdale, cependant il m'a paru plus sûr de le demander à votre Excellence qui étoit alors à Weimar. Je la supplie donc de ne mettre sur une carte que ces trois mots, *le nom* de la maladie, s'il en a été emporté *subitement* ou après de longues douleurs, et s'il a conservé ou non l'usage de sa *raison* jusqu'à la mort. Ce sont là, je pense, toutes les circonstances dont notre vieux panégyriste aura besoin. Excusez, je vous supplie, la liberté que je prends; et que votre Excellence daigne me compter en toute occasion au nombre de ses verviteurs les plus empressés.

Quant à moi j'ai encore à la remercier de l'intérêt, qu'elle m'a bien voulu témoigner.

Rien n'est arrivé, ni s'est fait depuis. Mais je n'ai pas oublié ce que V. E. m'a dit des amis qu'elle a dans *ce pays* — là; particulièrement de M. Kl., dont, dans tous les cas, il est toujours bien désirable de mériter la bonne opinion; car c'est un des hommes les plus excellens par son caractère et ses principes; je fais la plus haute estime de ses écrits. Ainsi, si V. E. lui écrit une fois je serois bien charmé si elle vouloit me procurer une part à sa bienveillance. Le reste sera comme la Providence le voudra; il y a du pour et du contre; rarement l'homme sait ce qui sera le plus heureux pour

lui; ma devise est dans Corneille: Faites votre devoir et laissez faire aux Dieux!

Encore pardon de ce long bavardage, auquel je me suis bien indiscrétement laissé aller par la grande satisfaction que me donne l'idée de m'entretenir avec V. E. Je la supplie d'agréer les hommages empressés

de son plus dévoué serviteur

J. Müller.

XXXVI.

Anhang. *

Weimar, 6. October 1787.

Wenn ich nur ein Mittel wüßte Dir zu Geld zu helfen, mein Lieber, aber da sitz' ich und finde keins. Eingeschloßner Brief von Dalberg wird Dir zeigen, warum sich bisher noch nichts ereignen konnte. Ich warte nunmehr mit Schmerzen auf Nachrichten, auch wegen Geld. Das verfluchte Geld! An Crusius schreib ich nächsten Donnerstag, zu Ende des Monats muß ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem

* Die nächstfolgenden drei Briefe, welche nicht eigentlich in die Wolzogensche Correspondenz gehören, mochte ich doch, als im Nachlaß der Frau v. Wolzogen vorgefunden, nicht untergehen lassen. Der Erste von Schiller ist wahrscheinlich an seinen Jugendfreund Haug in Stuttgart, den Epigrammendichter, der Zweite an Geheimenrath Voigt im Weimarischen Ministerium gerichtet, der Dritte fand sich bei dem Briefe des Grafen Reinhard, ist aber jedenfalls von dem Maler Reinhart geschrieben, und kann nicht an Hn. v. Wolzogen gerichtet sein, da dieser um diese Zeit sich nicht in Rom, sondern in Petersburg befand. Der Schluß des Briefes bezeichnet den Begleiter eines deutschen Prinzen, vielleicht des nachmaligen Großherzogs von Oldenburg.

Sande bin; wenn mich Cruſius nicht gleich bezahlen kann, wenigſtens zur Hälfte, ſo gebe ich meine Niederlande beſonders heraus bei einem andern Buchhändler und arbeite noch an einer andern Verſchwörung. Kann er mir aber ſchicken, ſo kann ich Dir wenigſtens etwas davon geben. Vor Ende der Meſſe weiß ich aber gar keine Ausſicht. Auch das kann Dir beweiſen, wie wenig ich jetzt auf Heimreiſen denken kann.

Sonſt mein Lieber muß ich Dir geſtehen, daß, wenn ich es hätte, ich Deine Geſellſchaft jetzt mit Golde aufwägen würde. Hundertmal denke ich an Dich, Du fehlſt mir alle Stunden. Warum können wir nicht bei einander ſein, wir, die ſo ſehr zuſammen gehören? Ich habe ſo unendlich viel an Dich auf dem Herzen, das ich Dir durchaus nicht ſchreiben kann. Hier habe ich viele Bekannte, worunter auch recht brave Menſchen ſind — aber keinen Freund den ich lieben könnte. Ein weiblicher Freund iſt keiner. Ich bin ganz iſolirt. Laß dieſen Brief Niemand leſen.

Schiller.

Jena, 26. März 1795.

Sie haben mich ſo ſehr daran gewöhnt, mein verehrungswürdiger Freund, mich in dem, was mein Schickſal betrifft, Ihnen anzuvertrauen, daß ich auch jetzt in einer Verlegenheit, worein ich mich durch einen Antrag aus meinem Vaterlande geſetzt ſehe, Ihren Rath und Beiſtand mir erbitten muß.

Vor 6 Wochen wurde mir von der Univerſität Tübingen

aus eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbeſſernden Gehalt angetragen, weil man dort eben damit beſchäftigt iſt, nach Aufhebung der Militair-Academie, die Tübinger Univerſität in einigen Fächern zu verbeſſern. Ich wies dieſen Antrag ab, mit der Erklärung, daß meine Geſundheits-Umſtände mir nicht erlaubten, ein ordentliches Amt zu übernehmen. Da ich durch dieſe Erklärung alles für abgethan hielt, ſo ſchwieg ich von der ganzen Sache. Meine Neigung ſteht ganz und gar nicht nach Tübingen, und es iſt mein völliger Ernſt in Jena zu leben und zu ſterben. Wenn ich unſerm Herzog auch nicht ſo viel ſchuldig wäre, als ich ihm wirklich ſchuldig bin, ſo möchte ich mir doch keinen beſſern Herrn wünſchen; und eben ſo verhält es ſich auch mit meinen Freunden und Bekannten, die mir an keinem Ort der Welt würden erſetzt werden.

Nun wird mir aber der vorige Antrag vor ein paar Tagen privatim erneuert, mit dem Zuſatz, daß man gar keine öffentliche Function von mir erwarte, daß ich meine vollkommenſte Freiheit haben ſolle, auf welche Art es mir gefiele, auf die Studirenden zu wirken u. ſ. f. Dieſer Ernſt meiner Landsleute mich bei ſich zu haben, rührt mich, und zwar um ſo mehr, da die mir beſtimmte Beſoldung außerordentlich iſt und erſt neu muß ausgeſetzt werden. Nichts deſto weniger kann ich mich nicht entſchließen, Jena und meine hieſigen Verbindungen zu verlaſſen, und ich würde auch dieſen neuen Antrag eben ſo ſtill wie den erſten von mir weiſen, wenn nicht *eine* Betrachtung mir Bedenken machte.

Sie wiſſen, mein vortrefflicher Freund, daß ein Theil meiner Exiſtenz von meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit abhängt. So lange meine Geſundheit nicht ſchlimmer iſt, als gegenwärtig, ſo hat es damit ganz und gar keine Noth; ſollte aber einmal körperliches Unvermögen an dieſer Activität mich hindern, ſo würden meine kleinen fixen Einnahmen nicht hinreichend ſein. Ich hoffe zwar, daß ein ſolcher Fall nicht zu fürchten iſt, aber er iſt doch möglich, und ich bin es meiner Frau und meinem Kinde ſchuldig, es nicht darauf ankommen zu laſſen. Dieſe Unbeſtimmtheit meiner Zukunft iſt das Einzige, was mich in Anſehung jenes Antrages zweifelhaft macht. Mein Entſchluß würde aber vollkommen und für immer genommen ſein, wenn unſer gnädigſter Herr mir die Verſicherung geben wollte, daß in dem äußerſten Fall, wenn zunehmende Kränklichkeit an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mich gänzlich verhindern ſollte, und nur in dieſem Falle, mein Gehalt mir verdoppelt werden ſollte. Für jetzt verlange ich nichts, und ich hoffe es auch niemals zu bedürfen. Ja ich will auch auf dieſe Hülfe Verzicht thun, wenn mir in dieſer Zeit, wie ich einige wahrſcheinliche Hoffnung habe, von andern Orten her eine Penſion bezahlt werden ſollte, die mir in Jena zu bleiben erlaubt. Würde mir durch eine ſolche Erklärung unſers gnädigſten Herrn Sicherheit für die Zukunft gegeben, ſo würde ich nicht nur den gegenwärtigen, ſondern jeden künftigen Antrag abweiſen und auf immer in Jena bleiben.

Dies iſt es, mein verehrungswürdigſter Freund, was ich

Ihnen anvertrauen wollte, und was ich Sie dem Herzog vorzutragen gehorſamſt bitte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ernſtlich ich hier zu bleiben wünſche, auch meine Frau würde ſich kaum losreißen können, und doch wüßte ich es nicht zu vermeiden, wenn mir nicht einige Sicherheit für künftige Fälle gegeben würde. Sagen Sie unſerm gnädigſten Herrn, daß er zwar tauſend brauchbarere Diener hat als mich, aber gewiß keinen dankbarern und keinen, der herzlicher an ihm hängt als ich.

Ihnen, mein Verehrteſter, dem ich ſchon ſo viele Verpflichtungen habe, brauche ich nicht erſt zu verſichern, wie unbegrenzt das Vertrauen iſt, womit ich die Entſcheidung meines Schickſals in Ihre Hände gebe. Erfreuen Sie mich bald mit einer Antwort, weil man eine zeitige Erklärung in Stuttgart von mir erwartet. Ihrer Frau Gemahlin die reſpectvollſten Empfehlungen von mir und meiner Frau. Ihr verbundenſter Schiller.

Ariccia, 4. Oct. 1803.

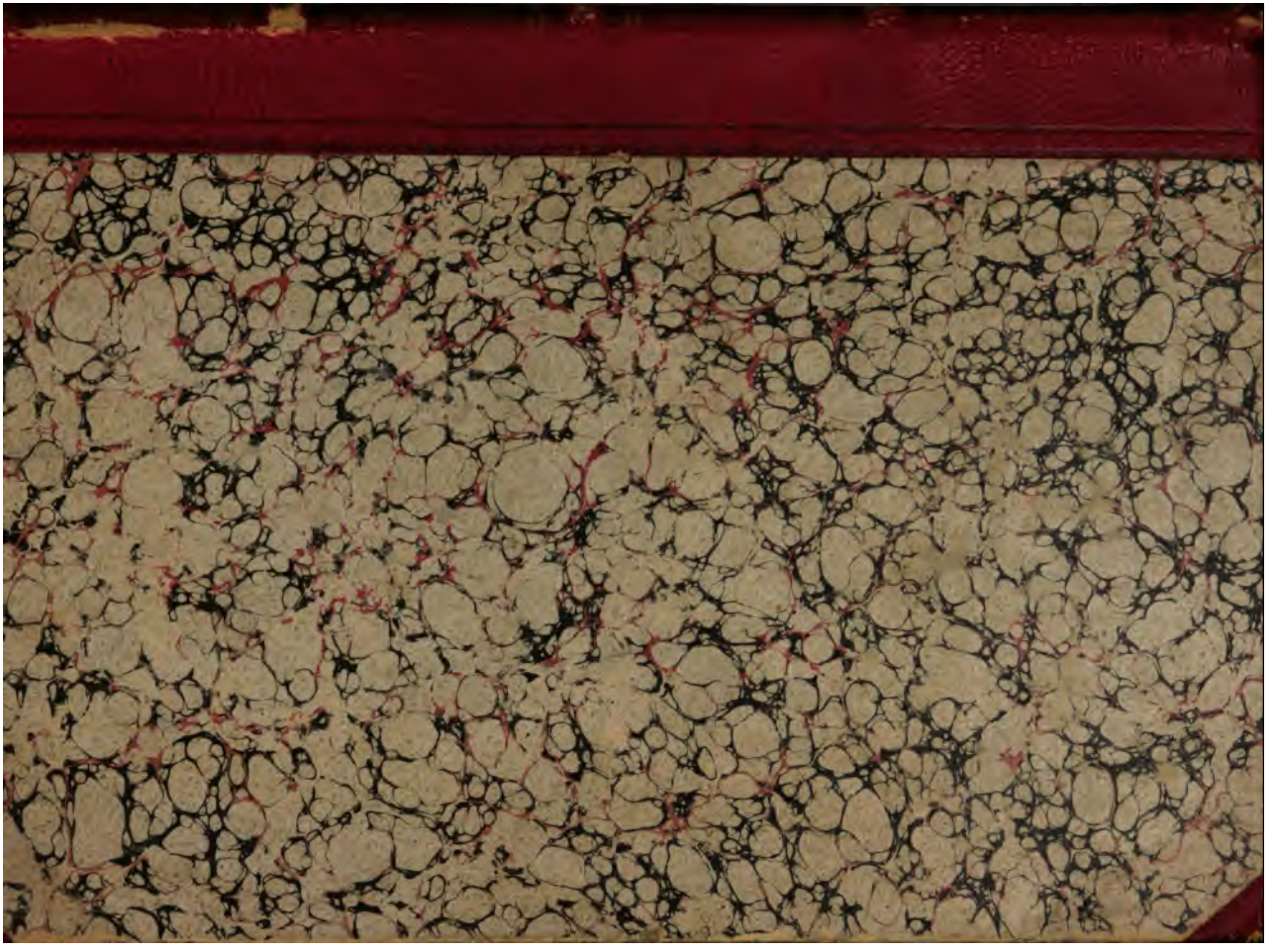
Werthgeſchätzter Freund!

Der Kapitän Alberti hat mir mit ſeinem gewöhnlichen Dienſteifer den Auftrag gegeben, Ihnen zu ſagen, daß Sie, wenn Sie noch ein Barill von dem rothen Wein haben wollten, ihm doch ja ſchleunigſt darüber Nachricht geben ſollten, weil er Freitag oder Sonnabend andern Wein nach Rom zu ſchicken hat, und dieſes Barill zugleich mitſenden könnte. Ich habe ihn wegen des engl. Tafel-Service von de Beau gefragt,

welches Sie zu haben wünſchten; er ſagt mir aber, daß hier nichts verkauft worden wäre und das Haus völlig meublirt geblieben ſei, wohl aber in Rom hätte de Beau, da er abgereiſt, vielerlei Sachen durch ſeinen Maestro di casa verkaufen laſſen. Wegen des Briſtolſchen Wagens habe ich noch keine Antwort, heute aber werde ich Beſcheid darüber erhalten, und Ihnen in dieſen Tagen darüber ſchreiben, denn dieſen Brief trage ich ſchon verſiegelt nach Albano, um irgend Jemand aus Rom zu finden der auf das Feſt des Seraphiſchen St. Francesco gekommen, und der ihn an Sie beſtellen möchte.

Der arme Fernow hat das Fieber bis zum Ende ſeiner Reiſe zum Geſellſchafter gehabt. Reinwald, Schillers Schwager, ſchreibt mir vom 5. Sept. aus Meiningen, daß er ihn im Gaſthofe krank auf dem Bette angetroffen, und ſo gerne er manches von ihm erfahren, ſich ein Gewiſſen gemacht, bei ſeiner Mattigkeit viele Fragen an ihn zu thun. Ich hoffe, daß er geheilt ſein wird und bin ſehr auf Nachricht von ihm begierig. — Was macht Theodor? Ich fragte einen Herrn, der geſtern hier durch und nach Neapel reiſte, nach ihm; er wußte mir aber nichts Beſtimmtes zu ſagen. Ich hatte dieſen mehrmals bei Ihnen geſehen. Er hat ein ganz wurmſtichiges Geſicht, und iſt, glaub' ich, ein ruſſiſcher Baron, übrigens ein großer Freund des liebenswürdigen C. Eichholz.

Hier iſt ein fürchterliches Edict erſchienen, welches im Namen di Sua Eccellenza verbietet, Hunde auf der Straße herumlaufen zu laſſen. Daß Sie ja nicht glauben ich ſei ad

vocem Eichholz darauf gekommen. Ich führe es blos an, weil ich weiß, daß der Styl der Curia Ariccina Ihnen Vergnügen machen wird. Nach einer schönen poetischen Parade von der Liebe di Sua Eccell. verso li suoi amatissimi sudditi heißt es: Sua Ecc. stessa, col *vivo Oracolo della Sua voce* a pronunciato etc. weil ein Individuo von einem tollen Hunde gebissen worden, 10 Jahre Galeere oder 20 Piaster Strafe für die Übertreter. Es thut mir leid, daß ich nicht das Ganze copirt habe; der Comandant von Jericho hätte es nicht orientalischer abfassen können. Zuletzt tritt der verlauste Governatore auf: perciò mediante la Nostra Carica — ordiniamo comandiamo etc. Tags darauf schoß ein Sbirro — col vivo fuoco del suo schioppo nach einem Hund und traf einen armen Jungen ins Auge!

Verzeihen Sie mir, wenn ich mit Staatsangelegenheiten von Ariccia Ihnen Langweile gemacht habe. Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, der gnädigen Frau, dem Prinzen und Dr. Kohlrausch. Grüßen Sie Theodor von mir. Stets der Ihrige. C. Reinhardt.